Das rote meer; roman von Clara Viebig

Clara Viebig

Das rote Meer

Das rote Meer

Roman

von

Clara Viebig



Leipzig / Hesse & Becker Verlag

21. bis 26. Tausend

Druck und Einband von Hesse & Becker, Leipzig. 186.6

I

Den Sommermittag, den Akazien- und Lindenduft süß umschmeichelt, durchgellt ein Mißton. Woher kommt er?

Die Leute, die über die Straße des Vororts im Westen von Berlin gingen, merkten auf. Sie blieben stehen, drehten sich nach rechts, nach links, streckten den Kopf vor und horchten. Man war schon an vieles gewöhnt: an das auf dem Bahnstrang ewig-gleiche Dahinrasseln der Züge, die dem Krieg immer neuen Fraß in den Rachen schütten — an das unheimliche Heulen der Feuerwehrsirene, die das Eintreffen der Verwundetentransporte ankündet — an die dumpfen Klänge einer Musik, die an immer neuen Gräbern zum Poltern der Schollen aufspielt — einen Laut wie diesen hatte man noch nicht vernommen. Was war das? Man erschrak. Man war schreckhaft geworden im dritten Kriegsjahr. Klang es nicht wie ein Hilferuf, wie eine Mark und Bein durchschrillende Klage? Ein Schrei ohne Worte; ein Jammer, aber nicht aus Menschenmund. So brüllt auch kein Tier auf unterm Beil des Schlächters. Es war etwas Übernatürliches, Furchtbares. Ein Schauer überlief die Hörer. Und alle hörten; nicht nur in den Straßen des Vororts, in den grünumbuschten Villen und Gärten, die Sommerluft nahm den Schrei auf ihre Flügel und trug ihn

weit hinaus über Äcker und Felder, trug ihn durchs ganze Land.

Unwillkürlich hob Frau Hedwig Bertholdi, die am Tor ihres Villengartens stand, den Blick zum unbewölkten Himmel: ging ein Riß durch sein festes Blau, ballten sich finstere Wolken zusammen? Ihr war seltsam bang. Aber klar leuchtete oben das ruhige Blau, und die Erde prangte freundlich in Gartengrün. Rosen blühten, es war ein schöner Tag.

Sie wischte sich die Stirn; die Luft dünkte sie plötzlich schwer. Spähend sah sie nach dem kleinen weißen Wagen aus, in dem die Wärterin das Kindchen ihres Sohnes Rudolf ausgefahren hatte.

Ihre Nachbarin, die Witwe Krüger, kam vorbei. Hedwig hatte die Frau lange nicht gesehen; sie erschrak: war die alt geworden. Das Gesicht der Krüger, das früher breit gewesen war, schien ihr heute ganz schmal gehutzelt, von hundert Falten zusammengeschnurrt. Die alte Frau führte einen kleinen Knaben an der Hand. Das war wohl das Kind ihres Sohnes, des Gustav Krüger, der schon seit Herbst vierzehn vermißt wurde? Ob die Mutter wohl immer noch auf Nachricht von ihm wartete?

Hedwig gab der Nachbarin die Hand. „Wie geht es Ihnen, Frau Krüger? Ist das der Kleine?“

Die Großmutter strahlte auf: „Nu hab ich'n ganz. Die Hieselhahn“ — sie verbesserte sich rasch — „die Mutter von dem Kind is jetzt bei der Kriegswirtschaftsstelle in Berlin — annehmen tut se ja nischt von mir für sich selber —, da hat se zu wenig Zeit für das Jungchen. Zweimal die Woche

kommt se abends raus, und denn den ganzen Sonntag. Aber er is gerne bei Großmuttern, nich wahr?" Sie bückte sich tief zu dem Kinde hinunter.

„Wie heißt du?" Frau Bertholdi strich dem Kleinen über das glänzend blonde Haar.

Die dunkel bewimperten großen grauen Augen sahen sie furchtlos an. „Jungchen."

„Nur Jungchen?" Hedwig mußte lächeln.

„Er hat die Augen von meinem Gustav, die schönen großen Augen. Da haben mich die Leute immer früher drauf angeredt, als ich 'n noch auf'm Arm trug. Und Gustav heißt er auch, wie sein Vater. Ich ruf 'n aber nur ‚Jungchen'. Weil ich so viel mit meinem Gustav rede, weiß er ja sonst nich, wen ich meine: Vatern oder ihn."

Die Krüger mochte ein gewisses Befremden in dem Gesicht der andern lesen, sie setzte rasch hinzu: „Verrückt bin ich nich, das brauchen Se nich zu denken, gnädige Frau, wenn's die Leute vielleicht auch sagen. Ich hab noch alle meine Fünfe zusammen. Aber ich kann nich mehr leben, ohne mit Gustaven zu reden. Ich weiß ja nu, daß er nich mehr lebt. Die Hieselhahn" — sie verbesserte wieder — „die Trude, die hat mir zuliebe keine Ruhe gegeben, nach Graudenz is se gefahren, wo sein Stammregiment stand."

„Haben Sie denn da etwas Bestimmtes erfahren?"

Die Krüger nickte: „Se hat da einen getroffen, der ausgerückt war aus der russischen Gefangenschaft, 'nen Kamerad vom Gustav. Der is dabeigewesen, wie 'ne Granate meinem Gustav den Leib aufgerissen hat — seinen armen Leib! ‚Lebt wohl', hat er noch gerufen. Dann war's aus.

Bei Lodz 'rum. Ach, er war ja gar nich bei Dixmuiden, gar nich in Frankreich, wie ich immer gemeint hab; da hab ich ihn all die Zeit vergebens gesucht." Ein wehmütiges Lächeln ging über ihr verfurchtes Gesicht. „Wissen Se noch, Frau Bertholdi, wie ich mit dem Bild aus der Zeitung zu Ihnen gerannt kam, Sommer vor zwei Jahren? ‚Deutsche Gefangene auf Korsika' — da meint' ich sicher, er wär' drunter. Und er war in Rußland, in dem großen, kalten Rußland! Mich friert, wenn ich dran denke."

Erregt zog sie das wollene Tuch, das sie um die hageren Schultern trug, dichter um sich. Dann aber faßte sie das Händchen des Kindes fester und sagte gelassen: „Nu friert er nich mehr. Se haben ihn da begraben; 'n Grab für sich allein. 'n Kreuz ha'm se draufgesetzt, aus Birkenstämmchen, wie se's so machen in Rußland. ‚Gustav Krüger' schön eingeschnitzt, und den Datum vom Tag. Der Kamerad hat's ganz genau alles beschrieben. Die Hieselhahn hat ihm gegeben, was se bei sich hatte, der arme Mensch hatte ja keinen Pfennig. Se hat ihn gehörig ausgefragt. Also erst, wenn man rauskommt bei dem Dorf — se hat sich den Namen aufgeschrieben — denn kommt Heide, lauter ödes Land, 'n paar Kiefernstumpen drauf und kleene Birken und Gräben, lauter Gräben und tiefe Kulen von all dem Schießen. Da geht man immer gradeaus. Denn kommt 'n großer Sumpf, und denn biegt man rechts ab, wo Wald anfängt. Da steht 'n Heiligenbild in 'nem gemauerten Häuschen. An dem Kreuz hängt Christus; das Häuschen is halb zerschossen, eigentlich nur noch 'n paar Steine, aber das Kreuz steht hoch in den Himmel, und der Christus hängt

dran noch ganz unversehrt. Und dahinter is so 'ne Art Buchte, hinter Buschwerk 'n bißchen geschützt, da haben se'n begraben. Da werd ich ihn finden, wenn ich ihn suche. Wir fahren hin."

„Hinfahren?!"

Die Krüger nickte.

Dachte die Frau im Ernst daran, nach solch unbestimmter Beschreibung das Grab zu finden? Hedwig schüttelte den Kopf: unmöglich. Ein so winziges Grab in einer so ungeheueren Weite; in einer Wildnis von Baumstümpfen und Moor. Und sicher war jetzt dort schon alles anders, der Krieg wandelt das Antlitz der Erde ja rascher um in Augenblicken, wie Jahre das Gesicht des Menschen. „Sie können nicht hin, das geht nicht!"

„O doch!" Die Frau blieb hartnäckig.

„Sie denken sich das leichter."

„Ich denke mir gar nischt." Die Krüger reckte sich, es kam etwas von der früheren Strammheit in ihre Gestalt. „Wir fahren. Wir haben schon 'ne Eingabe gemacht. Die Frau General von Voigt nimmt sich unser an; der ihr Mann steht im Osten, nach dem fragen wir. Dann gibt der uns einen mit, und der führt uns."

Hedwig sagte kein Wort mehr; das klang alles so bestimmt, so selbstverständlich.

Die Krüger sprach weiter, es schien ihr ein Bedürfnis, davon zu reden. „Im Herbst kriegt die Hieselhahn vierzehn Tage Urlaub, denn fahren wir." Sie blickte fast spöttisch in das besorgte Gesicht der anderen: „Wir sind ja nich so verwöhnt. Was man muß, das kann man auch; besonders

jetzt. Wenn Sie wüßten, wie ich mich drauf freue, denn würden Sie vielleicht denken: die Krüger is doch verrückt." Sie lächelte und trat Frau Bertholdi, leise, fast heimlich sprechend, näher: „Wenn ich früher was hatte, was mich quälte — solange man lebt, hat man ja nu mal Unruh und Verdruß — denn ging ich abends immer an Gustaven sein Bett. Denn guckte ich mir den Jungen an, wie er so ruhig schlief, und denn wurd ich auch ruhig. Nu geh ich wieder an sein Bett und streich mit der Hand drüber hin, und denn bin ich auch ruhig, ganz ruhig."

Frau Bertholdi fuhr zusammen. Es dröhnte plötzlich wieder durch die Luft. Wieder wie vorhin. Was war das für ein seltsamer, unerklärlicher Klang? „Was mag das nur sein?"

„Weiß nich." Interesselos zuckte die Krüger die Achseln.

Da bog ein Arbeiter in die Straße ein. Er lachte. „Haben Se's gehört? Die wehrt sich!"

Das Lachen erschien ihr roh, und doch fragte Hedwig: „Wer denn?"

„Na, die große Glocke. Injeschmolzen soll se werden; Munition draus gemacht. Hat sich mächtig jewehrt, die Olle. Einmal hatten wir ihr schon eins versetzt, da ging se noch nich kaputt. Jetzt is se aber in Stücke. Wir kriegen se ja sonst nich runter aus'n Turm. Eigentlich schade drum." Der Mann wurde ernsthaft, er sagte verbissen: „Sie sollten mal lieber all die Standbilder von die Herrscher und die Militärs kaputtschlagen, die wären jrade jut vor't Inschmelzen. Die taugen doch sonst zu nischt."

Der Arbeiter war längst vorüber, auch die Krüger mit

ihrem Enkelkind weitergegangen, Frau Bertholdi stand noch immer an der Gartenpforte. Starr hing ihr Blick an dem Kirchturm, der schlank und spitz zwischen den dichten Wipfeln der Bäume durchlugte. Also daher der erschreckende Ton! War es schon so weit gekommen, daß man die Glocken einschmelzen mußte? In der Zeitung war diese Idee einmal erörtert worden, aber nur als eine allzuweit vorausdenkende und gänzlich unnötige Vorsicht. Und wozu auch? Sie läuteten ja so viele Siege. Der Friede konnte nicht mehr fern sein. Was die Feinde in diesem Winter nicht hatten annehmen wollen, das Angebot des Friedens, das würde man ihnen, vielleicht in diesem Herbst noch, aufzwingen.

Und doch fühlte Hedwig ihr Herz seltsam erbeben. Das schöne alte Kupfergerät, von Mutter und Großmutter ererbt, hatte man gern hergegeben — mochten sie auch die Kupferdächer der Stadt abdecken — aber die Glocken, die Glocken! Sollten sie denn nicht mehr Siege einläuten, mit erzenen Stimmen von der Erde hinauf zum Himmel rufen?! Es durchschauerte die Frau. Gab es denn nichts, gar nichts mehr, was diesem Kriege heilig war?

Es fehlten nur wenige Wochen noch bis zu dem Tage, an dem vor drei Jahren die beiden Bertholdischen Söhne hinausgeeilt waren. Noch lebten sie — aber wenn der Krieg noch länger dauerte?!

Immer furchtbarer wurde er. Die französische Offensive an der Aisne, in der Champagne war gescheitert, bei Arras hatten die Engländer ungeheure Verluste erlitten, deutsche Luftangriffe bedrohten das Inselreich, viele, viele tausend

Tonnen Schiffsraum versenkte der uneingeschränkte U-Boot-krieg, und doch — woher kam es, daß die Gemüter sich noch immer nicht wieder neu belebten?! Man las, wie niedergeschlagen die Stimmung der Franzosen sei — sie hatten ja auch alle Ursache dazu —, aber warum hing der Deutsche den Kopf? Rußland war doch nicht mehr zu fürchten, es hatte jetzt mit sich selber zu tun; und noch war kein Fußbreit besetzten Landes irgendwo wieder verlorengegangen.

Geduld! Hoffnung! Mut! Zuversicht! Die Frau lehnte sich gegen das Gartengitter. Nicht um die Söhne zitterte heut ihr Herz, kleinmütiges Bangen, angstvolle Ungeduld verlernte sich nach und nach. Wenn die Briefe ausblieben, nun, dann wartete man, bis sie kamen. Und kamen sie noch immer nicht, dann wartete man wieder. Wartete weiter und immer weiter. Tage gingen hin, Wochen, Monate, für die Ungeduld krochen sie langsam, der Ergebung vergingen sie schneller. Aber die Glocken, die Glocken! Ein kaltes Grauen fröstelte plötzlich durch den warmen Tag. Im hellen Licht der freundlichen Straße stand etwas wie ein Gespenst.

Gewaltsam schüttelte Hedwig Bertholdi schwere Gedanken ab: was nicht der Klageruf der sterbenden Glocke alles heraufbeschworen hatte! Sie atmete auf: ah, da kam endlich der kleine weiße Wagen mit dem kleinen weißen Kind.

Unter den duftigen Vorhängen schlief Rudolf Bertholdis Knabe. Als die Großmutter sich jetzt über den Wagen neigte, noch anmutig, jugendlich schlank, hätte man sie für die Mutter halten können. Ein zärtliches Lächeln machte sie noch jugendlicher; aber nun verlor es sich plötzlich: sie sah zum ersten Male, wie sehr das Kind seiner Mutter glich.

Annemarie von Loßberg war nun schon zwei Jahre Rudolf Bertholdis Frau, aber die Mutter hatte sich mit der übereilten Heirat des Sohnes, mit seiner stürmischen Kriegstrauung noch immer nicht ganz aussöhnen können. Und Herr Bertholdi, der sich dem Reiz des schönen Mädchens nicht verschlossen hatte, war nicht mehr derselbe. Mit einer gewissen Verbitterung war er heimgekommen; sein Rheumatismus hatte sich zu stark gemeldet, im Felde hatte er nicht bleiben können. „Bloß Etappenschwein — nein, dafür danke ich!" Leicht gereizt, mißverstand er jetzt oft Annemaries sorgloses Wesen: machte sich die Schwiegertochter denn gar keine Gedanken, was einmal werden konnte? Hedwig zwang sich dazu, zu begütigen: „Laß sie doch lachen." Sie war so jung, so leichtblütig und lebenshungrig, man konnte von ihr nicht den Ernst verlangen, den die Jetztzeit erforderte. Wenn Annemarie Rudolf nur so liebte, wie die Mutter den Sohn geliebt wissen wollte.

Die beiden waren wie die Kinder miteinander; sie lachten, sie tollten, sie genossen in vollen Zügen. Merkwürdig, daß einer, der von draußen kam, so schnell alles vergessen konnte! Die Bilder des Grauens, das ewige Sterbensehen, die eigene stete Todesgefahr. Rudolf Bertholdi war unersättlich im Vergnügen, die jungen Leute waren gar nicht zu sich selber gekommen während des letzten Urlaubs. Täglich fuhren sie nach Berlin.

Der Urlaub fiel in den Vorfrühling, noch spielten alle Theater, überall Konzerte; Cafés und Kinos glänzten in Lichtfülle und wurden gestürmt. Hätte man nicht gewußt, es ist Krieg, man hätte daran gezweifelt in jenen Stunden

vor Dunkelwerden, in denen eine schaulustige Menge durch die Straßen wogte. Die Damen elegant, in seidenen Kleidern, auf hohen Absätzen trippelnd. Noch Männer genug, die nicht in Feldgrau waren. Die Schaufenster noch voll von bunten Sammeten und Seiden und hauchfeinen Schleiergeweben, von Hüten neuester Mode und kostbaren Blumen. In den Dielen und den großen Hotels zum Fünfuhrtee noch prickelnde Rhythmen; überall schnellpulsierendes Leben. Das Antlitz der großen Stadt zeigte in diesen Stunden nicht die Schrunden und Risse, die ihm der bittere Ernst dreier Kriegsjahre eingegraben hatte. Und doch, wer näher zusah, entdeckte sie. All das war nicht das frohe Treiben einer unbekümmerten Großstadt mehr, das war ein ängstliches Sich-Anklammern an Vergangenes. Ein Kampf um Verlorenes. Ein aufgeregtes Die-Zeit-Hinbringen.

Rudolf Bertholdi zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Sieg auf deutscher Seite sein würde. „Wir draußen könnten es sonst wahrhaftig nicht mehr aushalten.“ Er war dazu ausersehen, immer gerade da zu sein, wo es am gefährdetsten stand. Seit einem Jahr war er Leutnant; er hatte es nun in vielem besser als damals, da er als gemeiner Kriegsfreiwilliger auszog; dafür lastete jetzt um so mehr Verantwortlichkeit auf ihm. Ob er sie leicht, ob er sie schwer nahm?

Die Eltern wußten nicht viel von ihm, er sprach selten von draußen. Einen einzigen Abend nur von den drei Wochen des Urlaubs war er allein bei den Eltern gewesen. Seine junge Frau war müde von allem Vergnügen, sie war früh zu Bett gegangen, nun saß der Sohn zwischen den Eltern,

und die Mutter hielt seine Hand leicht gefaßt. Sie war glücklich, daß sie ihren Jüngsten nun einmal für sich hatte. Sie sah ihn an wie eine Liebende: hübsch war er geworden und kräftig und männlich. War das wirklich noch der einst so zarte Knabe mit der überempfindlichen Seele, der weinte, wenn man von Kindern sprach, die keine Mutter mehr hatten, der sich schluchzend an ihr Kleid klammerte, als er zum ersten Male in die Schule mußte, der sich vor jedem Hund fürchtete? Zärtlich streichelte sie seine Hand. Sie hätte bitten mögen: erzähle! Erzähle, wie es gekommen ist, daß du so geworden bist, wie du jetzt bist! Aber ihre Liebe hielt sie zurück: warum an vielleicht Schreckliches erinnern, ihn in diesen frohen Tagen stören?

„Was wohl wird, wenn der Krieg mal zu Ende ist?" sagte Rudolf plötzlich. „Ich" — er sagte es stockend — „ich habe Angst davor."

Stieg eine Ahnung in ihm auf, daß ein Urlaub von drei Wochen nichts anderes ist als ein einziger hingetaumelter Festtag? Und daß von diesem Taumel nichts bleibt, wenn erst die staubigen Alltagswochen eines Lebens wiederkommen, in das man sich eingewöhnen muß wie in etwas Fremdgewordenes. Aber Angst, warum Angst? Rudolf brauchte doch keine Angst zu haben? Er liebte, wurde wiedergeliebt; wenn er zurückkehrte, kam er in die gleichen wohlgeordneten Verhältnisse des Elternhauses, er hatte bei seiner Jugend noch nicht allzuviel versäumt, er konnte jeden Beruf ergreifen, zu dem er Lust hatte. Die Eltern waren förmlich bestürzt: Rudolf war nervös, er brauchte doch wahrlich nicht Angst zu haben.

„Es ist schauderhaft," fuhr der junge Mann wie zu sich selber sprechend fort, „für so kurz draußen abzubauen und drinnen aufzubauen. Kaum hat man sich ein bißchen gefunden, muß man drinnen schon wieder abbauen und draußen wieder aufbauen. Man bekommt etwas so Unruhiges davon. Das beste wäre, man käme überhaupt nicht auf Urlaub. Du wirst mich vielleicht verstehen, Mutter!" Er sah ihr besorgtes Gesicht. „Man wird der Heimat fremd, und die Heimat wird einem fremd; es macht Mühe, sich zurückzufinden, auch in die Allerliebsten."

„Laß das nur deine Frau nicht hören," sagte der Vater, „das könnte sie mit Recht übelnehmen."

Der Sohn versuchte ein Lächeln; er sah plötzlich abgespannt aus. „Ach, Annemarie denkt da nicht weiter viel drüber nach."

An dieses Gespräch hatte Hedwig oft denken müssen. Dämmerte bereits eine Ahnung in ihrem Rudolf, daß die junge Frau, die er hatte, doch nicht die Frau seines Lebens war? „Gebe Gott, daß er glücklich bleibt!" Es war der Mutter heimliches Gebet.

II

Annemarie Bertholdi, geborene von Loßberg, stand in ihrem Ankleidezimmer. Sie ließ sich ein neues Kleid anprobieren. Man sah es, sie hatte geweint. Am Morgen war ein Brief von Rudolf gekommen. Es mußte schrecklich sein am Winterberg. Wenn er so kurz schrieb, so kurz und ernst, dann stand ihm immer Schweres bevor.

Die junge Frau hatte sich die Kriegskarte geholt. Anfangs hatte sie da immer kleine Fähnchen gesteckt — das Vorrücken ging so rasch, man mußte die fast jeden Tag ein bißchen weiter herausstecken — nun aber blieben sie schon eine lange Weile immer auf derselben Linie. Die Franzosen waren hartnäckig. Ach, ihr armer Rudolf! Annemarie waren die Tränen gekommen. Nun aber blickte ihr Auge voller Interesse auf die Hände des Fräuleins, das vor ihr am Boden kniete und von unten herauf den Saum des duftigen Kleides anblinzelte.

„Wird es mich auch nicht zu stark machen, wenn der Rock noch kürzer ist? Ich möchte ihn ja gern so kurz haben, es ist viel moderner, aber —!" Die hübsche Frau blickte bedenklich. Seit des Knaben Geburt drohte sie etwas sehr üppig zu werden. Dick, das war ihr ein angstvoller Gedanke.

„Gnädige Frau haben eine prachtvolle Figur," versicherte das Fräulein, nahm Nadel um Nadel von dem Kissen, das, gestachelt wie ein Igel, neben ihr am Boden lag, und steckte den Saum noch kürzer um. „Und gnädige Frau haben ein hübsches Füßchen — und dann das elegante Schuhwerk!" Bewunderung und Neid waren in dem Blick, mit dem die blasse Person das tadellose Schuhwerk der Dame musterte. Sie erhob sich und stand mit verriesterten Schuhen auf schiefgelaufenen Absätzen. „Es ist schrecklich; wenn man auch einen Bezugsschein hat, Schuhe kriegt man darum doch nicht. Und man braucht doch welche. Man zerreißt so viel bei dem ewigen Rumstehen und Laufen."

Die junge Frau lächelte zerstreut, sie musterte sich im

Spiegel; dann vertiefte sie sich mit der Schneiderin in die Vorzüge und Nachteile des kurzen Rocks. —

Annemarie hatte Freude an schönen Kleidern, gerade weil sie als arme Offizierstochter früher immer hatte plundrig gehen müssen. Ihre Fähnchen durften nicht viel kosten. Die Brüder hatten es besser gehabt, die kamen in des Königs Rock, der sah immer nach was aus. Es war jetzt für die junge Frau Bertholdi das größte Vergnügen, von Laden zu Laden zu ziehen und Sammete und Seiden zu durchmustern. Erstaunlich, was für schöne Stoffe noch vorhanden waren, freilich kosteten sie ein Vermögen. Wollstoffe waren kaum noch aufzutreiben; das war weiter nicht schlimm, dann trug man eben Seide.

Ein Glück für Annemarie, daß heute diese Zerstreuung gekommen war. Der ernste kurze Brief ihres Mannes hatte sie schon verstimmt, ein Brief ihrer Mutter hatte ein übriges getan. Deren Briefe waren immer wenig erfreulich.

Frau Oberst von Loßberg hatte nicht die Absicht, der Tochter zu klagen — sie klagte auch nie über die drückend engen Verhältnisse, in denen sie nach dem Tode ihres Mannes, des Obersten, in dem kleinen Städtchen an der Lahn lebte, — aber sie konnte die Herzensangst nicht verbergen, unter der sie jetzt ständig litt. Nicht den beiden Jüngsten, die bei Annemaries Hochzeit noch Kadetten gewesen, jetzt auch schon an der Front waren, galt diese Angst. Es war ihr selbstverständlich, daß die beiden Jungen bei der langen Dauer des Krieges auch noch drankamen. Frau von Loßbergs Klagen galten dem ältesten Sohne, dem „schönen" Loßberg, wie er im Regiment hieß. Von seinem Kranken-

lager in Sofia hatte sich der Leutnant ein Anhängsel mitgebracht, das die Mutter in Kummer und Empörung versetzte: eine Abenteurerin, eine ganz unmögliche Person! Die Krankenschwester, die den Typhuskranken dort gepflegt hatte, war ihm gefolgt; zuerst in die Heimat, wo er sie in seiner Nähe unterbrachte, dann an die flandrische Front. Sie pflegte da in einem Feldlazarett, sie sollte sogar eine ausgezeichnete Pflegerin sein, für Frau von Loßberg blieb sie die Abenteurerin. Daß ein Offizier, ein Loßberg, sich mit solchem Weib kompromittierte! Dann noch lieber Schulden. Diese Person war aus einer Sphäre, die sie an und für sich schon unmöglich machte. Eine Rabbinerstochter aus dem Posenschen. Jochen würde doch um Gottes willen nicht auf den Gedanken kommen, sie zu heiraten?!

Die beiden jüngeren Brüder waren auch empört. Zufällig waren sie vor einiger Zeit in die Nähe des Älteren gekommen; sie fragten sich durch zu ihm, glücklich, ihn zu überraschen. Sie fanden ihn in einem halbzerschossenen Hause, das als Kasino eingerichtet war, in einem Kreis von Offizieren und mit — jener Person. Die saß in ihrer Tracht — schwarzes Kopftuch, weißer Streifen mit rot eingestickten Kreuzen, blauweißes Leinenkleid, weiße, im Rücken gekreuzte Schürze — auf einem Tisch und baumelte mit den Beinen. Die Herren standen lachend um sie herum, sie gab gerade ein paar Schwänke aus ihrem Leben zum besten.

Im heutigen Brief flehte Frau von Loßberg die Tochter an: vielleicht war es ihr, der Schwester, die der ältere Bruder immer sehr geliebt hatte, möglich, ihn von dieser Person

2*

abzubringen? „Wenn der Vater das wüßte! Er bringt Schimpf und Schande über unsere Familie.“

Zu dumm von Jochen, der Mutter die ganze Geschichte auf die Nase zu binden! Die junge Frau wurde rot vor Ärger. Erzählt hatte er's geradeheraus, gelacht, als er das Entsetzen der Mutter sah: was war denn da Schlimmes, man hatte sich lieb, jetzt war Krieg, das Weitere würde sich schon finden. Schneid hatte der Jochen, das mußte man ihm lassen, und daß er ein bißchen leichtsinnig war — lieber Gott! Annemarie legte den hübschen Kopf auf die Seite: war das denn so schlimm? Sie sah mit blinzelnden Augen hinaus in den heißen Garten und träumte. Dann gähnte sie. Es war hart, sehr hart, so allein zu sein. Herr Gott, wie langweilig!

Es gab für Annemarie nichts im Hause zu tun. Noch immer waren die gleichen Dienstboten da. Selbst das Hausmädchen, die Emilie, hatte die Schwiegermutter behalten. Emiliens Bräutigam war im Krieg, ihr Kind hatte sie in Pflege gegeben, erst wenn Friede war, würde sie heiraten. Den kleinen Rudi versorgte die Wärterin. Die junge Frau gähnte wieder: ach, wie langweilig! Sie hätte lieber ihr Hauswesen für sich allein gehabt, aber davon wollte Rudolf nichts wissen. Gut aufgehoben war sie ja hier. Sie hatte sich nur längst an all das, was sie als Mädchen, aus bescheidenen Verhältnissen kommend, bejubelt hatte, gewöhnt. Ihre Freundin Lili hatte es viel angenehmer, die war gänzlich ihr eigener Herr. Die war ja auch schon Witwe, hatte mit ihren fünfundzwanzig Jahren bereits etwas hinter sich. Lili hatte ein paar Jahre in Italien gelebt, als Frau des ita-

lienischen Leutnants Rossi, und war dann, seit der im ersten Kriegsjahr bei den Kämpfen in Tirol gefallen war, hierher zurückgekommen. Ihre Mutter, die Generalin von Voigt, redete ihr in nichts hinein.

Annemarie runzelte die Stirn: redete man denn ihr in etwas hinein? Selbst wenn sie sich auf ihren Besorgungswegen in der Stadt verspätet hatte und nicht zur Zeit zum Essen da war, verlor der Schwiegervater kein Wort, er, der selber von einer unheimlichen Pünktlichkeit war, besonders bei den Mahlzeiten. Auch die Schwiegermutter sagte nichts weiter, als: „Aber nun iß auch, mein Kind. Wir möchten auch gern bald aufstehen.“ Nun, mochten sie doch aufstehen! Es schmeckte Annemarie genau so vorzüglich, wenn sie allein am Tische saß.

Es ärgerte Annemarie, daß die Schwiegermutter so wenig Interesse für ihre Besorgungen, für schöne Kleider mehr zeigte. Früher war die ganz anders gewesen, eine so elegante Frau! Auch bei Lili Rossi fand Annemarie nicht den gehofften Widerhall. Trotzdem hatten sich die beiden jungen Frauen befreundet. Das war so gegeben, sie würden ja über kurz oder lang Schwägerinnen werden.

Lili von Voigt trug keine Trauerkleider mehr um ihren Mann, den Leutnant Rossi. Wenn sie in ihrem lichten Sommerkleid durch die Gartenstraßen ging, leichten Fußes, ohne Hut, Gesicht und Nacken unbekümmert der deutschen Sonne preisgebend, erkannte man in ihr die Frau nicht mehr, die im Frühjahr fünfzehn heimgekehrt war wie eine Flüchtende. Die dann bald in Trauerkleidern schlich. Jetzt ging sie nicht mehr gesenkten Kopfes, auf stolzem Nacken trug sie ihn

aufrecht. Lili von Voigt hatte ganz vergessen, daß sie durch ihre Heirat eigentlich Italienerin war; nur daß sie sich als Ausländerin wöchentlich auf dem Amt melden mußte, erinnerte sie schmerzlich daran. Doch auch das wurde ihr bald erlassen. Sie fühlte sich wieder ganz als Deutsche; eine ungeheuere Genugtuung erfüllte sie über Deutschlands Siege und — über Heinz Bertholdi. „Ich bin stolz auf ihn," sagte sie ihrer Mutter, „so stolz!" —

Frau von Voigt hatte nicht an das Herzensgeheimnis der Tochter gerührt, ganz von selber sprach Lili; sie war zu erfüllt davon, ihre Lippen konnten es nicht länger verschließen. In einer tiefen Bewegung schloß die Mutter sie in die Arme: Gott sei Dank, Lili hatte sich ganz zurückgefunden. Und wenn sie nach dem Kriege dieses Mannes Frau wurde, eines deutschen Mannes, dann konnten die Eltern beruhigt über das Schicksal des einzigen Kindes sein.

Hermine von Voigt fühlte sich jetzt oft seltsam müde. Drei Jahre des Krieges zählen nicht nur doppelt, nein, drei- und vierfach. Besonders für den, der sie erlebte, wie sie sie erlebte. Sie hatte gebangt und gejubelt, angstvoll gezweifelt und stolz wieder geglaubt; in alle Tiefen war sie mit hinabgestürzt, auf alle Höhen mit hinaufgeklommen: ja, sie glaubte an Deutschlands Unsterblichkeit.

Die General-Offensive der Feinde war ermattet; Spätsommer war's, ein paar Monate noch, und Eis und Schnee legte den Kämpfen Fesseln an. Wer weiß, ob dann das Friedensangebot, das im vorigen Winter schnöde abgewiesen worden war, nicht gern angenommen wurde? Die Generalin teilte die Ansicht ängstlicher Gemüter, daß Amerika der

Entente doch noch den Sieg gewinnen würde, nicht. Amerika hatte freilich Hilfsmittel zur Verfügung, wie sie kein anderes Land besaß, aber ein Brief ihres Mannes hatte sie beruhigt. „Ein Land, das kein stehendes Heer hat wie wir seit Menschengedenken, ist für uns nicht zu fürchten", schrieb der General. „Ein Heer läßt sich nicht in der Geschwindigkeit heranbilden. Wie will Amerika überdies Truppen in Masse herüberschaffen? Das verhindern unsere Tauchboote." — — —

Heute ging Hermine von Voigt mit einem Lächeln nach der Villa Bertholdi. Sie wollte gratulieren. Gestern abend hatte sie im Heeresbericht gelesen: „Leutnant Bertholdi besiegte seinen fünfzehnten Gegner im Luftkampf. Er wurde ausgezeichnet mit dem Pour le mérite."

Glückliche Mutter! Wie mußte der zumute sein, die einen Helden geboren hatte?! Wieder fühlte Hermine von Voigt den gleichen Taumel, jenes trunkene Glück, das sie bei dem ersten Siege wie auf goldener Wolke erhoben hatte. Lange hatte sie nicht mehr so empfunden. Man war doch stumpf geworden durch die Dauer des Krieges, man weinte nicht mehr so bitterlich, man freute sich nicht mehr so stürmisch, man haßte nicht mehr so glühend. Es war, als ob nicht nur der Seele, nein, auch dem Körper die Kraft dazu genommen wäre. Heute aber war wieder etwas von der alten begeisterten Freudigkeit in der Frau. Oh, wenn sie doch auch solch einen Sohn hätte! Die Hände würde sie ihm unterbreiten, ihrem Helden, ihn mehr lieben, als je ein Sohn auf Erden geliebt wurde. Gott sei Dank, daß Deutschland solche Söhne hatte! Sie waren Gnadengeschenke, helle

Sterne in der Finsternis. Waren der Feinde noch so viele, waren sie auch noch so tapfer, deutsches Blut, deutscher Heldenmut stürmte voran. Das Siegesreis in der erhobenen Hand, voran, immer voran. Und bräche am Ziel der Held zusammen, dann nicht klagen. Gibt es denn etwas Höheres? Stolze, glückliche Mutter!

Hermine von Voigt fühlte es wie einen Trost: auch ihr wurde teil an solchem Sohn, wenn sie ihn gleich nicht selber geboren hatte, Heinz Bertholdi wurde Lilis Mann. Bertholdis waren ebenso glücklich über diese Aussicht, wie sie es war. Von einem Verlöbnis war noch nicht die Rede, die beiden hatten noch nichts Bindendes gesprochen, aber es war ein stillschweigendes Übereinkommen. Lili besuchte täglich das Bertholdische Haus, Frau Bertholdi zeigte es deutlich, daß ihr keine Schwiegertochter willkommener sein könnte, und Lili hing mit Zärtlichkeit an der Mutter des geliebten Mannes. Mitten aus dem wild brausenden Meer des Krieges hob sich wie ein seliges Eiland dieses werdende Glück.

Hermine von Voigt sah sich mit leuchtenden Augen um: die Sonne noch so sommerwarm, glanzvoll strahlend. Es war heiß; sogar dürr und heiß, man hatte darunter zu leiden. Nicht nur Mensch und Vieh, auch die Felder. Wie eine Walstatt, zerfetzt und zerstochen von den Strahlenschwertern der roten Sonne, standen die Äcker. Die Blätter der Futterrüben welk, die Kohlköpfe klein und von Ungeziefer grau überlaufen; nichts Saftiges, nichts Frisches. Das Kartoffelkraut braun, dürr vor der Zeit, man konnte es zwischen den Fingern zu Pulver zerreiben. Um Gottes wil-

len, man würde doch nicht wieder einen ganzen langen Winter Kohlrüben essen müssen anstatt der Kartoffeln?! Was den Kartoffeln der vorige Sommer an Nässe zuviel getan, das schadete ihnen jetzt die Trockenheit. Niedrig hatte das Korn gestanden und dünn im Stroh; nirgends eine schwere Ähre. Notreif mußte man es einfahren, am liebsten gleich draußen ausdreschen, man hatte es ja so nötig. Zudem, wer Pferde sparen konnte, der sparte sie, schier brachen die alten Mähren zusammen. Was tauglich war, das war an der Front, Pferde wie Menschen.

Aber dem Obst tat dieser Sommer gut. Frau von Voigt sah mit erfreutem Blick die beladenen Bäume rechts und links in den Gärten. Die brachen fast unter ihrer Last. Ein reicher Obstsegen überall. Freilich, ob man viel davon spüren würde? Marmelade, Marmelade, alles zu Marmelade. Die war mit Sacharin gesüßt, das verdarb den Geschmack; Zucker gab's nicht. Und ob man noch Marmelade reichlich bekommen würde? Immer hieß es: es ist alles da, und doch bekam der einzelne nichts. Wo blieben denn all die Lebensmittel? Fürs Heer, fürs Heer! Für das Heer, für die draußen wollte jeder gern entbehren — aber bekam das Heer denn auch wirklich alles?!

Bei ihrem Amt im Lebensmittelverkauf der Gemeinde hörte Frau von Voigt die Frauen sprechen. Sie drängten sich vor den Verkaufstischen, standen in langen Reihen, und die hinteren glaubten sich unbelauscht. Aber die Stimmen der anfänglich nur Flüsternden wurden oft erregt laut, man konnte die Ohren nicht verschließen, zu hören.

„Mein Mann schreibt: ‚Seit drei Wochen kaum warmes

Essen, oft bloß 'n Salzhering. Und keine Kartoffeln dazu.' Keene Kartoffeln, det ist't Schlimmste."

„Ja, aber die Offiziere, die schlagen sich 'n Bauch voll. Die wer'n sich bedanken, so zu hungern. Abends Bratkartoffeln, det der schöne Jeruch bis in'n vordersten Jraben zieht."

„Un da soll einer noch Lust haben, sich dotschießen zu lassen?" Eine Blasse mit hungrigen Augen krächzte und hustete. „Ich habe meinen Mann aber ooch jeschrieben: wenn se dir nich jeben, denn nimm dir; un wenn de det nich kannst, denn schmeiß hin. Die Franzosen sind ooch Menschen, un die ha'm noch wat, lauf bei die rüber. Bei die Engländer un Amerikaner jiebt's erst recht wat Fettes."

„Aber denn sind se doch gefangen," sagte zittrig ein altes Mütterchen. Ihr zahnloser Mund war blaß, sie war schwach von dem langen Stehen auf geschwollenen Füßen, eingekeilt in der sich drängenden Menge der Käuferinnen. „Mein Sohn is in Gefangenschaft, das is mir fast schlimmer als tot."

„Quatsch!" Eine große vierschrötige Person stieß sie in die Seite. „Ha'm Se sich bloß nich so. Uns machen Se doch nischt vor. Wenn man satt hat, so satt, wie wir seit Jahr und Dag nich mehr werden, denn kann et einem janz ejal sein, ob französch oder englisch oder amerikansch. Meinetwejen russisch, oder jelb wie de Affen, die Japanesen."

„Nein, nein," die Alte war hartnäckig, „ich will deutsch bleiben und deutsch sterben."

Die Vierschrötige lachte auf. „Deutsch sterben?!" Sie

maß die jämmerlich Zusammengeschrumpfte mit spöttischem und zugleich mitleidigem Blick. „Na, det kann Ihnen leicht passieren.“

„Will ich auch,“ murmelte die Greisin. „Was soll ich noch hier? Mein Junge gefangen, wer weiß, ob er je wiederkommt — meine Tochter hat die Schwindsucht, ‚unterernährt,‘ sagt der Doktor. ‚Butter, Eier, Milch —‘ lieber Gott, wo soll man die herkriegen?!“

Ein Murmeln ging um. „Ja, 'n Attest kann man schon kriegen vom Doktor.“

„Kost' aber jedesmal vier Mark.“

„Un ob man die Milch denn immer kriegt, oder 'n Gries oder die Haferflocken oder 't weiße Brot, det is noch sehr die Frage.“

„Alles fürs Heer!“ Ein heimliches, aber nicht zu unterdrückendes Gelächter erhob sich.

Oh, es war nicht erfreulich, diese Unterhaltungen mit anzuhören! Frau von Voigts Stirn umdüsterte sich; manches Mal hatte sie sehr darunter gelitten. Aber nein, sich nicht niederziehen lassen von den Erbärmlichkeiten des Alltags! Was bedeutet ein einzelnes Menschendasein gegenüber dem Leben des Vaterlandes? Sie war sich darüber klar, es war schwer, sich nicht umwerfen zu lassen von einer plötzlichen Schwäche. Man durfte eben nicht vergessen, daß nichts erreicht wird ohne Opfer. Jetzt war für alle die Zeit der Opfer. Und es wurden Opfer gebracht, so ungeheure, daß es einem schwindelte: Männer, Söhne, das ganze Familienglück, die eigene Gesundheit, Wohlleben, Behagen, alle Bequemlichkeit.

Die Frau holte Luft, als sei ihr der Atem knapp geworden. Gott sei Dank, daß noch Stunden des Stolzes, der Genugtuung kamen, eine Stunde wie die heutige, in der sie ging, um sich mit der Mutter des jungen Helden zu freuen!

Die hohe Gestalt der Generalin schritt aufrecht dahin. Die Leute grüßten sie; es kannte sie hier fast ein jeder. Es gab welche, die sich über sie ärgerten: „militärfromm, königstreu" — aber die Achtung versagte ihr keiner. Sie wußten: die hatte trotz allem Verständnis fürs Volk und ein Herz für die Armen. Als die Dombrowski, die hübsche, lebenslustige Frau, damals bei dem Unglück auf dem Bahngeleise, unter die Räder des Fernzuges kam, der in die Arbeiterinnenkolonne hineinfuhr, nahm sich die Generalin der zurückgebliebenen Kinder an. Der Vater war im Feld und kümmerte sich nicht um die, ließ gar nichts mehr von sich hören, man wußte nicht, war er tot oder gefangen. Die Kinder sollten in das Waisenhaus, aber das kleine Mädchen, das noch um die Mutter jammerte, klammerte sich an den Bruder und schrie sich heiser. Da hatte sich denn die Generalin erbarmt und die Kinder zu einer Frau Müller in Pflege getan und bezahlte für sie. Dombrowski konnte sich bedanken, wenn er noch mal wiederkommen sollte, der Junge war längst nicht mehr so ein Strolch, das Mädchen wurde immer niedlicher.

Es war Hermine von Voigts größter Wunsch gewesen, Verwundete zu pflegen; aber sie fühlte, dazu war sie nicht jung genug mehr; sie hatte nicht die Kräfte, Tag für Tag in aller Frühe ins Lazarett zu gehen und dort auf den Füßen

zu bleiben bis zum Abend. Es war ein schmerzliches Bescheiden. Ach, wer das noch leisten konnte, der war am glücklichsten daran. Blut und Wunden wird man gewöhnt, und haben sich die Pforten des Lazaretts einmal geschlossen, so ist man in einer Welt für sich. Mit dem Stundenschlag geht die Pflichterfüllung, eigene Gedanken sind ausgeschaltet, man hat zu ihnen nicht Zeit. In die hohen Krankensäle mit den dichtgereihten Betten tritt das nicht ein, was das Leben vor den Pforten so schwer macht — alle Angst vor der Zukunft bleibt draußen. Hier ängstigt man sich nur um die nächste Stunde: glückt die Operation? Wie wird der Kranke erwachen? Man fragt nicht: wie wird Deutschlands Schicksal sein? Wird das deutsche Volk durchhalten? Hier fragt man nur: wird dieses junge Blut genesen?

Hermine von Voigt konnte es nicht verstehen, daß Lili und Annemarie sich solche Freuden entgehen ließen; die waren doch jung und kräftig genug. Sie hatte es von der Tochter anders erwartet, die aber lächelte träumerisch:

„Ich kann nicht, Mutter. Wenn ich unglücklich wäre, dann ja, dann würde ich gern pflegen. Aber jetzt — ich bin zu glücklich!" Sie sah rührend schön aus mit dem verklärten Lächeln. „Vielleicht, daß ich auch all meine Kräfte sparen muß, daß ich die alle noch brauche."

— — — — — — — — — —

Unter den großen Linden im Vordergarten stolperte der kleine Rudi Bertholdi an der Hand der Wärterin herum; im Zimmer ging es besser, da lief er schon flink von Stuhl zu Stuhl, hier bohrten sich seine kleinen Fußspitzen ungeschickt in den hohen Kies. Hinter dem hübschen Kind mit

den braunen Ringellöckchen ging lachend die hübsche Mutter. Sie hatte sich in den Arm von Lili Rossi gehängt.

Es war wie lauter Heiterkeit: das freundliche Haus, der gepflegte Garten, das Kind im weißen Röckchen, die beiden jungen Frauen in lichten Kleidern. Leute, die am Gatter vorübergingen, staunten: die dadrin merkten noch nichts vom Krieg. Das Kind hatte ja Bäckchen wie ein Apfel; wenn man dagegen die anderen Kinder ansah: alle blaß, welk. Wovon sollten die auch dicke Backen haben? Nur die ganz kleinen bekamen noch ihre Milch, für die anderen gab es keine. Und wie fein die Damen angezogen waren!

Annemarie lachte übermütig. Sie war heute fast ausgelassen vergnügt: das war großartig, Schwager Heinz den Pour le mérite bekommen! Schade, daß Rudolf nicht auch Flieger war, es war da viel leichter, ausgezeichnet zu werden. „Er muß mal 'ne ordentliche Heldentat vollbringen, ich warte immer aufs Kreuz Erster; sonst schäme ich mich ja!" Ihr klangvolles rheinisches Lachen schallte bis in die Veranda, wo Hedwig und Frau von Voigt am Teetisch saßen.

Die beiden hatten lange und vertrauensvoll miteinander gesprochen; es war das erste Mal, daß sie die Zukunft ihrer Kinder berührten. Hedwig schloß die Augen wie geblendet — Heinz, ihr Sohn, ein so berühmter Flieger? „Es ist mir wie ein Traum. Oft frage ich mich: ist das der Junge, der in der Schule nicht lernen wollte? Er hat mich oft Tränen gekostet. Rudolf nie. Aber er — o weh, die Zensuren! Ich habe manches Mal darüber geweint."

„Nun haben Sie doppelte Freude an ihm," sagte die Generalin herzlich.

Hedwig nickte: „Große Freude.“ Sie war den ganzen Tag schon blaß vor innerer Erregung. Es war etwas Übermächtiges auf sie eingestürmt, als sie gestern im Abendbericht von der Auszeichnung ihres Sohnes las. „Du bist ordentlich größer geworden,“ neckte sie ihr Mann. Ach nein, nicht den Kopf zu hoch tragen! Fast ängstlich wehrte Hedwig alle Glückwünsche ab. „Bist du aber mal komisch,“ sagte Annemarie; sie ärgerte sich über die Schwiegermutter: warum sich denn nicht mal so recht freuen?

In Hedwigs Seele war ein Bangen: Heinz hatte zuviel Glück, erst diese Erfolge, und dann —! Ihr zärtlicher Blick flog die Stufen der Veranda hinab in den Garten. Da stand Lili mitten im Licht, um ihr blondes Haupt wob die Sonne einen Strahlenkranz. „Ich hoffe sehr, daß Heinz bald auf Urlaub kommen kann.“

Der Mütter Augen lächelten sich zu. Jede von ihnen spann den Gedanken weiter: wenn er hier wäre! Ja dann, dann würde er schon den richtigen Weg einschlagen, um Lili zu überzeugen, daß sie dem Toten nun lange genug die Treue gehalten hatte.

„Sie liebt Ihren Sohn sehr,“ sagte Frau von Voigt.

Ein glückliches Rot floß über Hedwigs zartes Gesicht. Und wie ihr Heinz die schöne Frau da liebte, das wußte sie auch. Mit dem feinen Instinkt des Mutterherzens ahnte sie: es war nur Lilis wegen gewesen, daß er plötzlich unter die Flieger gegangen war. Lili hatte ihn abgewiesen; er hatte zu früh gefragt. Aber nun konnte er fragen. Sie empfand es fast mit Ungeduld, daß er noch nicht hier war, daß er sich nicht nahm, was sich ihm gern zu eigen geben würde.

Da war Rudolf anders gewesen: kommen, sehen, lieben, nehmen. Wie es Rudolf jetzt wohl gehen mochte? Er stand zuletzt in der Gegend von Reims; sie hatten schon eine Weile nichts von ihm gehört. Es berührte die Mutter schier merkwürdig, als sie jetzt seine junge Frau so lachen hörte.

„Glauben Sie, daß es bei Reims sehr schlimm ist?“ fragte sie plötzlich angstvoll. Es war ihr auf einmal, als sei ihr Rudolf, ihr Jüngster, zurückgesetzt vor dem Ältesten; man hatte ihn über dessen Ruhm vergessen. Ihre Liebe wallte auf: gerade um Rudolf, gerade um den sorgte sie sich ja am allermeisten. „Ich las von starkem Feuer bei Reims.“ Ihre Augen hingen am Gesicht der anderen.

Die Generalin hatte etwas Beruhigendes in der Stimme. „Es scheint rege Artillerietätigkeit. Aber die Infanterie greift bis jetzt nicht ein. Ich glaube, Sie können ganz ruhig sein.“ Ihre warme Hand legte sich auf die kalten nervösen Finger. „Liebste Frau, machen Sie sich doch keine unnützen Gedanken. Wir wollen uns die frohe Stunde nicht trüben. Sie bekommen sicher bald Nachricht.“

„Meinen Sie?“ Die kalten Finger zuckten. Aber dann rüttelte Hedwig sich, als schüttele sie etwas Quälendes von sich ab, es glitt ein Sonnenschein über ihr Gesicht. „Wie wird Rudolf sich freuen, wenn er seinen Jungen wiedersieht! Beim letzten Urlaub war der noch nicht viel mehr als ein kleines Tierchen: essen, trinken, schlafen. Wie hat er sich in den sechs Monaten entwickelt! Er ist schon ein Mensch, ein kleiner glücklicher Mensch. Er lacht den ganzen Tag, weint nie.“ — —

Unter der Linde standen sie jetzt alle zusammen um das

Kind herum. Das zeigte, wie groß es war, machte „bitte, bitte" und spielte „Guckguck". Annemarie wollte es haschen, da verbarg es mit hellem Aufjubeln sein Köpfchen im Kleid der Großmutter.

Am Zaun standen zwei Kinder. Sie lugten durch die Gitterstäbe, das Mädchen klemmte gleich den ganzen Kopf durch. „Du," sagte Minna Dombrowski zum Bruder, „da drinne is et scheene, wat?" Ihre Augen leuchteten; sie hatte ganz dieselben dunklen dreisten Funkelaugen, wie ihre verstorbene Mutter, die hübsche Minka Dombrowski, sie gehabt hatte. „Ick wünschte, wir könnten dadrinne ooch mal spielen." Immer weiter streckte sie den Kopf vor, nun schlüpfte auch die Hand durch und bog die Zweige des verdeckenden Gebüsches zur Seite.

„Zaungäste!" Alle blickten hin.

Au weh, da war ja auch die Frau von Voigt! Vor Schreck wagte Minna nicht, sich zurückzuziehen, obgleich der Bruder sie am Kleide zog. Den Kopf durchs Gitter gesteckt, versuchte sie zu knicksen.

Die im Garten lachten. „Komm mal herein, Minna," sagte die Generalin freundlich.

Da ermannte sich die von Bewunderung und Respekt ganz Erstarrte: „Erich aber ooch!"

Nun standen die Kinder beide auf dem sonnenbeglänzten weißen Kies.

„Sie haben keine Schuhe an, auch keine Strümpfe," sagte Annemarie.

Minna sah nieder auf ihre nackten braunen Füßchen; es war ihr noch nie eingefallen, daß man Schuhe und

Strümpfe anhaben könnte, ehe es Eis fror. Jetzt war sie verlegen.

Aber Erich sagte: „Schuhe sind zu teuer. Und Strümpe —? jiebt's ja jar nich. Wenn Vater aus'm Krieg kommt, denn bringt er Leder for uns mit."

„Sie haben keine Mutter mehr!" Frau von Voigt legte dem Jungen die Hand auf den Kopf. „Nun, immer brav gewesen?"

Die Kinder zitterten: waren ihre Ohren auch sauber gewaschen? Oh, wenn die Müllern gewußt hätte, daß die Frau General sie sah, dann hätte Minna gewiß eine reine Schürze umbinden dürfen, und Erich hätte ein Taschentuch gekriegt. So mußte er immerfort schnüffeln, wenn er nicht Talglichter ziehen wollte.

„Hast du kein Taschentuch?" Annemarie lachte hell. „Da nimm mal!" Der Junge stand rot übergossen; sie fuhr ihm mit ihrem duftenden Tüchelchen über die Nase.

Hedwig lächelte: das war doch eigentlich nett von der Schwiegertochter. Dann ging sie zum Teetisch, um den Kindern Kuchen zu holen.

Die staunten: Kuchen?! Den hatten sie nicht mehr gesehen, seit die Mutter tot war. Sie wurden zutraulich. „Komm, spielen," sagte Minna und griff nach Rudis Händchen. „Erich, faß du auch an!" Sie nahmen den Kleinen in die Mitte. „Nu spielen wer im Kreis!" Minna ordnete geschäftig; sie mußten sich alle anfassen und im Kreise drehen. Der kleine Rudi hob die Beinchen und krähte vor Vergnügen:

„Mariechen, warum weinest du,
weinest du, weinest du — —"

Die Kinder sangen aus Leibeskräften. Annemarie stand in der Mitte. Aber Minna war unzufrieden: „Nee, Sie müssen nich immerzu lachen, Sie müssen sich hinhucken un 's Jesichte zuhalten, un janz schrecklich weinen."

„Mariechen, warum weinest du,
weinest du, weinest du — —"

„Wenn ich aber doch nicht kann!" Annemarie wollte sich totlachen.

„Na, denn:

‚Blauer, blauer Fingerhut,
Hätten wir Jeld, das wär' wohl jut!'"

Das hatte Annemarie auch in ihrer Kindheit gespielt, wenn vom Rhein her ein Wehen kam voll von Frische und Feuchte und Tang und Teer. Sie sang kräftig mit. Damals waren ihre langen Zöpfe geflogen, jetzt flatterten ihre duftigen Röcke. Immer rascher drehte sie sich. Minna war zufrieden.

Lili wurde mit fortgerissen; sie fühlte heut ihre Jugend. Heute lastete auf ihrem Herzen keine Bangigkeit, es schlug so hoch, so voll, und rascher in einem Rhythmus stolzester Freude. Sie hob die Füße geschwinder, höher, sie drehte sich im Wirbel, wie ein Taumel erfaßte es sie. Es war ihr, als tanze sie einen Siegestanz: ihm, ihrem Helden zu Ehren.

Sie waren alle fröhlich. Sie hatten es gar nicht acht, daß die Gartentür klinkte. Eine Depeschenbotin ging ins Haus.

— — — — — — — — — —

3*

Während sie sich draußen noch drehten im harmlosen Singsang, stand Herr Bertholdi an seinem Schreibtisch. Schwer stützte er sich mit beiden Händen auf die Platte. Er hatte eben eine Depesche bekommen.

„Leutnant Rudolf Bertholdi gestern Brustschuß. Soeben entschlafen." —

Was da noch stand vom „Heldentod fürs Vaterland", vom „Kreuz Erster noch erhalten", von „aufrichtiger Teilnahme", vom „Andenken in Ehren", das las er nicht mehr. Tot, Rudolf tot! Mit einer verzweifelten Gebärde faßte der Mann sich in das ergraute Haar: wie sollte er's ihr sagen? Wie es ihr schonend mitteilen? Ihr Jüngster, ihr Liebster! Ein „Schonend-mitteilen" gab es nicht — — tot, tot! Ihr Rudolf, ihr geliebtestes Kind — arme Hedwig, arme Mutter!

Draußen sangen sie: „Blauer, blauer Fingerhut!"

— — — — — — — — — —

Wie Bertholdi es ihr gesagt hatte, das wußte er nicht. Er hatte lange gestanden und ratlos vor sich hingestiert, dann nach dem Mädchen geklingelt. „Rufen Sie meine Frau zu mir."

Was hatte der Herr? In des Mädchens frischem Gesicht erstarb plötzlich das Rot. Wie sah der Herr aus, da war etwas nicht in Ordnung! Eine Depesche war gekommen — sicher nichts Gutes — am Ende war Herrn Heinz etwas passiert! An den Jüngeren dachte die Emilie nicht, aller Gedanken hingen ja an dem Flieger. Als sie noch stand und ihn fragend anblickte, wiederholte Bertholdi ungeduldig: „Meine Frau, meine Frau!" —

Am Schreibtisch standen sie sich gegenüber. Hedwigs Brust atmete rasch, noch waren ihre Wangen rot, sie hatte sich nicht wehren können, die Jugend hatte sie mit in ihren Kreis gezogen. Die Haare hatten sich ihr gelöst, an den Schläfen ringelten ein paar Löckchen, sie sah gar nicht aus wie die Mutter von erwachsenen Söhnen.

Bertholdi sah das alles, sah es heute mit einem schnellen, merkwürdig schnellen Blick — da stand sie vor ihm, wieder ganz das Mädchen, das er einst so sehr geliebt, so sehr begehrt hatte. Liebte er sie denn jetzt nicht mehr? Oh, noch viel mehr, heute im Unglück noch mehr. Er, der sonst nicht seine Zärtlichkeit zeigte, breitete beide Arme weit aus: „Hedwig!"

Es mußte etwas Seltsames im Ton seiner Stimme mitgeklungen haben, ihr eben noch heller Blick trübte sich, die Farbe schwand aus ihrem Gesicht, sie schien um Jahre älter mit einemmal. „Was ist?" Eine jäh aufgeschreckte Unruhe war in ihrer Frage. Und da wußte sie's auch schon. Sie sah auf dem Tisch das Depeschenblatt, sie sah das Zucken um den Mund ihres Mannes, die Tränen in seinen Augen, und mit einem Achzen stieß sie heraus: „Heinz!"

„Nein!"

Sie hob das erblaßte Gesicht, mit einem wirren, entsetzten Ausdruck starrte sie ihren Mann an, dann schrie sie gellend auf: „Rudolf?!"

Er nickte stumm. Er konnte nicht sprechen.

Sie aber sprach. In wirren, wilden, sich überhastenden Sätzen. Sie hatte das Telegramm an sich gerissen, gelesen. Ach, diese paar kurzen knappen Zeilen, so wenig Worte um

ein so geliebtes Leben! Sie knüllte die Depesche zusammen, warf sie zu Boden, hob sie dann wieder auf, glättete sie mit zitternden Fingern, las wieder und wieder.

„Rudolf, mein Rudolf! Weißt du noch, wie er sagte: ‚Ich möchte wohl wissen, was wird, wenn der Krieg zu Ende ist, ich habe Angst davor' — nun braucht er keine Angst mehr zu haben — tot!" Sie schrie in namenlosem Jammer. „Ich bitte dich —" sie hob die gefalteten Hände gegen ihren Mann, riß sie dann wieder auseinander und umklammerte seinen Arm — „du mußt ihn holen — wir wollen ihn herholen — ich will ihn hier haben — hier — bei mir — meinen Rudolf, meinen Jungen!"

Die Frau des Sohnes war ganz vergessen; an sie dachten die Eltern noch nicht. Die Mutter war auf einen Stuhl gesunken, zusammengekrümmt saß sie. Tief, tief neigte sie das Gesicht, bis es fast auf ihren Knien lag. Hinter den vorgepreßten Händen wimmerte sie, der Mann konnte es kaum ertragen.

Machtlos, hilflos stand er bei seiner Frau, fast verging ihm der eigene Jammer vor ihrem Jammer. Ach, er hatte ja gewußt, wie sie das treffen würde. Er wagte es, seine Hand auf ihr Haar zu legen.

Sie schrie wild auf: „Was hat er verbrochen? Tausende gehen in den Krieg und kommen wieder. Warum er, gerade er? Was habe ich verbrochen?!" Sie hob den Kopf und starrte ihn mit funkelnden Augen an. Er hatte gerade etwas von Gott gesagt.

Sie lachte schrill auf: „Gott?! Der schläft. Oder es gibt überhaupt keinen. Gäbe es einen, dann wäre dieser Krieg

nicht!" Sie riß die Hände vom Gesicht und ballte sie zu Fäusten: „Fluch über die, die diesen Krieg über uns gebracht haben — Fluch über sie alle, alle! Fürs Vaterland gefallen — Vaterland, was ist mir das?! Rudolf, mein Sohn, mein lieber, lieber Junge!" Sie steigerte sich immer mehr: „Meinen Sohn, gebt mir meinen Sohn wieder!"

War das Hedwig, seine sanfte Frau? Bertholdis Augen blickten in starrem Staunen. Nun sah er zum erstenmal die Frau, wie sie wirklich war; nicht mehr seine Frau, mit der er fast ein Vierteljahrhundert Seite an Seite gelebt hatte Tag und Nacht. Diese Frau war nur Mutter; und der Sohn, der gefallen war, war ihr einziger Sohn. In seine Erschütterung mischte sich Vorwurf: „Du hast doch noch einen Sohn!"

Sie schrie immer weiter: „Rudolf, Rudolf!"

„Versündige dich nicht." Sein schwankender Ton wurde fest, seine Hand lag schwer auf ihrer Schulter. Sie hatte aufspringen wollen, er drückte sie wieder nieder. „Da sind viele, die den Einzigen hingaben. Tausende. In deiner nächsten Nähe. Denk an die Krüger. Du hast doch noch Heinz, deinen Ältesten. Und Rudolfs Sohn, sein liebes Kind. Und —" er wollte sagen: „und mich". Aber er sagte es nicht. Wenn sie es denn nicht fühlte!

Doch, als hätte er's laut ausgesprochen, so sah sie ihn nun an. Jetzt sah sie ihn. Nicht mehr fern wie durch einen Nebel, nein, dicht vor sich, nahe bei sich; sah sein tiefbekümmertes gutes Gesicht. Mit einem schmerzvollen: „Vergib mir," griff sie nach seiner Hand.

Er umfaßte sie, beugte sich nieder und drückte ihren Kopf

an seine Brust. Sie fühlte den Schlag seines Herzens. Immer wieder strich seine Hand zart und zärtlich über ihr verwirrtes Haar.

Ihr Weinen wurde leiser. Was er alles auf sie niederflüsterte, seinen Kopf auf den ihren geneigt, das hörte niemand.

Es war ein großes Schweigen im Zimmer. Auch die Frau hörte nicht Worte; über des Mannes Lippen kam kein Laut, und doch hörte sie viel, viel. Ihr Herz, das das seine oftmals nicht vernommen hatte, das hörte jetzt. Und verstand.

III

Sie hatten Rudolf heimbekommen. Seine junge Frau ging nun in Schwarz; ihr Witwenschleier wehte lang, auf dem vollen Haar saß der Schnebbenhut mit dem weißen Vorstoß. Annemaries rundes Gesicht war schmaler geworden; erst hatte sie kaum essen mögen, überhaupt nichts sehen noch hören wollen. So jung noch und schon Witwe! Sie hatte ganz vergessen, was sie und Rudolf in ihrer ersten Verliebtheit sich anscheinend völlig klar gemacht hatten, was sie ihrer Mutter auf deren banges: „Wenn er nun fällt?“ geantwortet hatte: „Wenn ich ihn nur habe, nur ein einziges Jahr!“ So schwer hatte sie sich das Witwesein doch nicht gedacht. Das Leben schien auf einmal aus.

Aber nun waren die ersten schwersten Wochen überstanden. Noch führte ihr täglicher Spaziergang zum Kirchhof.

Es trieben schon vereinzelte gelbe Blätter über den Hügel, den man, bevor ein Grabstein gesetzt werden konnte, mit einem Kreuz aus Holz geziert, mit Tannenreisig gedeckt und mit immer neuen frischen Blumen umstellt hatte. Sie fand ein gewisses Genügen daran, da zu ordnen und zu schmücken. „Da liegt dein armer Papa," sagte sie zu dem kleinen Jungen, der sie nicht verstand und ungeduldig an ihrer Hand zappelte.

„Warst du auch so lange unglücklich?" fragte Annemarie ihre Freundin Lili.

Lili errötete und dann erblaßte sie. War sie wirklich lange unglücklich gewesen? Lange genug? Das quälte sie. Auf Stunden, in denen sie voll liebender Sehnsucht an Heinz dachte, in denen ihr Herz in einer seligen Glückshoffnung klopfte, folgten andere Stunden. War sie nicht auch selig gewesen an dem Tage, der sie mit jenem anderen — ihrem ersten Mann — vereinigte? Sie hatte geglaubt, ihn für immer zu lieben — und nun? Nein, Heinz sollte noch nicht fragen, er durfte noch nicht fragen! Noch nicht. Wenn er fragte, was sollte sie antworten? Es war etwas in ihr wie heißes Begehren und zugleich wie verzweifelte Abwehr. Noch immer war es zu früh, es durfte noch immer nicht sein.

Zur Beisetzung seines Bruders war Heinz Bertholdi gekommen, aber nur für den einen Tag. Es war fast so, als hätten sie sich nicht gesehen. Sie standen sich am Sarge gegenüber, tief erschüttert. Wäre es nicht Roheit gewesen, an eigenes Glück zu denken? Er blickte mit einem steinernen Gesicht vor sich hin, die Augen immer starr auf die Erde

gerichtet, vor ihm schluchzte die junge Witwe am Arm des Schwiegervaters, auf seinen Arm stützte sich die arme Mutter. Lili hatte gar nicht gewagt, zu ihm hinzusehen, beharrlich blieben ihre Lider gesenkt. Nur als sie herantrat, um in die offene Gruft ihre drei Handvoll Erde zu streuen, noch immer mit gesenkten Lidern, fühlte sie es plötzlich: sie stand hinter ihm. Er wandte sich, trat zur Seite, ließ sie heran. Und da sahen sie sich an. Rasch, wie verstohlen. In seinem Blick war bei allem Leid das Aufleuchten des Glücks, sie zu sehen, und eine innige Bitte. Er hatte sich dann über ihre Hand gebeugt, sie geküßt. Ob sie etwas gemurmelt hatte von Beileid, von innigstem Mitgefühl, das wußte sie nicht. Gesprochen hatte sie ihn nicht mehr; am Morgen war er gekommen, am Abend war er schon wieder fort. Sie war zurückgeblieben mit dem peinigenden Gefühl: was hast du versäumt! Und doch mit der Gewißheit: du konntest nicht anders.

Der Tod Rudolf Bertholdis hatte Lili tief erschüttert. Alles, was sie überwunden gewähnt, lebte wieder auf. Von dem kalten Entsetzen, das sie gelähmt, als die Trauerbotschaft eingetroffen, mitten im lustigen Spiel, blieb ihr ein Rest. Es kamen Stunden, die alle Gedanken an Glück wegfegten. Tot, tot — wer sagte ihr, daß nicht auch Heinz bald dem Bruder folgte? Jetzt war nicht die Zeit des Hoffens, jetzt war die Zeit des Entsagens. Aus seinem Grab am Monte Piano, in dem er ruhig geschlafen hatte, von Alpengrün bedeckt, stieg der tote Leutnant Rossi und suchte seine Witwe heim. Nachts trat er an ihr Bett, sprach Worte der Liebe und — Worte der Drohung. Sie warf sich rastlos

hin und her, wand sich wie in körperlichen Qualen, und wenn sie endlich eingeschlafen war, träumte sie so lebhaft von ihm, daß sie, vom eigenen Schrei erschreckt, wieder erwachte. — —

Unten schalt Lilis Hauswirtin, die Witwe Krüger: was gab die Frau Leutnant da oben denn an? Die weckte ihr noch den Jungen auf.

Des kleinen Gustav Bett stand neben dem Bett der Großmutter. Der tat es so gut, seinen Atemzügen lauschen zu können. Wie ruhig das Kind schlief! Sie selber schlief nur wenig. Es ging ihr wie unendlich vielen anderen. Ruhig schlafen? Wer konnte das jetzt?! Die, die einen draußen hatten, bangten um den, und den anderen war es auch bang genug.

Jetzt, in diesen grauen Wintertagen, auf toter, kalter Erde, schien die Welt ganz freudenarm, die Zeit trostlos. Sollte auch das Jahr 1918 herankommen und noch immer kein Friede sein? Es ballte sich heimlich manche Faust — „Herrlichen Zeiten führe ich euch entgegen" — ei, schöne, herrliche Zeiten! Den ganzen vergangenen Winter hatte man Kohlrüben fressen müssen, immer Kohlrüben; Kartoffeln gab's nicht. Mittags Kohlrüben, abends Kohlrüben, morgens Kohlrüben wieder aufgewärmt; Kohlrübensuppe, Kohlrübengemüse, Kohlrübenmarmelade, Kohlrüben im Brot. Man wurde den Kohlrübengeschmack überhaupt nicht mehr los. Diesen Winter würde es Kartoffeln geben, dafür aber gar kein Gemüse. Der heiße Sommer hatte alles verbrannt. Keinen Kopf Kohl, kein Pfund Spinat, kein Bündchen Zwiebeln. Kartoffeln, nur Kartoffeln; ohne Fleisch und Fett

würgen sie in der Kehle. Fett! Wer hatte wohl Fett gesehen?! So wenig Fett man selber am Leibe hatte, so wenig schien auch das Vieh zu haben. Das Viertelpfund Fleisch, das man pro Kopf zweimal die Woche bekam, war zäh wie Sohlenleder. Es gab nichts Fettes mehr auf der Welt. Ha, nur einmal wieder eine Schnitte Brot essen können mit Butter bestrichen oder mit Schmalz! Und womit sollte man kochen? Das Kleckschen Butter, das jeder auf seine Karte bekam, war so gut wie gar nichts, und das bißchen Margarine stank. Nach Fischtran, nach Petroleum, nach alten Knochen. — — —

„Geh man einholen," sagte Frau Müller, bei der die Dombrowskischen Kinder in Pflege waren, zu der kleinen Minna. „Ich kann heut nich selber gehn. Brot-, Fett-, Kartoffel- und da de Lebensmittelkarte. Auf die haste Heringe zu kriegen; wir sind unsre drei, also einundeinenhalben. Paß auf, daß du de Karten nich verlierst. Verlierste se, kriegste Dresche. Un du weißt, denn haben wer bis nächste Woche kein Brot, keine Kartoffeln, jar nischt. Denn mußte verhungern."

Mit dem Gefühl ungeheurer Wichtigkeit verließ Minna die Stube. Sie wohnten zu ebener Erde hinten heraus, nun tänzelte sie über den Hof. Das war doch zu schön, daß sie einmal einholen durfte, und so alleine! Der Erich würde staunen, wenn er aus der Schule kam. Zierlich ihr kurzes Röckchen hinten noch kürzer raffend, wie sie's bei den Damen gesehen hatte, trippelte sie über die Straße.

Die Straße war schmutzig, Herbstgüsse hatten den Boden erweicht. Sie wurde auch jetzt längst nicht mehr alle Tage

gefegt; die Straßenreiniger waren im Krieg, nur die alten, durch ein langes Leben Ermüdeten und zu fördernder Arbeit nicht mehr Tauglichen, waren zurückgeblieben. Kot, Papier, Überreste, was lag, das lag. Durch die Regenlachen waren viele Füße gepatscht und hatten Brei gerührt, ein paar Pferde waren durchgetrappelt; sie hatten ihre Äpfel fallen lassen.

Im offenen Körbchen, das Minna am Arme trug, lagen die gelbe, die grüne, die weiße und die rosa Karte. Sie warf ab und zu einen besorgten Blick darauf: alle noch da. Nun war sie bald am Konsumverein. Ach, vielleicht kriegte sie da einen Bonbon zu! Der Erich hatte neulich mal einen gekriegt. Ihre kleine Nase schnupperte, sie leckte sich über die Lippen. Da gab es Bonbons, die färbten die Zunge rot; welche waren auch so hart, daß man sie nicht durchbeißen konnte, und welche schmeckten nach Farbe, aber es gab auch welche, die schmeckten schön süß. Vor ihrer Phantasie gaukelten die Bonbons, die die Mutter ihr in den Mund gesteckt hatte, ehe der garstige Krieg war. Sie hatte lange nichts Süßes gegessen; den Zucker, den man für den Monat bekam, den brauchte die Müllern zum Kochen und tat ihn sich auch in den Kaffee.

Minna stand in Sehnsucht versunken, ihr Körbchen am Arm.

Ein Bollerwagen kam angerasselt, der Schmutz spritzte nach allen Seiten. Der Kutscher, ein halbwüchsiger Bengel, peitschte unvernünftig auf die Pferde, die Hufe schlugen das Pflaster, daß Funken sprühten, Fässer und Kisten hopsten und polterten, — da, ein Faß kollerte vom Wagen.

Krach. Das Faß war morsch, es zerbrach, der Inhalt floß auf die Straße.

Wo kamen nur so schnell auf einmal alle die Kinder her? Und auch die Erwachsenen? Das war ja Sirup, köstlicher Sirup! Wo Wasserlachen zwischen dem holprigen Pflaster gestanden hatten, standen jetzt Siruplachen. Was machte es, daß Füße gegangen, Wagen gefahren und Pferdeäpfel gefallen waren! Ein Junge kniete nieder, ein anderer stieß ihn weg: „Laß mir ooch mal!“ Bald war ein Gebalge im Gange, die Kinder stritten sich. Und während die Kleinen noch zankten, waren die Großen schon am Werk. Geschäftige Hausfrauen schöpften mit Löffeln in Töpfe und Krüge. Zum Backen war's noch ganz schön, und auch wenn man's den Kindern aufs Brot strich; die aßen noch ganz was anderes. Ein Alter besann sich nicht lange, Löffel und Topf hatte er nicht, er schöpfte, sich stöhnend bückend, mit seiner Mütze, der alten Soldatenmütze, die der Enkelsohn auf den Großvater vererbt.

Minna war zur Seite gestoßen worden, die Jungen waren stärker; nun hatte sie aber doch ein Plätzchen erwischt. Sie leckte und schleckte: oh, so schön süß! Ihr Mund war rundum beschmiert und verbreitert bis an die Ohren, ihre Nasenspitze braun, ihre Schürze zeigte vorn eine Traufe. Die blonden Haare hingen ihr tief ins Gesicht, als sie, auf den Hacken kauernd, sich noch tiefer bückte. Sie war heiß und rot — oh, plötzlich war's alle! Wie sie auch tunkte, nichts mehr, nichts als das nackte Pflaster.

Wie aus einem Traum erwachend, stand Minna auf. Ihr Kleid war schmutzig geworden, ganz naß war's, bis

durch auf die Knie. Sie bekam plötzlich Angst: die Müllern würde schimpfen. Und nun faßte sie nach ihrem Körbchen; es war ihr längst vom Arm geglitten. Das Körbchen war noch da, umgestürzt lag's auf der Seite, aber die Karten, die grüne, die gelbe, die weiße, die rosa, die waren weg. „Wenn du se verlierst, denn mußte verhungern —" „Mutter, Mutter!" Minna erhob ein lautes Geschrei.

Warum weinte die Kleine denn so? Die Karten verloren? „Tröste dir man, Kleene," sagte eine Frau, deren hohlwangigem Gesicht der Jammer der Zeit seinen ganz besonderen Stempel aufgeprägt hatte: Verbissenheit, Trotz, Verzweiflung, stumpfe Ergebung. „Is ja janz ejal, ob du eene Woche früher verhungerst oder eene später. Krepieren duhn wer doch alle!"

— — — — — — — — — —

Im Anzeiger wurde die Geschichte vom heruntergestürzten und aufgeschleckten Sirupfaß humoristisch wiedergegeben — war das nicht sehr komisch? Aber Hermine von Voigt lachte nicht mit. So traurig waren die Ernährungsverhältnisse schon? Ein unheimliches Gefühl überkroch sie: was sollte werden, wenn der Krieg nun noch länger dauerte? Ihr Mann schrieb, ein Ende sei nicht abzusehen. Was auch die Zeitungen posaunten von hoffnungsvollen Aussichten, vom Frieden, den man sich so heiß ersehnte, auf den man hoffte wie auf eine Seligkeit, ach, und den man so nötig hatte, ja, bitter nötig — man brauchte nur die Augen offen zu haben — vom Frieden redeten sie nicht mehr. Über beispiellose Siege in Italien wurde freilich gejubelt, an eine zugespitzte kritische Lage zwischen Japan und Amerika aller-

lei günstige Kombinationen geknüpft, über die vergeblichen Anläufe der Engländer in Flandern und die unbesiegliche Abwehrkraft der Deutschen viele Worte gemacht. Der Waffenstillstand an der Ostfront hatte dem Zweifrontenkrieg ein Ende gemacht, alle ihre Kraft konnte die geniale Heeresleitung nun dem Westen zuwenden; die U-Boote fegten den Ozean rein, und doch noch kein Ende.

* * *

„Zur Jahreswende 17!“ Mit ernstem Blick sah Hermine von Voigt auf das Zeitungsblatt in ihrem Schoß. Wiederum eine Jahreswende! Ein kalter Schauer überlief sie. Und doch war es um sie warm und behaglich.

Es war etwas Altmodisches in diesen Räumen, etwas von Eltern und Großeltern Überkommenes. Vielleicht waren sie gerade darum schön. Der freihängende Pendel der goldenen Pendüle auf dem Kaminsims schwang sich so emsig, wie er vor hundert und mehr Jahren sich für die Familie geschwungen hatte; noch immer war die zarte Glasglocke, die sich über die kostbare Uhr stülpte, die gleiche, mit sorgsamer Hand hatte die jeweilige Besitzerin sie selber abgestäubt, nie hatten rauhe Dienstbotenfinger daran rühren dürfen. Ahnenbilder in breiten goldenen Rahmen sahen von den Wänden herab auf den runden Tisch, das Plüschsofa und die hochbeinigen Sessel. Der klug blickende Herr im hellblauen Frack, dem die weißen Haare lang auf den Kragen fielen, und die blonde Frau im tiefausgeschnittenen, hochgegürteten Seidenkleid, die den schmalen roten Schal anmutig um die weißen Schultern trug, hatten einst aus

jenen zarten goldgeränderten Tassen getrunken, die die Generalin wie einen Schatz hinter dem Glas der Servante hütete. „Aus Freundschaft" — „Aus Liebe" — „Souvenir" — ach, sie waren glücklicher gewesen, der Urgroßvater, die Urgroßmutter! Siebenjähriger Krieg, Freiheitskriege, — zur freundlichen Sage waren sie geworden. Was waren vordem Kriege gewesen? Nichts gegen diesen.

Mit einem Seufzer sah die Generalin zu den Bildern hinüber. Dann las sie:

„Die letzte Jahreswende im Krieg."

Schon stutzte sie: war es wirklich die letzte Jahreswende? Wer bürgte dafür? Der Kaiser? Die Heeresleitung? Der Reichskanzler? Die Minister? Immer neue Männer, neue Namen. Nie war so viel gewechselt worden in den höchsten Ämtern. Unruhig sahen die klugen Augen der Frau umher: fand sich denn nicht endlich der rechte Mann? Der Eine, der Einzige? Ihr Geist ließ sie alle an sich vorüberziehen. Die anderen, die Feinde, hatten doch den Einen, den Einzigen, der ihr Schicksal lenkte — mochte sein zum Guten oder zum Bösen — es war eine Hand da, die am Steuer lag und das unentwegt festhielt. Haben wir denn keinen solchen Einen, Einzigen?

Sie zwang sich, weiterzulesen:

„Der zahlenmäßig stärkste unserer Feinde hat die Folgerungen der Kriegslage gezogen. Das Scheitern der englischen Angriffe in Flandern und der Zusammenbruch Italiens mußte die Russen vollends überzeugen, daß sie nicht darauf rechnen konnten, die eigene Niederlage durch den

Sieg ihrer Verbündeten auszugleichen. Noch sind wir nicht auf der Höhe, noch ist der Trotz der Engländer, der Haß der Franzosen, die Überhebung der Amerikaner ungebrochen, aber wir sehen schon den Gipfel im Sonnenglanz des Friedens strahlen. Die letzten hundert Meter sollen uns nicht schrecken. Das schwere Gepäck auf dem Rücken, den schmalen Proviant im Beutel, aber das Herz gesund, den Blick klar auf den Führer gerichtet, der den rechten Weg weiß, so überwinden wir auch sie noch."

Werden wir?! Wie in plötzlicher Erkenntnis schrak die Lesende zusammen. War denn das Herz gesund, der Blick klar? Wußte der Führer denn auch den rechten Weg? Mit einem verstörten Blick starrte Hermine von Voigt vor sich hin. Was hatte sie nicht alles sprechen hören! Selbst in den Kreisen, die früher voller Patriotismus waren. Waren das noch die Väter, die im Jahr vierzehn ihre Söhne selber zu den Waffen getrieben, die Mütter, die klaglos sie zum Opfer gebracht hatten? Waren das noch die gleichen Männer, die, längst aus der Übung und nicht mehr jung, sich doch in Reih und Glied gestellt hatten? Nicht die Ermüdung durch die lange Dauer des Krieges allein war es, die sie heute so anders gemacht hatte.

Die Frau sprang auf, wie von Angst gejagt eilte sie durch die Zimmer. Vom Wohnzimmer ins Eßzimmer, von dort ins Arbeitszimmer ihres Mannes; da stand sie an seinem Schreibtisch und stützte beide Hände schwer auf. Es war ihr, als ströme von dem Platz, an dem er so oft gesessen hatte, etwas auf sie über. Gott sei Dank, er war nie verdrossen, nie kleinmütig!

Vom Osten war General von Voigt fort, es war dort kaum mehr zu tun. Rußland trug sich selber zu Grabe, es fraß seine Länder, seine Städte, seine Völker auf. Die Revolution war da. Russe gegen Russe, Bruder gegen Bruder, der Untergebene gegen den Vorgesetzten. Aus den Gräben waren sie gelaufen gekommen, hatten die Hände erhoben, hinüber zum deutschen Graben gewinkt: „Komm, komm, gut Freund!" Hatten Brot mit dem deutschen Landstürmer getauscht, hatten aus einer Flasche Wodki mit ihm getrunken: „Gesundheit! Du sollst leben! Warum Feindschaft miteinander, ich bin Mensch, du bist Mensch, unsern Acker wollen wir bauen, Gottes Sonne sehen, nicht im dunklen Graben sitzen. Rußland ist groß, Väterchen ist weit, wir wollen nicht länger schießen mehr." Und sie hatten ihre Tornister hingeschmissen, ihre Flinten — wie Kinder, die hinter die Schule laufen — und hatten den, der sie antreiben wollte so wie einst mit der Knute, gutmütig grinsend zu Boden geschlagen. Nein, Rußland war nicht mehr zu fürchten, und doch — wenn das Feuer nun um sich fraß? Über die Steppen, über die Brachen, über die flachen Grenzen fegte der Wind, Funken trieb er vor sich her. Die sind gefährlicher als lodernde Flammen, denn unbemerkt kommen sie. Sie fallen aufs Hüttendach, sie nisten sich ein im Stroh; ehe man ihrer recht gewahr wird, lodert die Flamme schon im Nachbarhaus.

Eine heiße Röte stieg der Frau ins Gesicht. Nur keine Angst! Ihre hohe Gestalt richtete sich energisch auf. Nicht verzagen — vom Verzagen ist nur ein Schritt zum Versagen. Verzagte denn ihr Mann? Er hatte es schwer im

4*

Westen. Nein, er blieb immer derselbe. Doch konnte man die gleiche Ruhe, die gleiche Unerschütterlichkeit, die gleiche Geduld von denen hier verlangen, die wie Lasttiere ihre Tage hinschleppten, neben der Sorge um das Leben des Mannes gepeinigt wurden von den tausend Nadelstichen der Angst: wovon satt werden? Das Leben war so entsetzlich teuer, wurde es mit jedem Tag mehr. Auch kein Schuh mehr zu bekommen, kein Strumpf, kein wollenes Kleid. Und hatte der, der sich um des Lebens Notdurft nicht in gleich schwerer Weise abängstigen mußte, es nicht doch ebenso schwer, vielleicht noch schwerer? Ihm gehen nicht alle Gedanken in der Sorge ums tägliche Brot, ihm bleiben noch der Gedanken übrig — ach, zu viele! Die Hände der Frau schlangen sich ineinander.

Horch, die Glocken! Wie sonst an jedem Wochenende den Sonntag, so läuteten sie heute abend den morgenden Neujahrstag ein. Ein dünnes, erbärmliches Gebimmel. Die große, feierliche Glocke, die alles übertönende erzene Stimme, wo war sie?! Herminens Augen füllten sich mit Tränen, sie fühlte sich plötzlich hilflos und verlassen.

Das Mädchen kam herein. „Verzeihen Exzellenz! 's ist 'n Mann draußen in der Küche, er muß Frau Generalin durchaus einmal selber sprechen.“ —

In der Küche stand ein Mann. Er tat ganz vertraut, obgleich er noch nie in dieser Küche gestanden hatte. Er war in Feldgrau, er sah sehr respektabel und ordentlich aus. „Sie haben doch schon öfter Butter von mir gekauft,“ sagte er zwinkernd.

„Butter — ? Daß ich nicht wüßte. Die habe ich lange nicht

gegessen." Die Generalin sah ihn von oben herab an. Ihre Stimme klang abweisend.

Der Mann lachte verständnisvoll. „Verzeihen die Dame, schön dumm! ‚Hinten herum, nee, is nich,' so sagen sie alle anfangs. Und nachher kaufen sie doch alle. Gnädige Dame, was sollen die Leute denn auch machen? Von dem, was es auf Karten gibt, kann doch kein Mensch existieren."

„Ich kaufe nichts hinten herum. Andere leben auch davon."

„Kann sein." Der Schieber zog die Achseln hoch. „Ich leiste aber keinen Eid drauf. Sie würden sich schön wundern, Gnädigste, wer alles bei mir kauft. Wenn die Leute selber alles befolgen sollten, was sie verfügen — na! Und nich nur die Herrschaften kaufen, nee, ganz einfache Leute, Sie sehen's denen gar nicht an, was sie alles draufgehen lassen."

„Das 's auch wahr," fiel die Köchin ein. Sie stand mit unzufriedener Miene: warum kaufte die Gnädige denn nun nicht? Es war wahrhaftig nicht üppig, was immer auf den Tisch kam. Und jetzt war's dunkel, keiner sah's. Wenn die Gnädige heute nichts kaufte, dann kündigte sie bestimmt morgen, sie hatte es nun satt.

„Bei unserm Flickschuster haben sie morgen Schweinebraten," sagte sie vorwurfsvoll, „und unten bei Portiers — na, gehn Exzellenz nur mal runter und riechen, die haben heut abend 'was Feines!"

„Wie ist es heut mit 'ner schönen Gans — genudelt — mindestens fünf Pfund Fett, ich garantiere. Und 'ne Leber — Stopfleber — allein 'n Mittagessen!" Mit triumphieren-

der Miene zog der Händler eine Gans aus dem Handkoffer, den er wie ein auf Reisen Gehender bei sich trug.

Die Augen der Köchin erglänzten: wahrhaftig, eine wunderbare Gans, speckfett, das reine Mastschweinchen. „Wie teuer?" fragte sie und wog das schwere Gewicht auf beiden Händen.

Der Schieber lächelte geschmeichelt: „Das Fräulein versteht was." Und dann blinzelte er. „Zwölf Mark das Pfund — sechzehn wiegt se — das 's nicht teuer für so 'ne Ware, was, Fräulein? Andere nehmen achtzehn dafür. Aber ich will Schluß machen heut abend, 's is die letzte. Sechse hab ich heut nachmittag hier schon verkauft. Die gefällt, was, gnädige Dame?"

Die Generalin fuhr zusammen, sie hatte, ganz in Gedanken verloren, auf die Gans gestarrt. So etwas gab es also doch noch? Das, was man an Geflügel in den Läden der Stadt sah, war mager, wochenlang lag überhaupt nichts in den Schaufenstern. Solch eine Gans hatte sie nur einst daheim auf dem Gute gesehen. Merkwürdig, mit einem Male stand das Elternhaus vor ihr.

Wie die Mamsell in der Küche hantierte! Die Ärmel hatte sie aufgestreift über die vollen Arme, mit einer Geschicklichkeit wie ein Operateur zog sie auf dem weißgescheuerten Küchentisch einer Gans nach der andern die Fettwammen aus dem Leibe. Spickbrüste wurden gemacht, Gänseweißsauer, Leberpasteten — auf die legte der Vater besonderen Wert, die gab es zu seinen Jagddiners. Und wie würzig es hier roch! Nach Honig, nach Zimt, Zitrone, Nelken, nach den leckeren Pfefferkuchen, die Mamsell Lieschen zu Weih-

nachten buk. Zu Silvester gab es immer Berliner Pfann-kuchen mit Himbeer- oder Erdbeermarmelade gefüllt, in reinem Schweineschmalz ausgebacken; der Duft schwebte in einer leisen Wolke von der großen Küche im Erdgeschoß die breite Treppe hinauf in die Herrschaftszimmer. Untrennbar war er von Festzeiten, von fröhlichen Gästen, von behaglichem Genießen, von unbekümmerten Stunden, von der Zufriedenheit und dem vollen Genüge glücklicher Friedensjahre.

Die Frau empfand plötzlich ein Bedauern und ein jähes Verlangen. Es wurde ihr schwach — die Gans, die Gans! Sie mußte sich setzen, sie hatte auf einmal ein Hungergefühl, eine innere Leere zum Ohnmächtigwerden. Was sprachen die noch? Es lag auf ihr wie eine Lähmung. Aber sie hörte den Schieber mit der Köchin verhandeln.

„Haben Sie auch Butter?"

„Jederzeit."

„Wie teuer?"

„Vierundzwanzig Mark."

„Und Eier?"

„Ganz frische. Stück: eine Mark funfzig. Butter, Eier, Wurst, Speck. Sie brauchen mir nur zu schreiben. Aber im geschlossenen Brief; die passen verflucht auf. Für viertausend Mark Waren haben se mir schon mal weggenommen. Nu aber nich mehr!" Er lachte. „Es lernt sich jeder aus mit dem Hintenherum."

„Ich nicht." Hermine von Voigt ermannte sich. Ihr Ton war schroff: „Packen Sie ein; ich nehme nichts."

„Na, denn 'n andermal." Der Schieber nahm es nicht

übel, gelassen bettete er seine Gans in den Handkoffer. „Gehn wir noch 'ne Tür weiter. Der Herr Rechnungsrat drüben hätte ihr liebend gern genommen für seine kranke Frau, beinah geweint hat er, aber er hat's Geld nich dazu." Mit einem „Auf Wiedersehen die Damen!" schob er sich leise zur Tür hinaus.

Was war das?! In einem Wirrwarr von Empfindungen blieb die Frau zurück. Der alte Geheimrat drüben hätte gern gekauft für seine kranke Frau, er hatte nicht das Geld für solche Preise — sie selber hielt es für Ehrenpflicht, nicht zu kaufen — ‚Schön dumm,' sagte der Schieber, sechs der kostbaren Gänse war er an einem Nachmittag hier losgeworden — beim Flickschuster im Keller gab es Schweinebraten — andere kratzten gierig das Straßenpflaster ab — welche Unterschiede! Der Beamte war ärmer als der Proletarier, Bildung und Unbildung, Vorteile und Vorurteile, Ansichten, Meinungen, Stände, alles verrückte dieser Krieg. Und auch die Überzeugung von Recht und Unrecht. Wie ein Chaos gähnte das neue Jahr sie an.

Im bleiernen Schlaf dieser Nacht, in schweren Träumen wurde Hermine von Voigt verfolgt von sechs Gänsen. Die spazierten, schon ohne ihr weißes Federkleid, lustig schnatternd, feist und wohlgemut über die Straße. Die Leute rissen die Türen auf, winkten ihnen und hießen sie freundlichst willkommen. Und auf der gleichen Straße, vor denselben Türen lagen Menschen im Kot und verschlangen, was sie da fanden.

* * *

Wollte es wirklich wieder Frühling werden? Man hatte im langen Winter ganz vergessen, daran zu glauben. Ewig eintönig waren die Tage gewesen; eines beschwingten Hoffens war man kaum mehr fähig. An der Front immer dasselbe: einmal ein Grabenstück verloren, das andere Mal wieder eins genommen, dann das genommene aufgegeben, um an anderer Stelle wieder eins zu nehmen. Ewig hin und her. Immer dieselben Berichte. Sie stumpften ab. Langsam schlichen die Tage, und doch rasten sie.

War es möglich, zeigten sich da am Busch die ersten kleinen, nur dem scharfen Blick sichtbaren Triebe? Und der Strahl der Februarsonne schien mild und laulich. —

Hedwig Bertholdi kam vom Kirchhof, dahin ging sie immer allein. Weinen wollte sie, unaufhaltsam weinen, es sollte keiner sprechen: „Weine nicht, tröste dich." Wenn ihre Tränen auf den Hügel rannen, fühlte sie sich dem Sohne näher. Der tauende Schnee sog das heiße Naß ein, es drang hinunter zu ihm, es tropfte warm auf seine Brust. Er lag da unten ja so kalt, dieser junge Mensch, dieses umhegte Leben. Dieser kleine Knabe, der in der Dämmerstunde auf ihrem Schoß saß, sein Köpfchen an sie lehnte und sich erzählen ließ von Hänsel und Gretel und vom Rotkäppchen. Er schluchzte, wenn der böse Wolf das liebe Rotkäppchen fraß, er lachte und klatschte in die Händchen, wenn der grüne Jäger kam und dem schlafenden Wolfe den Bauch aufschlitzte. Wie war das Kind so lieblich! Es bereitete ihr Seligkeiten. Alle Tage ging sie mit ihm spazieren, es pflückte Blumen: „Mutter, alle für dich!" Seine Augen strahlten sie an. Seine kleinen Arme umschlangen sie, zärtlich zog es

ihren Kopf zu sich herunter und wollte sie gar nicht lassen, wenn sie sich über sein Bettchen beugte zum Gutenachtkuß.

Hedwig sah den Sohn als das Kind, als den kleinen Knaben, der ihr so große Freuden bereitet. Da gehörte er ihr ganz, einzig nur ihr; alles, was später kam, die ganzen letzten Jahre waren vergessen.

Heute trug die Mutter die ersten Schneeglocken zum Grabe; nun war es umgekehrt, sonst hatte das Kind ihr die ersten gebracht. Sie streute die Glöckchen über seinen Hügel: Frühling würde wieder erwachen, alles erwachen, er erwachte nicht mehr.

Langsam schlich sie dann zurück durch die Anlagen, die den Kirchhof vom Ort trennten. Besonnt lag der Weg vor ihr, ein viel zu früh herausgelocktes Insekt kroch langsam, noch halb im Winterschlaf, vor ihren Füßen. Sie fühlte sich müde, erschöpft; die matte Luft machte sie noch matter. Mochte nun geschehen, was da wollte, ihr war es gleichgültig; ein größerer Schmerz konnte ihr nicht mehr kommen. Gab es denn überhaupt noch einen größeren Schmerz?!

Da war eine Bank. Sie mußte sich setzen. Sie schloß die Augen. Als sie sie wieder öffnete, erschrak sie; es saß jemand neben ihr. Eine Dame, in Trauer wie sie auch. Das war jetzt nichts Besonderes, in Trauer gingen so viele, aber die Augen, die sie jetzt flüchtig streiften, hatten etwas, was ihr auffiel. Eine Leidensgefährtin, dachte Hedwig. Sie sah wieder weg. Hatte die auch ihren Sohn im Krieg verloren? Es lag etwas namenlos Trauriges in diesen dunklen Augen.

„Ist Ihr Sohn auch gefallen?" Leise fragte sie es.

„Mein Mann ist gestorben."

Hedwig dachte plötzlich an ihren Mann: wenn sie den Guten nicht mehr hätte!

Im Kriege war der Mann der Dame wohl nicht gefallen, er mußte über die Jahre hinaus gewesen sein. Ein bedauerndes „Oh". Sie sagte dann nichts mehr, die andere auch nichts; jede sah vor sich nieder und bohrte mit der Schirmspitze Löcher in den Sand.

Ob die denn nicht Kinder hatte, keinen Sohn draußen? Hedwig sah verstohlen wieder zu der Fremden hin. Ganz schüchtern fragte sie, sie schämte sich ihres Ausfragens und konnte es doch nicht lassen: „Haben Sie keinen Sohn im Krieg?"

„Doch." Die Dame stand auf, neigte leicht den Kopf zum Gruß und ging. —

Eine seltsame Frau! Warum lag in ihren Augen diese namenlose Trauer? Hedwig hatte in keines Menschen Auge je eine ähnliche gesehen. Aber wenn ihr Sohn doch noch lebte?! An diesem Tag beschäftigten sich Hedwigs Gedanken mit der Fremden.

Ganz erstaunt sah Bertholdi beim Mittagessen von seinem Teller auf: wie, seine Frau dachte einmal an etwas anderes als an den eigenen Schmerz?

Sie sagte: „Ich habe heut eine Dame getroffen, als ich vom Kirchhof kam, an die muß ich immerfort denken. Sie hat ihren Mann verloren" — leise legte sie dabei ihre Hand auf die seine — „aber, weißt du, das allein kann es nicht sein. Ihr Sohn ist ja nicht tot."

Zu anderen Zeiten hätte es Bertholdi vielleicht verletzt, daß seine Frau den Verlust des Mannes scheinbar weniger

einschätzte als den des Sohnes; jetzt verstand er richtig: man leidet unter einer begrabenen Hoffnung – und was ist ein Sohn anders als eine Hoffnung? — schwerer als unter dem Verlust gewesenen Glücks.

Als sie am Abend in ihren Betten lagen und er sich über sie beugte, um ihr den gewohnten Gutenachtkuß zu geben, sagte sie wie aus tiefem Nachdenken heraus: „Ich möchte wohl wissen, wer diese Frau ist."

In dieser Nacht träumte Hedwig Bertholdi von ihrer Begegnung. Sonst hatte sie, wenn sie überhaupt schlief, nur wirre Träume – Blut, Grauen, Stöhnen, chaotischen Jammer, aus dem sie nichts herausschälen konnte, was irgendwie Sinn hatte und am Morgen noch als Erinnerung verblieb — heute nacht neigte sich die Fremde über sie. Die dunklen Augen blickten tief in die ihren: „Warum weinst du?" — „Mariechen, warum weinest du, weinest du?" so hatten die Kinder gesungen an dem Nachmittag, an dem die Depesche von Rudolfs Tod kam.

„Warum weinst du?"

„Weil ich meinen Sohn, meinen Liebling verloren habe."

„Du hast ihn nicht verloren, er ist noch dein. Er schläft nur. Hundert glückliche Erinnerungen verbinden dich mit ihm. Da ist nichts, was dich von ihm trennt. Deine noch lebendige Seele gleitet seiner abgeschiedenen zu, sie umschlingen sich. Glückliche Mutter, eine glückliche Mutter bist du!"

Die Fremde hob in beneidender Sehnsucht die Hände, es liefen Tränen aus den Augen, in die es sich hineinsah wie in eine unergründliche Nacht.

Glücklich, glücklich — es gab also andere, die noch unglücklicher waren als sie? Verwundert sah Hedwig um sich, als sie am Morgen erwachte. Der Traum war ihr ganz lebendig. „Ich habe von der Frau geträumt," sagte sie zu ihrem Mann. „Merkwürdig. Und so eindringlich!"

Bertholdi sah seine Frau liebevoll an: Gott sei Dank, daß sie doch wieder an irgend etwas Anteil nahm!

„Du hast gut geschlafen."

„Ja, und ich glaubte, ich würde gar nicht schlafen können. Ob ich sie wohl einmal wiedersehe? Wie gut, daß wir nicht in Berlin wohnen, da würde ich ihr wohl kaum wieder begegnen." —

Sie begegneten sich schon an einem der folgenden Tage, sie hatten ja beide das gemeinsame Ziel — den Kirchhof. Und dann gingen sie hintereinander her, durch die lange Reihe neuentstandener Gräber. Viele Gräber; es starben jetzt nicht bloß die Starken draußen, die Schwachen fielen auch hier. Wie auf geheime Verabredung trafen sie sich an der Kirchhofspforte. Ihre schwarzen Gestalten grüßten sich stumm. Am nächsten Tage schon gingen sie miteinander die Strecke durch die Anlagen, bis ihre Wege sich trennten. Sie hatten nicht viel miteinander gesprochen und nichts von Belang. Aber als Hedwig der schlanken Gestalt nachsah, und diese sich dann noch einmal wandte und stumm nach ihr zurückgrüßte, hatte sie das Gefühl einer wachsenden Sympathie. —

— — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Grabstein des vor einem halben Jahre verstorbenen Justizrats Kettler stand: Geboren 1860, gestorben

1917. Noch kein alter Mann. Vor kurzer Zeit erst war er aus seinem Amt in Berlin geschieden. Ruhe, Ruhe, danach sehnte er sich, sehnten sie sich beide; so waren sie hier herausgezogen. Und hier hatte ihn die Frau nach wenigen Monaten begraben.

„An was starb Ihr armer Mann?" wagte Hedwig eines Tages die Witwe zu fragen.

„Armer Mann! Ja, da haben Sie recht: armer Mann!" Es klang unsäglich bitter. „Er starb an einem Herzleiden."

Hedwig mochte nicht weiter fragen, es legte sich ein Zug von Leid um den Mund der anderen, der sie erschreckte. Der Sohn, der Sohn, warum sprach die Mutter nicht von ihrem Sohn?! War der verwundet? Gefangen? Er lebte, das wußte sie. Und doch sprach die Mutter nie ein Wort von ihm. — —

Hedwig war auf dem Weg zu der neuen Bekannten. Sie hatte am Vormittag einen Brief von Frau Kettler bekommen, worin diese sie um ihren Besuch bat. Als Hedwig vor der Tür der hübschen Villa stand, drängte es sich ihr plötzlich auf, daß das Haus tot sei, unwirtlich, öde, trotz der peinlichen Sauberkeit des geharkten Grasplatzes, trotz der frischgrünen Tannenbäumchen an den Fenstern und auf dem Balkon. Wie anders sah dagegen ihr eigenes Haus aus! Allem Schmerz, der in ihm wohnte, zum Trotz blinkten die Fenster hell, lag eine einladende Traulichkeit schon draußen vor der Tür.

Das Mädchen, das auf leisen Sohlen ging, wies Hedwig in ein großes, ein wenig verdunkeltes Zimmer.

Helene Kettler stand vom Ruhebett auf, sie hatte da ge-

legen, den Kopf zur Wand gekehrt. Nun glitt ein Schimmer von Lächeln über ihr vergrämtes Gesicht, sie streckte Hedwig beide Hände entgegen, und wie erlöst von der Qual der Einsamkeit, seufzte sie auf: „Gott sei Dank, daß Sie kommen!“ Und hastig fuhr sie fort, als peitsche es sie innerlich, zu sprechen: „Verzeihen Sie, daß ich Sie rief, ich hoffe, Sie versäumen nichts Wichtiges, ich bin so allein, ich bin so grausam allein, dieser nahende Frühling mit seiner scharfen Sonne macht mich krank, ich sitze lieber im Dunkeln, ich —“ sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, die dunklen Augen irrten umher, als erwartete sie aus jedem Winkel Schrecknisse auftauchen zu sehen.

„Was ist Ihnen?“ Von einem großen Mitgefühl fortgerissen, legte Hedwig ihren Arm um die Erblaßte. „Kann ich Ihnen helfen? Ich möchte so gern. Sprechen Sie doch! Sprechen Sie doch!“

Da ließ die einsame Frau den Kopf auf die Schulter der anderen sinken und weinte.

Wem es gegeben ist, sein Leid auszusprechen, der ist schon ein Halbbefreiter; Helene Kettler hatte es nie gekonnt, heute, hier hatte sie das Gefühl: das ist eine Mutter wie du. Sie fühlte das Band, das sich von einer Mutter zur anderen schlingt. Sie schluchzte: „Ich habe meinen Sohn verloren. Meinen einzigen Sohn.“

Wie, jetzt plötzlich? Fast atemlos fragte Hedwig: „Wann? Wo? Tot?!“ Sie zitterte, von Mitleid erfaßt.

Die Weinende schüttelte den Kopf: „Tot ist er nicht. Und doch tot. Sehen Sie!“ Hastig zog sie Hedwig zum Schreibtisch, hastig schloß sie das Schubfach auf, hastig nahm sie

ein Bild heraus. Mehrere Bilder: als kleines Kind, als Knabe, als Erwachsener.

Hedwig sah gute, weiche Kinderwangen, ein lustiges Knabengesicht und dann einen hübschen, eleganten jungen Mann — aber gut sah der nicht mehr aus.

„Fünfundzwanzig Jahre — fünfundzwanzig Jahre ist er nun — ein Tag wie heute, als er geboren wurde, wir freuten uns. Oh, hätten wir uns nie so gefreut! Wir glaubten ihm immer, wir haben ihn zu sehr geliebt, er war so frisch, so aufgeweckt, wir haben ihn zu sehr verwöhnt. Weiber, Schulden — mein Mann hat immer wieder gutgemacht." Die Mutter rang die Hände, es war eine unterdrückte Leidenschaft in ihrer Stimme, in jeder ihrer Bewegungen. „Glauben Sie, daß es möglich ist, daß man einen Sohn, zu dem man kein Vertrauen mehr haben kann, der mehr Kummer gemacht hat als hundert andere Söhne zusammen, auf den man nicht mehr hoffen kann, daß man so einen Sohn doch noch lieben kann? Es ist so über mich gekommen — heute fünfundzwanzig Jahre — verzeihen Sie, ich konnte so allein nicht sein — frohe Menschen verstehen ja nicht, aber Sie, Sie! Glauben Sie, daß man solch einen Sohn doch noch lieben kann?"

„Ja," sagte Hedwig. Weiter nichts, aber sie sagte es fest. Sie dachte an ihre Söhne: hatte Rudolf ihr nicht auch Kummer gemacht? Ach, nur einen kleinen; der große Kummer, den er ihr bereitet — sein Tod — war unverschuldet. Und Heinz? Nein, diese Frau hier hatte anderen Kummer. „Eine Mutter hört nie auf zu lieben, und sei der Kummer, den ihr der Sohn bereitet, auch noch so groß." Sie sagte

es laut. „Sie darf auch nicht aufhören, den Sohn zu lieben. Wenn wir, die Mütter, das tun, was soll dann aus den Söhnen werden?!"

Auf Hedwigs zartem Gesicht lag die Überzeugung dessen, was sie sprach.

Die andere sah es, und in einem Drange des Vertrauens stieß sie heraus: „Er hat meinem Mann das Herz gebrochen. Er — er — er hat — o du, du!" Sie schlug plötzlich mit der Hand auf das Bild des eleganten jungen Mannes, daß es von der Schreibtischplatte herunterflog. „Hassen sollt' ich ihn, verachten, nicht mehr kennen, nicht mehr an ihn denken, und doch" — sie brach förmlich zusammen — „heut ist sein Geburtstag!" Sie weinte.

Hedwig stand neben ihr, die auf einem Sessel zusammengesunken war, sie konnte nichts sprechen, es würgte sie in der Kehle. Was war ihr Schmerz gegen diesen? Sie wußte nichts, aber sie ahnte. Arme Mutter, unglückliche Mutter! Weich strich ihre sanfte Hand über das tiefgebeugte Haupt. Sollte sie tröstende Worte sprechen? Die Worte blieben nur Worte. Und wenn der Krieg nun aus war, wenn dieser Sohn wiederkehrte? Würde der Krieg ihn anders gemacht haben, besser? Ein Bangen kam sie an. „Helfen kann ich nicht," sagte sie leise. „Ich kann nur mit Ihnen weinen." —

Sie saßen noch lange zusammen. Beiden Frauen war es, als kennten sie sich seit Jahren schon. Was lange Reihen von Freudenjahren nicht vermögen, das macht die kurze Stunde gemeinsam empfundenen Leides.

Als Hedwig vorm Spiegel ihren Hut aufsetzte, blickte die andere mit hinein. Die beiden Gesichter lächelten sich weh-

mütig an. Beides einst schöne Frauen, noch war es nicht allzulange her — und heute? Augen, deren Glanz Tränen verlöscht; Wangen, über die sie hinabgeströmt, Rinnen gewaschen hatten mit heißer Flut. Linien waren gezogen, Runen, die kein Lächeln mehr wegbringt. Das Leid hatte die Schönheit gezeichnet, unerbittlich vernichtend.

„Mütter," sagte Hedwig und nickte dem Spiegelbild zu.

IV

Nun war die Krüger vergangenen Herbst doch nicht nach Rußland gefahren. Sie hatte es fest vorgehabt. Jedesmal, wenn Gertrud Hieselhahn abends in der Woche oder Sonntags von Berlin herauskam, um ihren Jungen zu besuchen, redete die Alte von der Reise ans Grab. Sie kam der Hieselhahn dabei ordentlich näher. Wie konnte sie auch anders? Wenn Gustav am Leben geblieben wäre und der Krieg aus war und er zurückkam, hätte er das Mädchen ja doch geheiratet. Und dagegen wäre auch gar nichts einzuwenden gewesen. Daß sie sich einmal so gegen die arme Liebste des Sohnes gewehrt und die Heirat hintertrieben hatte, dessen erinnerte sie sich nicht mehr. Oder wollte sich nicht erinnern. Wenn die Liebschaft mit der Hieselhahn nicht gewesen wäre, dann wäre ja auch der kleine Gustav nicht. Und was wäre sie ohne den?! „Dann läg' ich längst im Puhl bei den Fröschen oder säße im Tollhaus."

„Versündigen Sie sich doch nicht!" Erschrocken faßte Gertrud nach der Alten: die könnte mit so etwas Ernst

machen. Ihr war es fremd, sich ganz in eines zu verbohren. In ihrem größten Kummer, als sie, verlassen von dem Geliebten, weit draußen in der baufälligen Bude bei den Dombrowskis niederkam, in ihren schwersten Tagen, als sie Säcke nähte von morgens bis abends, sich die feiner gewöhnten Finger erbärmlich zerstach — es war ihr nie auf die Dauer der Gedanke gekommen: du machst ein Ende. Den Wunsch hatte sie wohl einmal gehabt, wenn sie todmüde von der Arbeit von Berlin heimfuhr, unter den rollenden Rädern des Zuges zu liegen — was erwartete sie denn auch daheim? Eine eiskalte Stube, die Wände glitzernd vor gefrorener Feuchtigkeit, ein heiser geschrieenes, vernachlässigtes Kind, Hunger, Einsamkeit, ein Leben ohne Aussichten, ohne Hoffnungen. Aber nur für Augenblicke war die Versuchung gekommen; sie hatte sich durchgerungen, ihr Blick war klar.

Es war merkwürdig, es gab so viel jüngere Mädchen und auch viel hübschere, aber Gertrud Hieselhahn gefiel den Männern. Obgleich sie kein Geld hatte und den Jungen obendrein, hatte sie schon ein paarmal Gelegenheit gehabt, sich gut zu verheiraten. Der Bäcker, schrägüber von der Krüger, hatte schon lange ein Auge auf sie. Sie mochte gar nicht mehr hinübergehen und Brot holen. Er lehnte sich mit hastigem Atem über den Ladentisch in seinem hübsch blau und weiß dekorierten Laden, in dem zu Friedenszeiten die knusprigsten Schrippen und der beste Streußelkuchen gelockt hatten, und suchte sie in einem längeren Gespräch festzuhalten. Sie sah es deutlich, wie gut er ihr war. Seine Augen bekamen tieferen Glanz, sein Alltagsgesicht wurde hübsch durch einen treuherzig-traurigen Ausdruck: hatte sie denn gar keine Zeit,

5*

um bei ihm zu verweilen? Der Laden war leer, die Fliegen, von der Wärme des Backofens immer lebendig, die an den blauweißen Leisten des Regals auf und ab kletterten, auf denen statt der knusprigen Schrippen jetzt die vom Zusatz klitschigen Brotlaibe lagen, die schwatzten nichts aus. Was er ihr schon so lange sagen wollte, daß er eine Mutter für seine Kinder brauche, eine Mutter, die so verständig, lieb und sorgsam war wie sie für ihren Jungen, und daß er den halten würde wie sein eigenes Kind, dazu kam er nicht. Sie zog ihre Hand, die er sich zu halten mühte, aus der seinen, legte, ehe er noch ein Wort herausbrachte, ihr Geld auf den Ladentisch, nickte freundlich und ging.

Der Schlächter, bei dem sie, wenn sie spät Sonnabends herauskam, das halbe Pfund Wochenfleisch zum Sonntag für die Krügern holte, gab ihr nicht nur keine Knochen und hautige Fetzen, er gab ihr mehr, als ihr zukam. Der Schlächter war noch unverheiratet, sein verletztes Bein störte die jungen Mädchen nicht, sich um ihn zu bemühen, er kümmerte sich nicht um die. Er war ganz wild auf die Trude.

Der Stationsvorsteher, der Mann mit der roten Mütze, riß ihr die Kupeetür auf, wenn sie einsteigen wollte, und fuhr sie dann im Zuge an ihm vorbei, schwenkte er die Mütze ihr noch nach. Der Mann war alt, hatte eisgraues Haar, der wollte nicht Liebeslust, der wollte Fürsorge, der hätte ihr noch am besten gepaßt. Aber nein: einmal hatte sie einen Liebsten gehabt, dem hatte sie alles gegeben — Herz, Ehre —, nun konnte sie nicht noch einmal soviel verschenken. Der Rest, der ihr geblieben war von sich selber, der gehörte ihrem Jungen. Es schien, als wären ihre Sinne

tot, Liebesblicke, Liebesworte rührten die nicht mehr auf. Daß die junge Frau, die oben bei der Krüger im Hause wohnte, heimlich schon wieder verlobt sein sollte, das konnte Gertrud nicht begreifen. Verwundert, fast feindselig sah sie nach Lili Rossi hin.

Ein herber Zug lag um Gertruds Lippen. Es war ein seltsamer Kontrast zwischen diesen spröden Lippen und der fraulichen Fülle der Gestalt. Fest und aufrecht, den Kopf mit dem klaren Gesicht erhoben, schritt Gertrud Hieselhahn vom Bahnhof zum Haus der Krüger. Sie stand für sich allein, das sah man ihr an.

Über die Krüger hatte Gertrud jetzt eine gewisse Macht. Die Frau alterte zusehends, sie wurde immer magerer. Alle guten Bissen, deren sie habhaft werden konnte, steckte sie dem kleinen Gustav zu. Schneeweißchen und Rosenrot, ihre Lieblingskaninchen, hatten daran glauben müssen, Fleisch essen mußte der Junge, bloß von Wassersuppen und Grünzeug kriegt kein Kind Kraft. Einen guten Happen verwahrte sie auch immer für Sonntags. „Ich bin alt, ich brauche nischt mehr, aber Sie, Sie müssen sich erhalten," sagte sie und sah die Mutter des Kindes mit strengem Blick an. Sie hatte noch immer eine gewisse Härte im Ton Gertrud gegenüber, sie wollte es sich nicht merken lassen, daß die Hieselhahn ihr imponierte; sie kämpfte gegen ein Gefühl an, das ihr langsam ins Herz kroch.

Wenn Gertrud nicht gewesen wäre, die Krüger hätte es nicht überwinden können, daß sie nun doch nicht nach Rußland kam. Erst hatten sie nicht zum Grabe können, weil man ihnen, trotz aller Gesuche, die Einreise verweigerte.

Wie dachten sie sich denn das, jetzt mitten im Krieg nach Rußland hinein? Nur unvernünftigen Weibern konnte das einfallen. Und wenn sie zehnmal einen Geleitbrief hätten zum General von Voigt, und wenn dessen Frau sich auch noch so dafür verwandte, sie würde nie bis zu ihm hinkommen; hin und her rollten Züge mit Militär und Kanonen, kein Platz für sie drin. „Ich will ja auch gar nicht sitzen," sagte eigensinnig die Mutter, „ich steh so lange". Und selbst wenn sie bis zum General hinkäme, der hatte weiter auch keine Macht. Ja, wenn Friede mit Rußland war, dann war vielleicht Aussicht. Dann konnte die Mutter vielleicht das Grab suchen gehen — ob sie es fand? Die Krüger sah nicht das Achselzucken.

Mit einer gläubigen Inbrunst klammerte die Mutter sich an die letzte Hoffnung: wenn Friede mit Rußland war. Sie las viel in der Bibel. Sie las abends laut für sich mit starker Stimme und fuhr mit dem Finger die Zeilen nach.

„Als aber der Sabbat um war und der erste Tag der Woche anbrach, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen. Und siehe, es geschah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzte den Stein von der Tür des Grabes und setzte sich darauf. Und seine Gestalt war wie ein Blitz, und sein Kleid weiß als der Schnee. Die Hüter aber erschraken vor Furcht und wurden, als wären sie tot. Aber der Engel antwortete und sprach zu den Weibern: Fürchtet euch nicht; ich weiß, daß ihr Jesum, den Gekreuzigten, suchet. Er ist nicht hier; er ist auferstanden."

Wenn sie nun wie Maria, die Mutter, mit Maria Magda-

lena zum Grabe ging, ob sie ihn fanden? Gertrud hatte gesagt: „Sie sollen sich darüber nicht solche Gedanken machen." Die hatte gut reden, eine Mutter will doch wissen, wo ihr Gekreuzigter liegt. War ihr Gustav denn nicht auch ein Gekreuzigter? Nichts verbrochen, wie ein Lamm zur Schlachtbank geführet, für anderer Sünden sein Blut vergossen, unschuldig ans Kreuz des Todes geschlagen. Wenn doch auch der Engel vom Himmel führe wie der Blitz, mit dem Kleid weiß als der Schnee, und ihnen Bescheid gäbe! Das Erdbeben, von dem in der Bibel stand, das war schon da. Kein Land stand mehr fest, keine Stadt, kein Dorf, kein Haus, kein Mensch. Feuer spie aus den Lüften, tief aus der Erde kamen giftige Dünste herauf, Pech und Schwefel wie einst zu Gomorra; der Grund des Meeres tat sein Maul auf.

„Er ist nicht hier, er ist auferstanden," sprach der Engel. Ob ihr Gustav auch auferstanden war? Ob er schon saß zur Rechten Gottes, des Vaters? In solchen Stunden hatte die Krüger einen wirren Blick; dann hörte sie selbst nicht, wenn der kleine Gustav, durch ihre laute Stimme aus dem Schlaf geweckt, nach der Großmutter rief. Dann saß sie wie entrückt.

Die Hängelampe über dem Tisch gab goldigen Schein, die Mutter war nicht am gewohnten Ort mehr, sie ging durch Sonne im gelobten Land. Sie ging weiter und weiter, Dörfer blieben zurück — Bethlehem, Nazareth, Jerusalem, alles dahinten — da war eine ungeheure einsame Weite, durchwühlt von Granaten — da war ein Sumpf — da fing der Wald an: wo habt ihr ihn hingelegt, wo kann ich ihn finden?

Sie kniete nieder, sie befühlte die Erde — kein Kreuz, kein Stein, neue Kämpfe hatten die Reste der alten hinweggefegt — wo, wo ist er?!

War er doch in Frankreich geblieben? Suchte sie ihn vergebens in der russischen Wüste?

„Den du suchest, er ist nicht hier!"

War das der Engel mit dem Gewand weiß wie Schnee, oder war es Gertrud, die so zu ihr sprach? Die Krüger fuhr auf aus ihren Phantasien. Nein, so durfte sie nicht weiter mit ihren Gedanken in die Irre gehen, sie mußte sich zusammennehmen, das fühlte sie selber. — — — —

Der Friede von Brest-Litowsk war geschlossen worden, jetzt war der Zeitpunkt nahe, zu dem es der Krüger am Ende gelungen wäre, das Grab des Sohnes aufsuchen zu dürfen, aber nun war auf einmal alles anders geworden.

Es war an einem Sonntagnachmittag, die beiden Frauen saßen in der Stube zusammen. Die Alte im Sofa, aber sie lehnte sich nicht an, das tat sie nie; die Bibel, in der sie so viel las, lag ihr im Schoß. Mit Augen, die offen waren, aber doch nicht sahen, träumte sie in die leere Luft.

Die Junge saß am Fenster, sie nähte, der Knabe zerriß wacker, schon waren die Kindersachen, die der kleine Gustav vom großen geerbt, alle zerrissen; Gertrud machte aus einem Hemd des toten Geliebten ein kleines für den Sohn zurecht. Ihr Gesicht war ernst. Es war ihr doch ein eigenes Gefühl, mit der Schere in das Hemd zu schneiden, in dem sie ihn vielleicht gesehen hatte, gesund, voller Leben und Liebe. Unwillkürlich hielt es ihr die Schere zurück: als schnitte sie ihm das Leben durch!

Da schellte es draußen. Die Klingel hatte ein altmodisch-langanhaltendes Geläut. Es fuhr in die Sonntagsstille wie ein Alarmruf.

Der kleine Gustav, der auf des toten Vaters Schaukelpferd saß, stieg ab: „Schellt. Aufmachen!" Er sprach immer nur in kurzen Sätzen, an den für täglich so wortkargen Umgang der Großmutter gewöhnt.

Gertrud öffnete. Ein Feldgrauer stand draußen. Mit einem gewissen Argwohn musterte sie den. Seit sie in Graudenz bei Gustavs Stammregiment gewesen, um dort vielleicht etwas Näheres über den Vermißten zu hören, war sie vorsichtig. Nicht noch einmal sollte sie einer so 'reinlegen, der behauptete, ein Kamerad von Gustav zu sein. Das Geld hatte der ihr damals nur abgenommen, ihr ein Märchen aufgebunden, dahinter war sie längst gekommen. Zu viel dergleichen kam jetzt vor. Sie schwindelten alle. Damals war sie leichtgläubig gewesen, weil ihr das Herz an zu klopfen gefangen hatte, weil die alte Liebe noch einmal wieder aufgewacht war; jetzt sollte ihr das nicht noch einmal passieren. Mochte einer ihr noch so bewegliche Schilderungen machen von den Leiden russischer Gefangenschaft, von den Abenteuern seiner Flucht, und wie er den Gustav auf seinen Armen aus der Schlacht getragen, ihn sanft gebettet hatte im Buschwerk, bei dem Sterbenden geblieben war, bis der den letzten Atemzug ausgehaucht hatte.

Alles, alles Schwindel!

Gestern, als sie hergekommen war, war ein Herr im Zug mitgefahren, der hatte die Zeitung gelesen, ganz vertieft, aber plötzlich war er aufgefahren: „Schwindel, alles Schwin-

del!" und hatte zu einem Bekannten, der mit ihm fuhr, gesagt: „Sie reden uns was vor, das ist alles nicht so!" Und als der andere dagegen gesprochen hatte, war er heftig geworden: „Lauter Verlegenheitslügen! Wir sollen, wir dürfen nicht die Wahrheit erfahren. Durchhalten —?! Wir halten nicht mehr durch." Und er hatte den Kopf zu dem andern geneigt. Ein banges Geflüster. Die glaubten nicht, was in den Zeitungen stand. Glaubten am Ende gar nicht, daß bald Friede kam, nach soviel Siegen der letzte entscheidende größte Sieg?! Es hatte Gertrud förmlich einen Ruck gegeben. —

„Was wünschen Sie?" Gertruds Blick war kühl, ihre Stimme abweisend.

Der Feldgraue sah ihr ruhig ins Gesicht, das schwarzweiße Band in seinem Knopfloch schimmerte nicht aufdringlich. Und nun sah sie, er war blaß und stützte sich auf einen Stock.

„Bin ich hier recht bei Frau Hermann Krüger? Kann ich die einmal sprechen?"

Der Mann hatte etwas Feierliches an sich, Gertrud konnte nicht anders, sie sagte: „Bitte, treten Sie näher." Sie wußte mit einemmal — es war ihr ganz merkwürdig — sie wußte es plötzlich genau: der hatte eine Nachricht zu bringen. —

In der Stube saß der Feldgraue gegenüber der alten Frau. Gertrud hatte ihren vorigen Platz am Fenster wieder eingenommen, aber sie nähte nicht mehr. Ihren Jungen hatte sie auf dem Schoß. Unverwandt sah sie zu dem Mann hinüber.

„Also wirklich — wirklich — das ist gewißlich wahr?"

Die Krüger sprach, als stoße sie die Worte heraus; sie war ganz aschfahl. Nun war es doch so, ihr Gustav war doch in Frankreich gewesen, nie hatte er Rußland gesehen. Aber auch in Korsika auf dem Bild „Deutsche Gefangene" hätte sie ihn nicht finden können. Nach Afrika hatten sie ihn geschleppt. Was sagte der Mann, was?! Vor Hunger waren sie umgefallen. Da kam der französische Korporal: „Aben Sie Unger?" — „Ja, ja!" — „Singen Sie die Wacht am Rhein!" — — —„Aben Sie Durst?" — „Ja, um Gottes willen, ja!" — „Singen Sie Deutschland über alles!", lachte und ging davon. Über den Schweinetrog machten sie sich weinend her und fraßen wie's Vieh.

Ihr Gustav, der immer so eigen gewesen war, ihr sauberer Gustav! Fluch über die, die ihn so zum Tier gemacht hatten! Mit geballten Fäusten sprang die Krüger auf: „Warum hat er sich das gefallen lassen? Er war doch stark. Warum hat er sich nicht gewehrt? So — so!" Sie schwang ihre Fäuste.

Der Feldgraue drückte sie nieder. „Wir hatten nicht mehr die Kraft dazu." Sein Gesicht war sehr traurig. „Einmal haben wir uns widersetzt, wir wollten nicht singen, Krüger und ich. Da mußten wir uns selber 'n Erdloch graben, drin mußten wir stehen von Morgen bis Abend. Die Sonne, die ist schrecklich in Afrika; die stand gerade über uns. Sie stach wie mit Messern, die Haut, die hing uns in Fetzen herunter. Und keinen Tropfen Wasser. Ich kam dann ins Lazarett. Krüger hat durchgehalten bis zum nächsten Mal, aber dann —" er machte eine Pause, als würde es ihm schwer, das Letzte zu sagen.

„Dann ist er verreckt," sprach die Krüger.

Gertrud war es, als gefriere ihr das Blut in den Adern. Sie sprang auf, wollte zu der Mutter hineilen, sich wie zum Schutz vor die stellen: warum erzählte der Mensch so grausam das? Fast feindselig sah sie ihn an. War's nicht genug, wenn man wußte, daß Gustav in der Gefangenschaft gestorben war?

„Ich will alles wissen," sagte die Krüger und stieß Gertrud beiseite, „laß doch!" Sie packte den Mann an, als wolle sie's aus ihm herausschütteln: „Alles — erzählen Sie nur alles." Sie trat mit dem Fuß auf: „Ich höre."

„'s nich viel mehr zu erzählen." Der Kamerad wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Als ich aus dem Lazarett 'rauskam — ich habe viele Wochen gelegen ohne Besinnung —, war Krüger schon lange tot und begraben."

„Und gesagt — gesagt hat er gar nichts mehr?" Nun trat auch Gertrud ihm näher. „Keinen Gruß, kein Wort?" Sollte Gustav beim Nahen des Todes nichts hinterlassen haben für die Mutter und sie?

Die Augen des Mannes standen voll Wasser, seine Stimme klang rauh vor unterdrückter Bewegung. „Sind Sie vielleicht die Gertrud? Gustav seine Gertrud? ‚Trudchen' sagte er auch."

Gertrud nickte stumm.

„Die würde er heiraten, wenn er nach Hause käme, sagte er. Er machte sich viele Gewissensbisse. Er hat manchmal mit mir davon gesprochen. Fräulein, Sie müssen mir verzeihen. Der Gustav war doch ein guter Mensch. Und wenn er ausgetauscht worden wäre, wie ich, dann wäre er gleich—"

Gertrud winkte ihm Schweigen. Es war zu bitter. Aber

dann hielt sie sich die Hand vors Gesicht, sie schluchzte auf zwischen Lachen und Weinen: er hatte sie doch nicht vergessen gehabt, er hatte gutmachen wollen! Das tat ihr wohl. In einer stürmischen Bewegung, wie sie ihr sonst nicht eigen war, küßte sie das Kind. Ihre Tränen machten des Kindes Gesicht naß. Es war ihr schwach in den Knien, sie mußte sich setzen.

Die Mutter stand aufrecht. „Und was hat er von mir gesprochen?"

Verlegen wich der Mann ihrem Blick aus. Das konnte er doch der Mutter nicht sagen, daß der Sohn sich über sie bitter beklagt hatte. Ein großes Mitleid überkam ihn mit diesem alten Gesicht, verfurcht und verhutzelt, mit diesen verängstigten, sehnsüchtig-gierigen Augen, die sich in ihn einbohrten, als wollten sie ihm alles herausziehen. Er log, wie er gelogen hätte, um der eigenen Mutter daheim nicht wehe zu tun.

„Und wo ist sein Grab? Steht ein Kreuz drauf? Kann man es finden?"

Die Krüger war merkwürdig ruhig geworden. Nun war alles klar, ihr Gustav war nicht böse auf sie, er liebte seine Mutter, er hatte ihr nur nicht schreiben können, weil er allzu weit fort war in Afrika. Es zuckte in ihrem harten Gesicht, sie faßte mit der Hand blindlings um sich, als suche sie eine Stütze; vor ihre Augen hängte sich ein Schleier, sie sah nicht mehr recht. Sie bemerkte den Blick nicht, den die beiden tauschten. „Schonen Sie sie," baten des Mädchens Augen, und die des Mannes versicherten: „Kannst ruhig sein."

Noch lange saßen sie dann zusammen, trotz allem Schmerz, aller Erschütterung, trotz Wut und Empörung kam es nach und nach wie Beruhigung über die Frauen. Sein Grab besuchen im fernen Afrika? Wie auf Verabredung brachten der Mann und das Mädchen die Frau davon ab. Daß es niemals zu finden sein würde, das sagte Heinrich Harder ihr nicht. Verscharrt waren die Toten nur lose worden, die Hyänen kratzten sie auf aus lockerem Wüstensand, um die letzten Reste zankten sich Geier mit denen. —

Gertrud hatte das Abendbrot hergerichtet, sie ließen den Freund ihres Gustav nicht fort. Was die Krüger ihrem Gustav hätte antun mögen, das tat sie diesem nun an. Sie strich ihm die letzte Butter auf, es war ihr ein Schmerz, daß sie ihm nicht mehr zu geben hatte. Auf dem Sofa mußte er bei ihr sitzen.

Als er ging — um neun Uhr mußte er wieder im Lazarett sein —, bat sie fast kläglich: er würde doch wiederkommen? Er kam schon noch einmal. Er hoffte, binnen kurzem ganz entlassen zu werden. So gesund, wie er überhaupt wieder werden konnte, war er nun wohl. Lange genug war er von Hause fort, die drei Jahre, die zählten zehnfach, er hatte nie mehr geglaubt, den Vater, die Mutter wiederzusehen, den Hof unweit der Warthe, die Wiesen, die Äcker, sein Vieh, den Rauch des heimischen Herdes. Was waren Pilatus und Rigi und der See mit den goldenen Ufern gegen die Breiten des Korns und des Klees im eigenen Land?! Es zog ihn gewaltig. Aber wenn es Frau Krüger lieb war, gewiß, er kam gerne — und wenn es auch ihr lieb war. Sein Blick suchte Gertrud.

Als er nun ging, ging auch sie. Bis zum Bahnhof führte ihr Weg sie zusammen. Gertrud ging sonst rascher, heut mußte sie langsam gehen, er kam so schnell noch nicht voran. „Das nächste Mal geht es schon viel, viel besser," sagte sie tröstend.

Wenn sie es ihm wünschte, dann sicherlich.

Sie drückte seine Hand zum Abschied. „Sie haben mir sehr viel Gutes getan. Ich danke Ihnen."

„Dann —" sein Gesicht war plötzlich ganz nahe dem ihren, es war dunkel, aber sie sah trotzdem seine Augen leuchten — „dann, Fräulein Trudchen — bitte —, dann schenken Sie mir einen Kuß! Eine Braut hab' ich nicht — ich hab' lange kein Mädchen geküßt."

Sie konnte den Kuß zum Dank nicht verweigern; er bat ja auch so bescheiden darum. Und war er, er nicht das, was sie noch mit dem einst Geliebten verband?! — —

In einem Ansturm seltsam gemischter Gefühle stand Gertrud dann eingezwängt in der überfüllten dritten Klasse, die letzten Ausflügler kehrten nach Berlin zurück. Es war noch nicht Frühling, noch wehte keine ruhige Lenzluft, Märzwinde bliesen und Hagelschauer wechselten mit trügerisch lugender Sonne, aber doch hatte ein jeder den Wunsch: ins Freie. Sonst hatte alles hereingedrängt, jetzt drängte alles hinaus. Frische Luft, ein bißchen Wald und Wasser, das war das einzige, was man sich noch leisten konnte, alles andere war unerschwinglich.

Gertrud hörte die Gespräche der Heimkehrenden wie im Traum. Sie lauschte in sich hinein, es tat ihr weh, daß sie so laut sprachen. Eine lange nicht mehr gekannte Weichheit

war in ihr. Also Gustav hatte gutmachen wollen, in Liebe ihrer gedacht? Der arme Junge! Wie rührend der Freund von ihm gesprochen hatte! Der Harder war wirklich ein guter Mensch. Eine Braut hatte er nicht. Aber die Mutter, wie würde sich seine Mutter mit ihm freuen! Ja, es gab doch noch Männer, um die es sich verlohnte! Den Kopf leicht geneigt, mit geröteten Wangen und einem versonnenen Lächeln stand sie.

Es wurde im Kupee sehr viel vom Essen gesprochen. Die Frauen jammerten: es war nicht möglich, mit dem auszukommen, was die Männer für die Wirtschaft gaben. Man mußte selber einen Nebenverdienst suchen. Aber wenn man auch zuverdiente, alles ging fürs Essen drauf. Und für was für eins! Eine Schande, was man alles in sich hineinfressen mußte. Es waren schon viele daran gestorben. Das Fleisch in Büchsen war nicht mehr gut gewesen, sie hatten's dennoch gegessen, es war zu teuer, um es wegzuwerfen, die ganze Familie war dran eingegangen, Vater, Mutter, die vier Kinder dazu. Ach, das war noch gar nichts, das war ein unglücklicher Zufall, das konnte im Frieden auch mal passieren! Aber erinnerten sie sich an die sechzig im Männerasyl für Obdachlose? Bücklinge hatten die armen Teufel gegessen, sich daran vergiftet; kein Gedanke, daß es vom Schnaps kam, den sie getrunken hatten. Und vor allem, hatten sie die Geschichte vom Kommerzienrat mit der Sülze gehört?!

Es erhob sich ein Geschrei, das Rattern des Zuges wurde übertönt: ja, ja, sie wußten es! Andere wußten es nicht. Aber alle, alle sollten es wissen. Nichts vertuschen, so gehörte es sich. Totschlagen, hängen sollte man so einen Kerl. Es

war lange nicht genug, daß ihm die Sülzefabrik geschlossen und er in Anklagezustand versetzt worden war. Ratten und Mäuse hatte der in seine Sülze verkocht, verreckte Hunde und Katzen; wäre beim Abladen vor der Fabrik nicht zufällig ein Faß heruntergekollert und aufgegangen, der Stunk wäre nie zutage gekommen. Solch ein Halunke! Eine Schmach, eine Schande! Was wollte man von Feinden verlangen, wenn einer im eigenen Lande so etwas tat?!

„Gleich ins Wasser hätten se 'n schmeißen sollen, ihn selber versaufen wie 'ne räudige Katze!"

„Das wäre noch viel zu schade für ihn, seinen Dreck hätte er fressen müssen, bis er platzte!"

„Und wenn das nu so gewesen wäre?" Einer im Wagen dämpfte die Stimme: „sst!"

Sie schwiegen plötzlich alle, horchten hoch auf; aus den Nachbarabteilen reckten sich Köpfe.

„Der Geschäftsführerin, die mit ihm unter der Decke steckte, der haben se's reingelöffelt und immer wieder reingelöffelt, bis daß se halbtot war."

Bloß der Geschäftsführerin? Eine arme Angestellte! Aber er, er? Er war natürlich leer ausgegangen, die Reichen und Vornehmen kommen ja immer davon.

Ein Wutschnauben erhob sich im Wagen, die Leute, die eben noch so friedlich gewesen, an Wald und Wasser ihre bescheidene Freude gesucht hatten, waren wie rasend. Als ob sie sich selber an die Köpfe wollten, so schrien sie gegeneinander an. Die Reichen, ja die! Die Kommerzienräte! Die aßen noch gut, die hatten vollauf. Die Vornehmen, die kriegten auch ihre Söhne zurück. Die lagen ja nicht vorn

beim Moschkoten im Schützengraben, die saßen in der Etappe oder in Brüssel. Und wozu waren denn all die Kriegsgesellschaften, die waren wie gemacht für die Drückeberger. Eine schreiende Ungerechtigkeit! Damit war's aber jetzt am Ende. Lange genug hatte man sich sagen lassen: Maul gehalten! Lange genug war man der Packesel gewesen, die Maschine, die sich rastlos von Morgen bis Abend dreht. Wer sein Blut hingibt, der hat auch zu fordern. Zum mindesten gleiche Rechte; wenn nicht mehr. Eine neue Zeit mußte kommen — würde kommen — eigentlich war sie schon da; es schrie keiner mehr Hurra. Und ob der Sieg auf Deutschlands Seite sein würde? Noch die Frage. Und ob das fürs Volk denn überhaupt ein Glück wäre? Dann säßen ja wieder die Großen obenan, dann brauchten Versprechungen nicht gehalten und dem kleinen Mann nicht mehr geschmeichelt zu werden!

Man war mißtrauisch geworden. Ob mit Recht? Die Frage legte sich keiner in Ruhe vor und beantwortete sie auch nicht mehr in Ruhe. Man war zu erregt, zu sehr in den Nerven herunter — konnte das auch anders sein, halb verhungert, halb verblutet? Sperrt ein zahmes Tier in einen Käfig, gebt ihm kaum etwas zu fressen, peitscht es zu neuen Kunststücken jeden Tag, es wird zur Bestie werden, sich zähnefletschend gegen die Wärter kehren. Die Russen taten so töricht nicht, ihren Zaren hatten sie zum Teufel gejagt — der Wind stand von dort herüber.

Der Wagen, überfüllt von erregten Menschen, überhitzt von sich drängenden Leibern, war geladen mit Explosionsstoff. Jetzt nur noch ein Funken hinein, und Flammen schlagen nach allen Seiten.

V

Langsam begann unten im Hause der Krüger der kommende Frühling sich bemerklich zu machen. Die Tür der guten Stube zu ebener Erde, von der ein paar schmale Stufen hinaus in den Garten führten, war nicht so ängstlich mehr von innen mit einer Wolldecke verhängt und von außen mit Brettern verstellt; es kam wieder Luft und Licht in das halbdunkle Zimmer. Der modrige Geruch, der den Wänden anhaftete, verflog. Der kleine Gustav lief mit Jauchzen die Stufen hinab.

Die Großmutter sah ihm nach: „Wirst doch wohl wieder 'nen Vater kriegen." Ingrimmig brummte sie in sich hinein: wie konnte man ihren Gustav vergessen?! Aber dann wurde ihre Miene sanfter: vergessen hatte die Hieselhahn den ja nicht. Nein, sie sprach jetzt öfter vom Gustav denn je zuvor. Und gestern am Abend, als sie beide zusammensaßen — sie war still gewesen — da hatte Gertrud plötzlich ihre Hand gefaßt: „Mutter, Sie mögen den Harder wohl auch gut leiden?" „Mutter" hatte die gesagt? Es war der alten Frau sehr seltsam gewesen; sie hörte wohl nicht recht: Mutter?! Sie hatte sich nicht verhört. —

Im Garten sang die erste Amsel. Ein wundervoll warmes, glückseliges Lied. Ein Hoffen regte sich in allen Büschen, ein Treiben begann in der Erde Schoß, ein neues Gebären und zur Sonne Erwachen. In deutscher Erde und auf deutscher Erde war wieder Hoffen.

Die große Offensive hatte begonnen. Darum also war so lange alles ruhig geblieben? Die Angst war umsonst ge-

6*

wesen, Kleinmut gar nicht am Platz. Man hatte sich nur so still verhalten, um heimlich Kräfte anzusammeln, dann aber mit unerhörter Wucht über den Feind herzufallen und ihn zum Frieden zu zwingen. Der Tag von La Fère war gekommen.

Was bedeuteten noch Etsch und Piave, die Kämpfe an der italienischen Front? Wen interessierte Rumänien, Mazedonien, Palästina, Bagdad und Persien? Livland, Estland und Kurland? Brest-Litowsk und der Friede mit der Ukraine waren schon vergessen; der Luftangriff auf Paris blieb nur eine Sensation. Der U-Boot-Krieg, den die einen verdammten, von dem die anderen alles erwarteten, hatte nicht das größte Interesse mehr; nicht einmal die Bolschewisten im blutigen Rußland. Auf die Front im Westen, wohin Amerika alle Hilfsmittel sandte: Truppen, Munition, Flugzeuge und Tanks in unerhörten Mengen, starrten alle Augen. Da, nur da würde es sich endlich entscheiden. Der Erdball hielt den Atem an.

Hermine von Voigt war sehr ernst, ihre Nerven strafften sich in einer ungeheuren Spannung. Ihr Mann stand mit seinem Reservekorps nicht weit von La Fère, er würde bei den Kämpfen beteiligt sein. Aber am meisten war sie in Sorge um Heinz Bertholdi. Wenn Lili das noch ertragen müßte, auch diesen fallen zu sehen!

Lili war merkwürdig ruhig. Er schrieb ihr jetzt oft, das machte sie so ruhig. Wie eine ganz junge Braut, die zum erstenmal die Briefe eines Verlobten empfängt, wartete sie täglich auf seine Nachricht. Sie war von dem glückseligen Warten auf seinen Brief völlig beherrscht; das glückselige

Denken über das, was er dann schrieb, und wie er's geschrieben hatte, ließ keine anderen Gedanken in ihr aufkommen. Wie war es nur möglich, daß er plötzlich „Geliebte Lili" schrieb und „Meine Lili" schrieb? Hatte sie ihm denn das erlaubt, ihm dazu irgendwelchen Anlaß gegeben? Sie war sich nicht klar darüber. Sie fragte sich auch nicht mehr, wer von ihnen zuerst die Linie überschritten hatte. Es war Krieg, sein Leben flog wie ein Ball hinauf in die Wolken, von der Hand des Schicksals geschleudert, warum sollte sie ihm nicht Liebe zeigen, solange es Tag war?!

Lili bat Hedwig Bertholdi, „Mutter" zu ihr sagen zu dürfen. Frau von Voigt hörte dies Wort ohne Eifersucht; sie gönnte es der anderen, konnte die doch nun an Stelle des verlorenen Jüngsten eine neue Tochter ans Herz schließen. Zu Frau Bertholdis hingebenderem Wesen paßte Lili jetzt auch besser als zu ihrem eigenen starren Ernst. Sie konnte es nicht ändern, sie kämpfte gegen sich an, aber sie konnte die Hoffnungsfreudigkeit nicht aufbringen, die alle umher plötzlich aufs neue zu beleben schien.

Ein Sieg, ein ungeheurer Sieg! Die große Schlacht Mouchy-Cambrai, Saint Quentin-La Fère gewonnen! Die englische Armee, die französischen Reserven geschlagen, hinter die Somme zurückgeworfen! Die Verluste der Feinde furchtbar! Über vierzigtausend Gefangene gemacht! Mehr als neunhundert Geschütze erobert! Riesenbestände von Munition, große Vorräte von Bekleidungsstücken und Lebensmitteln erbeutet!

Was nützte nun die ganze amerikanische Hilfe? Sie hatte nur dazu beigetragen, daß der tapfere deutsche Soldat sich

einmal wieder den Magen füllen konnte, satt wurde; daß er sich Stiefel anziehen konnte, die Sohlen hatten, kein Wasser durchließen, daß er das Stück groben Sackes, das er sich um die kalten Füße gewickelt, tauschen konnte mit Strümpfen, die warm und weich waren und von Wolle. Daß er sich die Taschen vollstopfen konnte mit feiner Schokolade, sich den Stahlhelm füllen mit Gebäck aus weißem Mehl, mit Konserven von Fleisch und Milch, mit all den gutschmeckenden, nahrhaften Dingen, die kein Deutscher mehr kannte. Oh, wie gern hätte der Landsturmmann seinen Kleinen davon heimgeschickt! Die hatten noch nie Schokolade gesehen, wußten nicht, was gut schmeckt. Wenn sie wenigstens Milch genug hätten! Milch — verflucht! Die Frau schrieb reine Jammerbriefe: nichts im Leib, nichts auf dem Leib, die Kinder gingen ein, verloschen wie ausgeblasene Kerzen. Hatte der Krieg, der verdammte Krieg denn noch immer kein Ende? „Komm heim, Mann, sonst findest du uns alle nicht mehr!"

Das Lied, das der Mann in Polen gehört hatte — die armen Handelsjuden singen's in „Jiddisch": „Zehn Brieder sein mir geween", das Lied von den zehn Brüdern, die alle sterben — und in dem es zum Schluß heißt:

„Einer bin ich geblieben,
Handel ich mit Licht,
Starben tu ich jeden Tag,
Weil zu fressen hob ich nicht",

das kam dem Vater jetzt längst nicht mehr komisch vor.

*   *
*

Hätte die große Glocke noch in dem Turm gehangen, sie hätte jetzt zu läuten gehabt: Sieg, Sieg, dreimal gesegneter Sieg!

In das Zimmer der Mutter mit den Ahnenbildern trat Lilli Rossi. Sie kam wie der Frühling, ohne Mantel, ohne Hut, das Gesicht strahlend, die Haare goldig verweht; der Märzwind in seinen letzten Zügen hatte sie durchgeblasen, sie dahergeweht wie ein bewimpeltes Schiff auf glücklicher Fahrt. Mit einem Jubellaut fiel sie Frau von Voigt um den Hals: „Hast du's gelesen? Die Flieger hatten einen großen Tag. Dreiundneunzig feindliche Flugzeuge abgeschossen. Richthofen seinen siebzigsten Luftsieg errungen, und mein, mein —" sie sprach's nicht aus, sie preßte die Mutter, als wollte sie die erdrücken — „oh, Mutter, ich bin so glücklich!"

„Ich habe es gelesen: Leutnant Bertholdi errang seinen dreißigsten Luftsieg." Die Generalin küßte die Tochter, aber sie blieb ernst. Ihre Stirn erheiterte sich nicht. „Hast du schon Nachricht von Heinz?"

„Nein!" Lilis Gesicht blieb gleich hell, den Glanz ihres Blicks trübte nichts. „Morgen um diese Zeit hab' ich schon einen Brief — einen glücklichen Brief — meinen Brief!" Sie lachte. Sie war so ganz sicher.

Es war nicht die Unruhe der Sorge, die Lili bald wieder von der Mutter forttrieb. Die teilte nicht ihre Freudigkeit, das war ihrer Freude wie ein Hemmschuh. Sie eilte zu seiner Mutter, sie brauchte jemanden, der mit ihr frohlockte: Sieg, Sieg! Deutschland siegte, und er, Heinz, hatte mit dazu geholfen. Den dreißigsten Gegner! Ihr Herz hatte

heute kein Gefühl für die Leiden des andren. Abgeschossen — ungeheurer Jubel. Sie dachte nicht an das Blut, an die Wunden, an die zerbrochenen Glieder des Feindes, an den armen Krüppel, der zurückbleibt, wenn der Tod nicht so barmherzig ist, ihn gleich mitzunehmen. In einem Aufruhr des Glücks verkehrten sich ihr alle Gefühle, alle Begriffe von Mitleid, Menschlichkeit und Frauengüte. Sieg, Sieg! Wie ein Sturm durchbrauste es sie, sie hätte laut schreien mögen: Sieg!

Sie eilte durch die Straßen. War es möglich, gingen da noch Menschen mit gleichgültiger Miene, taten ihre Alltagsgeschäfte wie immer, machten keine besondere Ausnahme mit diesem Tag? Sie begriff es nicht, daß nicht von allen Häusern die schwarzweißroten Fahnen wehten und sich flatternd blähten im Märzwind. Verstanden die Menschen denn nicht, was es heißt: Sieg, Sieg — und ein solcher Sieg dazu?!

Vor ihr gingen zwei Frauen. Mit klagender Stimme sprach die eine auf die andere ein: „Was kann mir das alles helfen? Meinen Mann macht mir keiner lebendig.“ Die andere nickte verständnisinnig: „So ist es. Die noch nichts verloren haben, die können gut schreien, unsereins will nichts mehr wissen von Sieg. Während du dich freust, weint vielleicht 'ne andere, sag' ich mir. Und wenn die sich freut, ist mein Junge vielleicht tot. Nein, man kann sich nicht mehr freuen heutzutage.“

Lili hörte nicht hin, sie sah kaum, daß die beiden in Schwarz gingen, in mühselig zusammengestoppelten Trauerkleidern. Ihre Seele hatte Schwingen, die flog aus dem Alltag, aus allem Jammer der Zeit. Sieg, Sieg! Ihr Blick

war nicht mehr klar; über den strahlenden Glanz ihrer Augen zog es wie ein Schleier. Das Glücksgefühl war zu stark, sie hätte weinen mögen. Warum war sie nur so glückselig? Weil der Sieg, dieser große Sieg, der allem bald ein Ende machte, nun endlich, endlich da war. Jetzt konnte es nicht mehr lange dauern, dann war Friede. Dann kam das Heer zurück.

Sie sah die mit Lorbeer Geschmückten schon einziehen durchs Brandenburger Tor. Wie die Fahnen sich entfalteten von Haus zu Haus! Brausender Jubel. Menschen, Menschen, Menschen! Auf den Bürgersteigen, an den Fenstern, auf den Dächern, auf den Bäumen, auf den Laternen; bis zum Schloß herunter ein wogendes Menschenmeer. Und durch dieses Meer hindurch, bei himmelan tönenden Klängen von Siegesmusik, bei Glockenläuten und Kanonenschüssen die heimkehrenden Krieger. Soldaten, Soldaten, Soldaten; eine endlose graue Schlange. Sturmhelme spiegelten im Sonnenschein, Gewehrläufe funkelten; Waffen aller Art, blumenumkränzte Kanonen, erbeutete französische Adler, farbenbunte Orden. Wie die Pferde tänzelten unter ihren Reitern! Der Offizier hebt den Degen, er fängt einen Lorbeerkranz auf, der heruntersinkt wie vom Himmel. Er lächelt glücklich, er grüßt hinauf zum Fenster — da steht seine Frau, seine Braut, das Mädchen seiner Liebe. Sie lacht, sie weint, sie hält Rosen in beiden Händen. Rosen, Rosen, rote Rosen zwischen dem Lorbeer. Es ist Sommer, ein seliger Sommer, die hohe Zeit von Liebe und Glück.

Lili fühlte, wie es ihr fast den Atem nahm: so und nicht anders würde der Einzug sein. Sie hatte noch nie solchen

Einzug gesehen. Das war noch etwas anderes, diese Heimkehr ins deutsche Land, als die Aufläufe und Tumulte, die Evvivas und Siegesschreie der über jeden Erfolg gleich trunkenen Italiener. Es rissen sich hier keine Weiber die Tücher vom Nacken und schwenkten sie in die Luft, tanzten umher mit wehenden Haaren und kreischten durchdringend. Dieser Jubel war nicht so überlaut, aber — das Blut stieg Lili heiß zu Kopf, sie sah alles durch goldenen Nebel und wie verklärt — das war ein Jubel: heilig, überirdisch, der Erde entrückt. Mit diesem Jubel wurde man selber entrückt, man war nicht der Mensch mehr, der man bisher gewesen, man war der Selige, der alles zurückgelassen, was ihn einstmals bedrückt und geschmerzt hat, was er beweint und verloren.

Die blonde Frau neigte den Kopf; die Fülle der Seligkeit beugte sie, wie die Last der Reife den jungen Baum.

Sie läutete stürmisch am Bertholdischen Haus. Es verging eine Weile, bis geöffnet wurde. Früher hatte die Emilie sich mehr beeilt. Frau Bertholdi hatte zu klagen: das Mädchen war früher so diensteifrig gewesen, hatte sich nicht genug tun können an Fleiß; hätte der Herrin, die es nicht verstieß, als es niederkam, ihm so viel verstehende mütterliche Güte gezeigt hatte, zum Dank dafür die Hände unter die Füße breiten mögen. Dieses Mädchen war jetzt auf einmal so laß.

Emilie hatte keine rechte Lust mehr zur Arbeit. Ihr Bräutigam war reklamiert; seines Zeichens Schreiner, arbeitete er jetzt in den großen Flugzeugwerkstätten. Von morgens bis abends und nachts durch wurde da geschafft. Ihr Ludwig verdiente ein Heidengeld; er stand sich an die dreihundert Mark pro Woche. Und wie die Arbeiter hofiert wurden!

Wie feine Herren! Abends in der Küche erzählte die Emilie, was sie gehört hatte, wenn sie nach Johannisthal hinausfuhr, um ihren Bräutigam zu besuchen. Wenn die Arbeiter nicht mehr wollten, dann konnten der Hindenburg und der Ludendorff nur einpacken, dann ging es auch mit dem Kaiser schief. Das Mädchen, das früher keine Ahnung von Politik gehabt hatte — was ging es die auch an, es betete zu Gott, und gleich nach dem kam der Kaiser, „unser Kaiser", mit andächtiger Bewunderung wurde das gesprochen —, das schwatzte jetzt weiter, was es aufgeschnappt hatte, wenn es mit dem Bräutigam im Restaurant saß.

Es war ja sehr schön, daß man nun reklamiert war, daß man sich draußen nicht mehr totschießen lassen mußte, daß man so viel verdiente, um gleich nach Kriegsschluß heiraten zu können, sich einen hübschen Haushalt anschaffen konnte: Spiegelkommode, Waschtisch mit Marmorplatte, Paneelsofa und Sessel aus gepreßtem Plüsch — aber es mußte noch besser werden. Viel besser. Alles besser. Die Arbeiter der ganzen Welt würden sich verbrüdern. Was wollte der Kapitalismus dann gegen sie machen? Der war ohnmächtig. Sozialisiert mußte alles und überall werden.

Emilie legte sich's auf ihre Weise aus. Was verstand sie von Kapitalismus und Sozialismus, nur das war ihr klar: auch die Dienstmädchen hatten jetzt mitzureden. Sie war wie ausgewechselt. Sie war nicht ungezogen und war nicht untreu, aber wenn ihr etwas nicht ganz nach Wunsch ging, trug sie die Nase hoch; sie setzte eine verdrossene Miene auf.

„Sie tut, als erwiese sie uns eine Gnade," sagte Annemarie und lachte; aber sie ärgerte sich im Grunde. Sie hatte

Emilie nie sonderlich leiden mögen, und die wiederum mochte sie nicht leiden. Die Magd hätte sich des netten Herrn Rudolf Frau, der mit ihr immer so freundschaftlich gewesen war, anders vorgestellt. „So eine, die nichts hat und nichts kann! Sie hätten nur die Lümpchen sehen sollen, die sie auspackte, als sie herkam," sagte Emilie zur Kinderfrau. „Und so eine will jetzt befehlen?!"

Auch die Kinderfrau war durchaus nicht zufrieden. Sie fand es entschieden zu viel, was von ihr verlangt wurde. „'ne Mutter muß sich doch selber kümmern." Dabei aber ließ sie eifersüchtig die junge Frau nicht an das Kind — die verstand es ja doch nicht. —

Als Lili heute ins Zimmer trat, fand sie Annemarie mit verweintem Gesicht. Frau Bertholdi war nicht im Zimmer. Die junge Frau ballte ungeduldig die Hände: „Glaubst du wohl, daß sie irgendwelches Verständnis für mich haben? Mein Bruder Jochen ist in Berlin. Hat ein Kommando. Heut morgen hat er mich antelephoniert. Ich war selig. Ich lieb ihn ja so. Wir haben uns immer famos verstanden. Nun sollt' ich heut abend mit ihm soupieren. Ach, die sind ja geck hier! Mama hat ganz große Augen gemacht und Papa mir direkt gesagt: das ginge nicht in so tiefer Trauer. Herrgott, warum denn nicht? Wenn's ein Ball wäre, selbstverständlich nicht; aber wieso denn unpassend, wenn ich mit meinem Bruder und ein paar Kameraden von ihm bei Borchard sitze? Ich bin doch eine verheiratete Frau. Und überhaupt, was ist jetzt passend und was nicht passend? Wenn man so in der Zeitung liest, was jetzt alles los ist! Aber die Leute haben ganz recht, daß sie sich amüsieren, das Kopf-

hängen=Lassen macht's auch nicht besser!" Sie fing von neuem an zu weinen: „Was bin ich so unglücklich hier! Ach, wenn Rudolf das wüßte!" Sie schluchzte wie ein Kind.

Lili tröstete: „Sei doch still, bitte. Wenn deine Schwiegermutter hereinkäme!"

„Mag sie doch kommen, mir ganz egal. Dann sag ich ihr ins Gesicht, daß ich nicht mehr will. Nein, so nicht." Annemarie trat mit dem Fuß auf. „Das würde Rudolf auch nicht wollen. Der war so glücklich, wenn ich vergnügt war. Aber hier, hier verliert man ja alle Heiterkeit."

„Das liegt in der Zeit." Lili blickte ernst; auch ihr war alle Glückseligkeit auf einmal verflogen. Annemaries Weinen verstimmte sie. Den Grund fühlte sie nicht völlig heraus, sie sah nur die junge Frau, die das Liebste verloren hatte, die nun allein mit einsamem Herzen im Leben stand. Mitfühlend umschlang sie die Weinende und drückte deren Kopf an ihre Brust. Ein Zittern ging ihr durch die Seele: wie war *sie* begnadet! Oder würde es ihr auch so gehen wie dieser hier?

„Das sag ich dir aber," stieß Annemarie heraus und hob ihren Kopf von Lilis Brust, „diesen Sommer werde ich sicher verreisen!" Es kam ihr plötzlich ein Gedanke. „Zu meiner Mutter erst mal. Das kann mir niemand verdenken, daß ich die sehen will. Und dann noch wo anders hin. Ich muß mich doch auch einmal auf mich selber besinnen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es waren angenehme Tage, die Jochen von Loßberg in Berlin verbrachte. Leider war das Kommando nur sehr kurz. Er hätte nie gedacht, daß es sich in Berlin so gut leben ließe,

als Rheinländer hatte er nur Köln richtig geschätzt; Düsseldorf war auch eine hübsche Stadt. Es war ganz töricht, daß die Rheinländer solch eine Abneigung gegen Norddeutschland hatten und nichts von Berlin wissen wollten; ganz überheblich. Die Berliner waren nette Leute, witzig, zuvorkommend und gefällig; besonders die Mädchen.

Hätte der Oberleutnant von Loßberg sein Herz nicht an Schwester Kathinka verloren gehabt, es wäre ihm nicht möglich gewesen, auf die Dauer zu widerstehen. Die Mädchen in den kurzen Seidenröckchen, die Tuchstiefelchen mit den hohen Hacken schlank hinaufgeschnürt bis über die halbe Wade, das Barett mit dem wie mit ein paar Schönpflästerchen gepunkteten Schleier schief gesetzt, den mächtigen Kragen hochgeschlagen bis zu den rosigen Ohren, diese Mädelchen, die an den eleganten Läden des Westens auf und ab wandelten, gefielen ihm ganz ausgezeichnet. Und daß der hochgewachsene junge Offizier ihnen auch gefiel, das zeigten ihre Blicke.

Aber Loßberg hatte Schwester Kathinka wirklich lieb. Man hatte zu viel miteinander durchgemacht, sowohl in Bulgarien wie an der flandrischen Front. Ein paar Jahre solchen Kriegs warfen alle Vorurteile über den Haufen. Sie hatte sich allzeit als Kamerad bewiesen, Gefahren mit ihm bestanden und nicht geheult wie ein verängstetes Frauenzimmer. Und sie war doch nicht nur das, für das er sie anfänglich gehalten hatte, nicht bloß die Abenteurerin, wie seine Mutter sagte. Abenteuerlich war es gewesen, daß sie ihren Eltern bei Ausbruch des Krieges davongelaufen war, es hielt sie nicht in dem engen Nest im Posenschen, im Schatten der Synagoge;

nun alle Welt etwas erlebte, wollte auch sie etwas erleben. Aber abenteuerlich war es nicht, daß sie sich zur Schwester hatte ausbilden lassen. Sie war katholisch, evangelisch, wie es gerade not tat; von ihrem Judentume machte sie auch Gebrauch, wenn es galt, mit einem sterbenden Juden den Kadisch zu beten. Und das tat sie mit einer Inbrunst, mit einer Hingabe, die diese häßlichen hebräischen Laute zu einer Sprache höchsten Wohllauts machten. So an einem Sterbebett hatte Jochen Loßberg sie zum ersten Male gesehen, im Lazarett zu Sofia. Ihre warme Stimme, ihre schwarzen Augen, ihre üppige Gestalt waren ihm in seine Fieberträume gefolgt. Nun er hier in Berlin war und sie in Flandern hatte bleiben müssen, war es ihm fast, als hätte er Heimweh nach ihr.

„Alle Weiber haben Launen," sagte er zu seiner Schwester, „s i e nie. Sie ist immer guter Dinge. Und Courage hat sie, sag ich dir, fabelhaft! Der Engländer hat uns neulich das Lazarett mit Brandbomben beschmissen — der ganze Schuppen war voll mit Verwundeten, die Kerls schrien wie die Verzweifelten, es lagen schon welche auf der Bahre, sollten gerade zum Operationstisch, keiner konnte sich selber helfen. Es brannte. Da hat sie sich einen nach dem andern auf den Rücken geladen; als hätte sie Männerkräfte, so hat sie geschleppt. Zum Händeküssen, sag ich dir!"

Annemarie lauschte mit großen Augen. Das klang nun doch anders, als die Mutter ihr geschrieben hatte. Aber was sollte weiter werden? Jochen hatte schon Liebschaften genug gehabt, aber dies war mehr. Auf dem hübschen Gesicht des Offiziers lag ein ungewohnter Ernst.

„Ja, willst du sie denn heiraten?“ Sie fragte es besorgt. Sie konnte es verstehen, daß diese Frau ihm anziehend war, aber um Gottes willen, was sollte daraus werden, wenn der Krieg nun bald aus war? Er verscherzte sich seine ganze Zukunft — was könnte er für Partien machen! Im Regiment konnte er dann auch unmöglich bleiben — eine Jüdin! Und eine, die noch dazu nichts hatte.

„Beunruhige dich nicht,“ sagte der Bruder lachend. „Erstens ist der Krieg noch nicht zu Ende. Zweitens denkt Kathinka nicht an Heiraten — kleinlich ist sie nicht. Und drittens“ — er machte eine Pause und besah seine wohlgepflegten Fingernägel — „habe ich noch gar nicht weiter nachgedacht. Es kommt doch alles anders, als man denkt. Wir beide, Kathinka und ich, nehmen den Augenblick wahr. Das Klügste. Was nachher kommt,“ — er schnippte mit dem langen Nagel ein Stäubchen von seinem Waffenrock — „ist unsicher. Alles ist unsicher.“ Er sprach das „alles“ mit besonderer Betonung.

„Du glaubst doch nicht etwa, daß wir den Krieg verlieren?“ Annemarie hatte bis dahin nie über diese Frage nachgedacht. Es war doch überhaupt unmöglich, daß Deutschland nicht siegte. Solange sie denken konnte, war der Kaiser der Kaiser, und das große Deutschland an der Spitze der Welt gewesen.

Jochen zuckte die Achseln. „Kleine, mach dir den Kopf nicht warm. Ich mach ihn mir auch nicht warm. ‚Et hat noch immer, immer jut jejange!‘“ Lachend fiel er in den rheinischen Dialekt. Er faßte sie leicht um: „Morgen geht's wieder zum Regiment. Ich freu mich — nicht nur auf Kathinka.

Ewald und Egon, die Jungens, haben unverschämten Dusel gehabt; die waren mit bei La Fère. ‚Musketier sein's lust'ge Brüder, haben's guten Mut'" — er summte.

Sie fiel ein. Das war das alte Soldatenlied, das die Koblenzer Garnison immer sang, wenn sie bei Loßbergs am Haus vorbei ausrückte oder von der Übung auf der Karthause zurückkam. Hundert-, hundertmal gehört: gesungen, gepfiffen, getrommelt. Die Augen der Soldatenkinder glänzten sich an. —

Es war Frau Bertholdi unfaßlich, daß die Geschwister sangen. Sie fühlte es fast wie eine Beleidigung. Rudolf noch kein ganzes Jahr tot und dazu dieser Krieg! Wahrhaftig keine Zeit zum Singen. Aber ihr Unmut dauerte nicht lange.

Als der Offizier ihr am Abendtisch gegenübersaß, an demselben Tisch, an dem auch die beiden jüngeren Loßbergs schon gesessen hatten, damals noch Kadetten, an Rudolfs und Annemaries Hochzeit, beschlich sie ein Gefühl, das fast dem Neid verwandt war. Diese Frau von Loßberg war doch eine glückliche Frau — drei Söhne im Krieg, und alle drei wohlerhalten! Was tat es, daß sie sonst arm war?

Hedwig hatte tiefes Mitleid mit der Mutter gehabt, die der Tochter die abgelegten Kleider nachtrug, die diesen Winter hatte bitten müssen, ob Annemarie nicht eine warme Jacke oder einen Mantel für sie übrig habe. Die Frau Oberst von Loßberg hatte freilich keine Ahnung, daß die Schwiegermutter ihrer Tochter diesen Brief vor Augen bekam; Annemarie hatte ihn ihr zum Lesen gegeben: „Es ist doch schrecklich, wie Mama sich einschränken muß. Ich habe leider, leider keinen Mantel, den ich ihr geben könnte!" Es war der Toch-

ter nahegegangen, erinnerte sie sich doch, wie scheußlich es war, wenn man nichts zum Anziehen hatte. Hedwig hatte einen passenden Mantel, sie hatte ihn gern gegeben. Die arme Frau durfte nur nichts merken; sie erinnerte sich noch von der Hochzeit her, wie stolz und zurückhaltend Frau von Loßberg war. Da hatte die in ihrem dünnen Seidenkleid, als einzigen Schmuck die ererbte eiserne Brosche aus den Befreiungskriegen, wie ein vom spärlichen Baum herübergewehtes Blatt am festlichen Tisch gesessen.

Nun mußte sie diese Frau beneiden — wie reich, wie reich! Immer wieder glitten Hedwigs Blicke zu der schlanken Männergestalt ihr gegenüber. Jetzt konnte sie wohl verstehen, was Annemarie erzählte: ihr Bruder tat's allen Frauen an. Eine strahlende Jugend! Lebenslust, Unbekümmertheit, Liebenswürdigkeit, Kraft, Unternehmungsgeist, Ritterlichkeit, und bei aller Keckheit eine gewisse Güte. Der schöngeschwungene Mund mit dem lächelnden Zug in den Mundwinkeln, die kühne Nase, das energische Kinn, dazu der lebhafte und doch weiche Blick der Augen. In die gebräunte Stirn fiel das Haar trotz des soldatischen Schnitts in nicht zu glättenden Wellen. Ein schönes Gesicht und doch kein weichliches Gesicht. Selbst die Emilie, die bei Tisch bediente, schien davon betroffen.

Der Leutnant hatte es an der Gewohnheit, mit der schönen großen Hand sich das Haar aus der Stirn immer wieder zurückzustreichen. Dann glänzte der Siegelring mit dem Wappen der Familie. Emilie verwandte keinen Blick von dieser wohlgepflegten festen Männerhand. Sie bediente unaufmerksam.

Jochen von Loßberg fühlte sich heute abend sehr wohl. Er liebte seine Schwester, und er fand sie hier ausgezeichnet aufgehoben. Es war unrecht von Annemarie, daß sie über die Schwiegermutter klagte. Eine feine Frau, mußte auch einmal sehr hübsch gewesen sein. Gegen den Schwiegervater war auch nichts zu sagen: ein liebenswürdiger Hausherr und galant gegen die Schwiegertochter. Aber freilich: Schwiegermutter ist Schwiegermutter und Schwiegervater — Schwiegervater. Überhaupt die ganze leidige Familiensimpelei.

Loßberg nahm sein Glas und hob es mit einer leichten Neigung gegen Lili, die ihm zur Rechten saß: „Gnädige Frau, auf das, was wir lieben!" Er sagte es mit Beziehung, und es lag viel Bewunderung in seinen Blicken; sie tauchten tief in die Augen der blonden Frau.

Wenn der schöne Loßberg die Frauen so ansah, wurden sie verwirrt. Aber klar erwiderte Lili seinen Blick, sie errötete nur ein wenig: warum sah er sie so an? Aha, Annemarie hatte geplaudert. Nun, mochte er es wissen, warum auch nicht. Lächelnd führte sie ihr Glas an das seine und neigte den schönen Kopf, und dann nickte sie zu Frau Bertholdi hinüber: „Was wir lieben!"

Die Mutter nickte zurück, es war etwas Feuchtschimmerndes in ihrem Blick. Alle Gläser klangen aneinander.

Der Hausherr stieß mit dem Gast an: „Heil und Sieg! Machen Sie's gut, Herr von Loßberg — und kommen Sie glücklich wieder!" Ohne daß er es wußte, war Bertholdi ernst geworden. Manch einen wie diesen hatte er schon gesehen — die eigenen Söhne und andere noch: jung, lebens-

7*

voll, unternehmungslustig — vielleicht waren sie nicht ganz so glänzend wie dieser hier. Eine ritterliche Erscheinung! Sein Blick ruhte lange auf dem schönen Menschen: ein Jammer, wenn auch dieser hinsinken müßte, zu früh gemäht.

Es fröstelte Bertholdi plötzlich. Vor seinen Augen stand das flandrische Hügelland, in undurchdringlichen Qualm und Rauch gehüllt. Trommelfeuer von unerhörter Stärke, Tausende von Geschützen aller Kaliber, schwere Minenwerfer, Gasgeschosse, glühende Geschützrohre, zerfetzte Drahthindernisse, zerfallene Stollengänge, zusammengeschossene Blockhäuser. Ein weites, ödes Trichterfeld. Trümmer, Schlamm, Dunst von Pulver und Blut. Die Gräben voll von Toten, in den Artilleriestellungen die Bedienung vergast über den Geschützen. Brechende Augen starren ins Nebelmeer. Würden auch jene Augen, die jetzt selber wie Sonne glänzten, brechend die Sonne suchen?

Bertholdi fuhr ordentlich zusammen — Herrgott, war man nervös geworden! Die lachende Stimme des Leutnants hatte ihn aufgeschreckt. Der mußte etwas Drolliges erzählt haben, sie lachten alle; sogar Hedwig lächelte.

„Um Gottes willen," sagte Annemarie auf einmal mitten aus ihrem Lachen heraus, „nimm dich in acht, Jochen! Du bist immer so tollkühn." Sie stand auf, trat hinter seinen Stuhl und legte ihren Arm um seinen Nacken. Was sie von Zärtlichkeit in sich hatte, galt dem Bruder, es trat zutage in dem besorgten Klang ihrer Stimme. Ihre glänzenden Augen, den seinen so ähnlich, schwammen plötzlich in Tränen. „Ich habe Angst um dich!"

„Ah bah, Annemarie!" Er zog ihre Hand an seine Lippen.

„Guter kleiner Kerl. Aber schäm' dich: Angst?! Wer Angst draußen hat, ist ein Lump. Ich muß sagen, in meiner ganzen Batterie kein einziger, der feige wäre. Die Kerls drängen sich, wenn es gilt, was Besonderes auszufressen. Glaubst du, sie würden das tun, wenn ihre Offiziere sich zurückhielten? Wenn ich nicht auf die vorderste Beobachtung krieche und selber mal sehe, wie die Einschläge sitzen, von wem will ich's denn verlangen? Wie der Herr, so 's Geschirr — ist ja wohl nur eine Redensart, draußen wird sie alle Tage zu einer großen Wahrheit."

„Sie haben gute Leute, Herr von Loßberg?"

„Glänzende Jungens. Schon alte Kerle drunter, aber wie die Kinder. Mein Geschützführer, halber Polack, ist zwar ein ganz Roter — und so habe ich noch mehrere drunter — aber wird auch auf Kaiser und Reich geschimpft, wenn's gilt, ist die Rotte Korah doch vorzüglich."

„Sehr schön," sagte Bertholdi. „Man hört leider auch vielfach anderes."

Loßberg zuckte die Achseln; es schien ihm unangenehm, näher darauf einzugehen. Er wandte sich zu Lili: „Wenn gnädige Frau mal Wolle übrig haben und Zeit, dann stricken mir Gnädigste doch mal was für meine Jungens. Annemarie, du kannst dir's auch merken: Strümpfe, Strümpfe! Und Fußlappen."

Hedwig sah den jungen Offizier freundlich an: der war wirklich ein lieber Mensch. „Ich will mich auch gern nach Kräften beteiligen."

Emilie, die jetzt die süße Speise herumbot, starrte verwundert. Was hatte ihr ihr Ludwig doch alles erzählt: vom

Hauptmann, der, als es losging, so betrunken war, daß er kein richtiges Kommando geben konnte, die Leute mußten auf eigene Faust tun, was zu tun war — vom Leutnant mit der koddrigen Schnauze, dem alles nicht schneidig genug war und der sich dann doch selber nicht aus dem Loche traute — überhaupt von all den Vergünstigungen, die die Offiziere hatten und von denen der gemeine Mann nichts abbekam. Dies hier klang doch anders; und der log nicht. Wie verzaubert sah sie auf die schöne nervige Hand, die die Haarringel aus der Stirn strich.

„Wenn wir jetzt nur auch wieder drankommen!" Man merkte der Stimme des Offiziers die Ungeduld an. „Faule Zeit gewesen. Meinetwegen kann's nun ordentlich losgehen!" Es blitzte ihm aus den Augen.

„Jochen," klagte die Schwester, „wünsch' doch so was nicht!" Annemarie war heute sehr weich gestimmt; sie sah auf ihr tiefschwarzes Trauerkleid, ihre Wangen wurden ganz blaß: „Wenn ich denke, du könntest mir auch genommen werden!"

Das schöne Männergesicht behielt die gleiche Heiterkeit, nur die Stimme wurde etwas ernster: „Dann wirst du dich auch trösten. Es müssen sich viele trösten. Das mit dem ‚Feld der Ehre' ist nicht bloß eine Redensart. Wir sind Offiziere, wir sind dazu erzogen, wir wissen: unser Blut dem Vaterland. Ob mit Begeisterung oder ohne, es gehört ihm eben. Ich lebe riesig gern!" Er sprang plötzlich auf und dehnte die Brust, als söge er mit Wohlbehagen die Luft des warmen Zimmers ein, den Geruch der Blumen auf dem Tisch, den Duft, der den Kleidern der Frauen

entströmte; eine helle Röte stieg ihm ins Gesicht. „Ich genieße mein Leben. Ich bereue keine Stunde — es war wunder-, wunderschön! Aber schön ist es auch, wenn ich draußen —"

Krach. Ein leichter Aufschrei der Frauen, ein erschrockenes Aufspringen. Emilie hatte die große Kristallschale aus der Hand fallen lassen, die süße Speise lag am Boden. Totenblaß starrte das Mädchen darauf hin. Sie war so verwirrt, daß sie sich erst gar nicht bückte. Scherben. Das kostbare Kristall lauter Splitter und Scherben. — —

Als Jochen von Loßberg sich heute abend verabschiedete, sah ihn nicht nur die Schwester mit Bedauern scheiden. Er küßte den Frauen die Hände.

Lilis feine Finger bebten leicht in den seinen. „Heil und Sieg, Herr von Loßberg. Und wenn Sie mit meinem — mit meinem Bräutigam draußen zusammenkommen sollten, es könnte doch sein, dann —" sie blickte ihn voll an, ihre schönen Augen sahen in die seinen mit einem tiefen Verstehen: das war ja auch ein Held wie der ihre, „— dann Ihnen beiden Heil und Sieg. Und glückliche Wiederkehr!" Es war ihr plötzlich sehr ernst zu Sinn. Tage des Sieges waren gewesen, Tage des Glücks und des Erfolges für Heinz. Einen frohen Brief hatte sie heut von ihm erhalten — Tage des Sieges würden wiederkommen — dieser ging jetzt hinaus zu jenem — ach, trotz allen Sieges und allen Glücks, es war doch alles, alles so ungewiß!

Annemarie hing am Halse des Bruders, sie weinte bitterlich. Hedwig nahm sie tröstend in den Arm; heute war ihr die Schwiegertochter um vieles näher. Sie selber war be-

wegt. Bertholdi geleitete den Gast bis zur Haustür; es war ein herzlicher Abschied, den beide nahmen.

Am Gatter des Gartens stand Emilie. Der alte Wächter schloß die Pforte jetzt im Krieg schon um neun; es war nicht so sicher mehr wie in ruhigen Zeiten. Der Aprilabend war dunkel und feucht, man atmete treibenden Erdhauch. Sie wartete mit dem Schlüssel.

Nun schloß sie auf. Der Gast wollte ihr ein Trinkgeld in die Hand drücken, doch sie legte die Hand auf den Rücken und schüttelte „Nein". Kein Geld von dem — aber! Ihre Augen sprachen. Sie lächelte ihn an.

Nun, warum denn nicht? Der Leutnant faßte sie unters Kinn: eine bildhübsche Person. Wie sie dagestanden hatte, allerliebst in der Bestürzung über ihr Ungeschick. Er drückte ihr rasch einen festen Kuß auf den lächelnden Mund.

VI

Frau Hermine von Voigt wunderte sich: wo um alles in der Welt bekam sie denn das Mehl her? Das schöne weiße Mehl. Wer schickte ihr das? Und aus einem ihr gänzlich unbekannten Ort war es abgesandt — Opalenitza — und Absender: Frau Maria Ziepolka. Es mußte wohl ein Irrtum sein.

„I wo!" Die Köchin machte sich gleich drüber her und füllte das Mehl in ein paar Porzellantönnchen. Gott sei Dank, da war nun endlich wieder was drin! Jetzt konnte man doch mal etwas backen. „Exzellenz müssen nich lange fragen.

Was man hat, hat man. Wo es herkommt, das kümmert jetzt keinen!"

„Ich kann es nicht nehmen, wenn ich nicht weiß, ob es mir zukommt." Die Generalin schüttelte den Kopf und wendete den Postabschnitt hin und her.

„Na, Exzellenz haben doch manchem was ins Feld geschickt, die Liebespaketchen flogen ja man so, und auch in die Lazarette vieles getragen. Vielleicht is einer von denen nach Hause gekommen und revangschiert sich nu."

Es lag ein Zettel mitten im Mehl. Große und schiefe, wie von Kinderhand hingemalte Buchstaben. Das weiße Mehl hatte die schwarzen Krakel überstäubt, kaum waren sie zu entziffern.

„Wehrte Dame

biete tricken sie 1 Auge ßu Ich kahn nich serr scheen schreiben bihn schwester fon stanislaus Dombrowski was ise Bruder fon mir wo ise ihn krieg ferwundet geworden un ferschitt un ise ihm laserett stetin hat sich bein verloren bihn serr betript dariber stanislaus an mir schreibt wegen kindrichen seiniges biete Ich freindliche Dame wo Kindrichen hatt fürgesorgt bruder meiniges ßu schreiben kindrichen seine adrese achtungswehrt

Frau Maria Ziepolka

Adrese fon bruder meiniges ise: landsturmmann St. Dombrowski stetin miletär laserett block elv. die 4 fund weises meel sein vor ihnen."

Hermine sann nach: der Name Ziepolka war ihr bekannt und auch die Orthographie — wo war sie mit dieser Frau doch schon zusammengekommen? Nun fiel es ihr ein. Das

war die Schwester des Bahnarbeiters Dombrowski hier aus dem Ort. Also der lebte doch noch? Seit Jahren hatte er nichts von sich hören lassen. Als die Dombrowski plötzlich starb und die hilflosen Kinder verwaist zurückblieben, hatte sie sich an die Tante derselben gewandt, der Junge meinte, die sei ja so reich — eine Kuh, ein Schwein, sechs Hühner — konnte die nichts für die Kinder tun? Aber die Besitzersfrau auf dem Posenschen hatte abgelehnt: „Hab Ich selber ßu file Kindrichen fierßehn und mahn meiniges wil nich." Dombrowski wußte wohl gar nichts Näheres vom Tod seiner Frau — warum hatte er aber auch nie eine Zeile geschrieben? Für seine Kinder schien er aber nun doch Interesse zu haben.

Die Generalin setzte sich hin und schrieb an Stanislaus Dombrowski. Sie teilte ihm so schonend wie möglich den Unglücksfall mit, dem seine Frau zum Opfer gefallen war. Diese hübsche, blühende Frau! Unwillkürlich hielt Hermine im Schreiben inne. Deutlich sah sie die üppige Person vor sich, dunkeläugig, immer vergnügt. War die liederlich gewesen? Wer wollte das beweisen? Sie schaffte an Mannes Statt, als Streckenarbeiterin verdiente sie sich schwer ihr Brot. In die Schar der Frauen war der Schnellzug hineingefahren, sie hatten noch alle sich retten können, nur die eine, die ganz in ihre Arbeit vertiefte, nicht.

Frau von Voigt setzte der Dombrowski in ihrem Brief ein rührendes Denkmal. Wenn der Vater die Kinder sehen wollte, so würde sie ihm gern das Reisegeld schicken; oder konnte er noch nicht herkommen, dann sollten ihn seine Kinder besuchen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nun wartete Hermine von Voigt schon mehrere Wochen auf die Antwort des Dombrowski. Die Antwort kam nicht.

Der Frühling war nun wirklich im Land, ein Frühling früh und schön. Es roch nach Primeln und Veilchen und nach den Rasenflächen, die sich neu begrünten. Die Tage waren voll Amselsang und Glanz und Licht, als wollten sie vergessen machen, daß noch immer, noch immer nicht der letzte entscheidende Schlag gefallen war. Die Feinde waren zäh. Die französische Presse erregte sich mächtig über die Beschießung von Paris — die Wunderstadt an der Seine beschießen?! Das zeigte so recht den ganzen Barbarismus.

Das neue deutsche Geschütz, das auf eine Entfernung von hundertzwanzig Kilometern schoß und traf, war auch ein Wunder; es ängstigte, es verwirrte, es empörte. Aber es zwang doch nicht. Die Pariser flüchteten in die Tunnels der Untergrundbahn, unter Brücken und Unterstände, krochen in Kanäle und Kellerlöcher, jammerten und fluchten, aber kein Mensch dachte daran, der deutschen Kanone wegen mit der weißen Flagge zu winken.

Im Westen war eine Kampfpause eingetreten. Nun, mochten die an der schwersten Front sich auch einmal verschnaufen! Immer konnte es ja nicht so weiter gehen wie im ersten Teil der großen Offensive bei Cambrai, Saint Quentin und La Fère. Man mußte einmal Atem holen. Mittlerweile wurde der Friede mit Rumänien erörtert und mit der ukrainischen Regierung vereinbart, was diese Vorratskammer an Lebensmitteln zu liefern hatte. An Getreide mindestens eine Million Tonnen. Dazu die siebzigtausend Tonnen aus Rumänien, Hülsenfrüchte, Futtermittel, hundert-

tausend Schweine und dreihunderttausend Schafe. Das ausgehungerte Deutschland horchte auf: nun würde der Magen endlich befriedigt werden. Wann, das war freilich nicht fest bestimmt, so rasch geht ein Transport von solcher Masse nicht, der Einsichtige mußte das einsehen. Und der Einsichtige ließ sich auch nicht schrecken, daß die feindliche Presse triumphierend verkündete: die deutsche Offensive ist zum Stehen gekommen. Schreit nur, schreit! Kinder im Dunkeln stimmen auch ein lautes Lied an, um sich die Furcht zu vertreiben. —

Die Luft so leicht, die Tage so lang. Die blonde Frau im Haus der Witwe Krüger sah die Vögel hochfliegen über Bäume und Dächer; nie hatte sie die so aufmerksam beobachtet. Nun tat sie es. Sie, die über die grünenden Gärten flogen, waren sie nicht kleine Geschwister jenes großen Vogels, auf dessen Flügeln der geliebte Mann sich zum Himmel aufschwang? Es mußte doch etwas Herrliches sein um das Fliegen. Heinz schrieb begeistert. Es war keine tote Maschine, der nur er Leben einhauchte, es war ein lebendiges Etwas, ein Geschöpf, dessen Pulsschlag von selber mit dem seinen ging. Lili wußte kaum: liebte er seine Schwalbe mehr oder sie? Ach, welch törichte Frage! Sie atmete auf, in ihre Augen kam ein tiefes Leuchten.

So war sie noch nie geliebt worden. Wie waren seine Briefe schön, so warm! Sie wurden immer wärmer und wärmer. Heiß. Jetzt dauerte es nicht lange mehr, er konnte nicht lange mehr warten — „Glaube mir, Lili, ich kann es nicht!" Und sie? Mit einem seligen Lächeln schloß sie wie geblendet die Augen. Und dann machte sie sie wieder weit

auf und sah hinauf zum Frühlingshimmel, spähend, sehnend. Sie träumte von Glück.

„Am 21. April ist Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen von einem Jagdausflug an der Somme nicht zurückgekehrt" — das gellte plötzlich wie ein Schrei durch die Frühlingsluft.

War es möglich, Richthofen tot? Dieser Unbesiegliche in achtzig Luftkämpfen?! Einst Boelcke, dann Richthofen — und wer kam jetzt an die Reihe?!

* *
*

Nun war es bunt von allen Farben in den Gärten; Hyazinthen, Tulpen, ein reicher Flor. Aber die Abende noch kühl, Regen ging nieder, es wurde fast kalt, wenn es dunkelte. Unten vor der Tür der Frau Müller stand Minna Dombrowski. Sehnsüchtig blickte sie die paar Stufen hinauf, die von der niedrig gelegenen Souterrain-Wohnung empor zum Hauptausgang führten. Vergebens hatte sie mit den Fäustchen an die Müllersche Tür getrommelt, es machte keiner auf. Der Erich stand am Bahnhof, der verkaufte das 8-Uhr-Abendblatt; aber wo war die Müllern?

Das war immer so: wenn die wegging, blieb sie gleich lange weg. Sie hatte so viele Freundinnen. Alle Männer waren im Krieg, mit dem Essen brauchten sie nicht pünktlich zu sein, auf eine Stunde früher oder später kam es jetzt nicht an, sie hatten Zeit zum Schwatzen. In Trupps standen sie vor den Läden, an den Ecken, vorm Bahnhof, wo sie gerade zusammentrafen. Neulich war der Inhaber vom Konsumverein herausgekommen, hatte mit wütendem

Gesicht einen Stuhl nach dem andern vor seine Ladentür getragen: „Nehmen Sie Platz, meine Damen!" Sie standen ihm da zu lange.

Minna lachte noch in der Erinnerung, aber dann verzog sie weinerlich das Gesicht: wenn sie bloß nicht solch einen Hunger hätte.

Frau Müller hatte schon Sommer gemacht, die Kinderfüßchen steckten nackt in Holzpantinen. Fröstelnd trippelte die Kleine hin und her und wickelte die Arme in das Kattunschürzchen, das von Alter und Gebrauch dünn war wie ein Flor. Es gab nichts Neues zu kaufen. Da hörte sie etwas auf dem Hof. Kam jetzt die Müllern? Es tappelte was übers Pflaster. Nein, das war sie nicht! Ein ungleicher Tritt.

Den dämmernden Ausschnitt der Hoftür verdunkelte eine große Gestalt. Nun kam es langsam die vier Stufen heruntergehinkt — auf Krücken — es ging mühselig.

Vor Minna stand ein Feldgrauer mit einem Stelzbein. „Wohnt hier eine Frau Müller?"

Es war dunkel im kellerigen Flur, Minna erschrak: hatte der einen Ton! Sie hörte nicht die Ungeduld, die Erwartung, die Sehnsucht heraus, sie hörte nur eine heisere, häßliche, gebrochene Stimme. Ganz ängstlich und leise sagte sie: „Ja."

Der Mann beugte sich nieder, ihr immer näher, sie sah das Weiß seiner Augäpfel rollen — oh, sie fürchtete sich! Schon wollte sie wegrennen, da packte er sie.

„Bist du Minna? Minna Dombrowski?"

Kaum sagte sie „Ja", da riß er sie auch schon an sich, hob sie empor und drückte sie so, daß ihr der Atem verging. Sie

zappelte und wehrte sich. „Mit keinem mitgehen,“ das hatte ihr die Müller sehr eingeschärft, aber hier half kein Sträuben. Der fremde Mann hielt sie zu fest, er küßte sie und stöhnte dabei. — — — —

Also das war der Vater?! Und Leder für Schuhe hatte er auch keins mitgebracht. Die Kinder freuten sich nicht. Sie hatten es sich so anders gedacht, wenn ihr Vater einmal wiederkam.

In der Stube der Müller saß Stanislaus Dombrowski, sein Junge stand ihm gegenüber und sah ihn groß an. Das konnte jeder sagen: „Ich bin der Vater,“ Erich hatte schon zu viel von der Welt gesehen, er war nicht leichtgläubig mehr. Mißtrauisch musterte er den fremden Mann. Und Minna sagte: „Unser Vater hatte aber zwei Beene, det weeß ick noch jut!“

Da verzog Dombrowski das Gesicht, daß es zur Fratze wurde. Es war zum Heulen. Aber er lachte laut.

„Minna,“ sagte die Müller ärgerlich, „sei nich so frech. Gib Vatern mal schnell 'nen Kuß. Sie müssen's nich übelnehmen, Herr Dombrowski. So 'ne Jöre! Sie is zu keß!“ Sie wollte gutmachen und gab Minna einen Schubs, daß die zum Vater hinflog. „Man fix, 'nen schönen Kuß.“

Minna hatte Angst: wenn die Müllern so guckte, gab's was. Zitternd drückte sie ihr Mündchen auf die stopplige Wange, vor der sie eigentlich doch noch größere Angst hatte als vor dem Klaps der Müllern.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Stanislaus Dombrowski war aus dem Lazarett entlassen worden. Das künstliche Bein bekam er erst später, vorder-

hand mußte er sich mit dem Stelzbein behelfen. Das war ja auch nicht das Schlimmste, an das Humpeln auf Krücken gewöhnt man sich; aber das Zittern, das Schütteln. Er konnte den Kopf nicht ruhig halten, der schüttelte ihm hin und her, und ein Zucken ging ihm durch den ganzen Körper. Schwer verwundet, dazu verschüttet — nur wenige Stunden unter der Erde gelegen, andere hatten schon noch länger ausgehalten, aber für ihn war's genug. „Hampelmann," sagte er bitter. Stanislaus Dombrowski war nicht der dummgutmütige, der harmlose Arbeiter von früher mehr; wenn er lachte, lachte er grimmig. Wenn er Geld hätte, hätte er sich Schnaps gekauft, und wenn er Schnaps hätte, so hätte er sich betrunken; aber selbst den Trost hatte er jetzt nicht mehr.

„Werd ich zu meiner Schwester fahren nach Opalenitza," sagte er, als Frau von Voigt ihn fragte, was er zu tun gedenke. „Bleibt mir nichts anderes übrig. Wird Schwager sich nicht freuen. Aber was soll ich machen?! Hampelmann!" Sein Kopf schüttelte stärker, alle seine Glieder begannen zu schlenkern.

Ein schrecklicher Anblick! Hermine von Voigt fühlte ihr Herz sich zusammenkrampfen. War dieser Unselige nicht noch beklagenswerter als andere Invaliden? Dieses Zittern, dieses unfreiwillige Schütteln und Schlenkern war doch das Allerfurchtbarste. Schüchtern hatte sie gefragt, was er zu tun gedenke — war nicht jede Frage ein neues Aufwühlen, diese Frage fast eine Beleidigung? Was sollte er tun, was konnte er tun? Gar nichts. Und doch mußte sie fragen, er könnte sonst denken, sie fühlte nicht mit ihm.

Sie schämte sich in diesem Augenblick, daß sie heil und gesund vor ihm stand.

Erich und Minna, die der Vater mitgebracht hatte, sahen aus, als ob sie weinen wollten. Die Dame strich ihnen über die Köpfe. Ihr Blick suchte den Blick des Vaters: war in dessen starren, weit aufgerissenen blicklosen Augen wenigstens Liebe für die Kinder? Freude an ihnen, Hoffnung auf sie? In den blaßblauen, gläsernen Augen des Heimgekehrten sah sie nichts von einer dieser Empfindungen. Im Spiegel dieser Augen spiegelte sich nur die Hölle, in die der Mann geschaut hatte; all das Entsetzen der vordersten Front.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Stanislaus Dombrowski war im Begriff, mit seinen Kindern nach Opalenitza zu fahren; sie warteten auf den Zug. Viel zu früh hatten sie sich aufgemacht, für den Krüppel war es so einfach nicht, vom Vorort herein nach Berlin zu fahren und die Stadt zu durchqueren bis zum Schlesischen Bahnhof. Müde waren sie angelangt. Übervoll war der Wagen der elektrischen Bahn gewesen, sie zwängten sich noch gerade hinein. Fest stemmte der Invalide die Krücken auf; er hätte es schon fertiggebracht, im Gange auf einem Bein zu stehen, der Schaffner, der sich an ihm vorbeidrängen mußte, hätte ihn nicht zu Fall gebracht. Aber das Zittern, das verfluchte Schütteln. Er knurrte den Schaffner an, der ihn stützend unter die Arme packte, sein Blick streifte wütend die Dame, die aufgestanden war: „Bitte, setzen Sie sich." Er sagte nicht „Danke". Was sah ihn die denn so mitleidig an! Jeder mitleidige Blick regte ihn auf.

Er wollte kein Mitleid. Ja, die hier im seidenen Kleid, die konnte schon mal die Viertelstunde stehen, hatte er nicht schon viele Stunden gestanden für sie vor Verdun? Stunden, die so lang waren wie lange Jahre? Überhaupt alle die hier, die da saßen auf den gepolsterten Bänken, die da schwatzten, lachten, die Zeitung lasen, in ein Buch guckten, sie dachten nicht daran, was er für sie getan hatte. Hätten sie nicht alle aufspringen müssen, ihm ihren Platz geben? Sie blieben sitzen. Und er hatte sein Bein für sie draußen gelassen, sein starkes, gesundes Bein, und sich statt dessen das Zittern mitgebracht, das verfluchte Schütteln. Ohne daß er es wußte, stöhnte er.

Es wandten sich alle Blicke nach ihm: der unglückliche Mensch. Und er hörte eine Stimme: „Schrecklich! So jemand dürfte wirklich nicht mit der Elektrischen fahren!"

Mit was denn sonst? Vielleicht mit 'nem Auto? Dombrowski stierte finster vor sich hin. Er wollte nicht sehen und auch nicht hören. Aber das konnte er nicht, seine Ohren lauschten: sprachen sie nicht von ihm? Bedauernd, mitleidig — verfluchtes Mitleid! — und grausten sich? Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. — — — — —

Der Wartesaal dritter und vierter Klasse war voll. Kein Stuhl mehr frei, nirgend ein Plätzchen auf einer Bank. Die Luft des Bahnhofs war zum Ersticken, kein Fenster, kein Sonnenstrahl — ganz wie im Graben —, durch die Glasüberdachung kam graues Licht. Dombrowski humpelte wieder hinaus in die Vorhalle, da kam wenigstens durch den offenstehenden Ausgang das Licht des Tages und die Luft der Straße. Das Licht war nicht hell; hier in diesem be-

drängten Bahnhofsviertel war nichts hell, alles verschleiert von Ruß und Qualm und die Luft verbraucht, aber es war doch besser hier als drinnen im Wartesaal. Die von der Anstrengung des langen Stehens und Gehens keuchende Brust Dombrowskis atmete ruhiger; er sah seine Kinder an: die waren auch müde.

Erich hatte den alten Handkoffer geschleppt, auf dem Rücken noch den Rucksack des Vaters; es ging schier über seine Kraft. Auf der jungen Stirn perlte ihm der Schweiß in dicken Tropfen, aber er hielt die Last krampfhaft fest. „Nicht stehlen lassen," hatte ihn die Müller gewarnt, „läßte kaum mal los, so is es auch schon weg."

„Setz hin," sagte der Vater. Dann ließ er sich mit Hilfe des Jungen auf den Handkoffer nieder; die Krücken lehnte er neben sich. Die kleine Minna setzte sich platt auf den Boden, zwischen des Vaters Bein und Stelzbein. Der Junge stand wachsam daneben; er war auf einmal schon wie ein Großer, hatte er doch jetzt auf zwei aufzupassen.

Es dauerte noch Stunden, bis der Zug abging. Auf dem bespuckten, von hundert und aberhundert Füßen beschmutzten Boden warteten sie geduldig. Manch einer sah nach dem Invaliden hin. Es war gut, daß der nicht all diese Blicke bemerkte. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, er schüttelte ihn noch hin und her selbst im Schlaf. Der finstere Ausdruck war gewichen, eine unsägliche Traurigkeit lag jetzt auf dem zerrütteten Gesicht. Hinter den geschlossenen Lidern tauchten Bilder auf von freundlichem Grün, von einem friedlichen Dorf mitten im Grün, vom Haus der Schwester am Weizenfeld. Bei der Ziepolka würden seine Kinder satt haben,

8*

sie würden sich freuen. Aber er, er —?! Die Stirn des Mannes krampfte sich zusammen, er seufzte tief im Schlaf.

Ein Vorübergehender warf dem armen Invaliden in der heruntergekommenen Uniform ein Geldstück in den Schoß. Der merkte es nicht. Auch Minna merkte es nicht, sie schlief an des Vaters Stelzbein gelehnt mit geröteten Bäckchen einen harmlosen Kinderschlummer. Doch Erich nahm den Groschen an sich; der Vater würde schimpfen: „Ich bin kein Bettler, schmeiß weg" — aber er wollte ihn verwahren.

VII

Auf allen Bahnhöfen warteten jetzt die Menschen. Im ganzen Reich. Für Zivilpersonen war es kaum möglich, weiterzukommen. Alle Bahnen waren mit Militär überfüllt. Nun hatte man doch gedacht, daß alles, was zum Heeresdienst tauglich, schon draußen sei: aber noch immer quollen aus Deutschlands Gauen Soldaten, Soldaten, Soldaten. Es war nicht mehr die Auslese an Manneskraft und Jugendblüte, bei manchem hätte früher der Unteroffizier geflucht: „Schiefer Hund! Verschimpfiert einem die ganze Front!" Nun war der ganz gut zu brauchen. Junge Bürschchen, kaum mit dem Stimmwechsel fertig und knapp der züchtigenden Hand des Vaters entwachsen, hingen mit halbem Leib zum Wagenfenster heraus; sie schmetterten mit hoher Stimme. Es war doch fein, so ins Unbekannte hinauszufahren. Der Abschied war freilich schwer gewesen, die Mutter hatte sich

so angestellt, und der Vater geflucht: auch den Jüngsten mußte man noch 'rausrücken. Die Siebzehnjährigen kamen schon an die Reihe. Aber nur erst ein paar Stationen weit gefahren, dann war nichts Feuchtes mehr im Auge; es war trotz allem ein stolzes Gefühl, auch mit dabei zu sein. Man träumte vom „Gefreiten" und „Unteroffizier", vom „Eisernen Kreuz" und „französischen Mädchen"; wenn man dann heimkam, dann würde die hübsche Nachbarstochter nicht nur nach dem großen Bruder gucken. Aber die konnte lange warten, dann war man stolz.

Die Jungen hatten den Abschied verwunden, die Bahnhöfe, auf denen gehalten wurde, erfüllten sie mit ihrem Geschrei von der „Wacht am Rhein", mit ihrem Gelächter und ihren Späßen.

Die Alten freilich, die waren ganz still. Die lehnten sich an, so gut es ging, hatten den Mantel in den Rücken gestopft oder saßen auf ihren Kistchen mitten im Gang. Manche auch platt auf dem Boden. Nur sitzen, sitzen; das Herz war schwer, es zog nieder. Sie wußten es wohl: der Krieg war kein Spaß — wie die Jungen grölten, kaum zum Aushalten! — es ging aufs Letzte. Das hätten sie nicht gedacht, daß auch sie noch dran müßten, daß das Weib, das die Söhne schon hergegeben hatte, nun auch noch den Mann hergeben müßte. Man wollte die silberne Hochzeit begehen — ob man sie wohl feiern würde? Der einzige Trost war die Pfeife.

Die Jungen lärmten, die Alten rauchten; Jugend und Alter mischten sich jetzt: solche, denen der erste Bartflaum sproßte, und solche, bei denen das Haar schon grau war.

Das, was zwischen beiden lag, das hatte der Krieg schon gefressen. —

Annemarie stand in Köln auf dem Bahnhof. Nun atmete sie wieder Heimatluft. Aber die Luft war anders geworden. Sie kannte sich auch nicht mehr aus auf dem Kölner Bahnhof.

Das war kein Bahnhof, das waren Bahnhöfe — unter einem Riesendach. Alle zusammengedrängt. Treppen oben, Treppen unten, Hallen, Säle, Gänge, oberirdisch, unterirdisch, ein Labyrinth, in dem nur ein Wissender sich zurechtfand. Und Geleise, Geleise, Geleise, — Schienenstränge in alle Welt. Wie Ameisen krabbelten Bahnbedienstete, Wagen wurden angeschoben, Wagen weggeschoben, Züge liefen ein, Züge liefen aus, Lokomotiven schnauften, pufften Dampf aus, Signalpfeifen schrillten, Räder quietschten, Donner füllte die Hallen. Und Menschen, die fragten, und Menschen, die im Getriebe rannten, in Hast, wie ohne Kopf.

Als Annemarie das letztemal hier gefahren war — es war auch damals Krieg —, war's auch voll von Reisenden gewesen, Soldaten waren auch angekommen und abgefahren, aber solch eine Hast, solch ein Drängen war nicht gewesen. Würde sie auch mitkommen, den richtigen Zug erwischen? Die Beamten wußten selber nicht Bescheid. War das der Zug, der rheinaufwärts fuhr? Sie zuckten die Achseln. Durch die großen Truppentransporte zur Front war alles anders geworden; aber der Koblenzer Zug kam gleich. Was jetzt „gleich" hieß.

Annemarie stand schon sehr lange und wartete. Es war ihr schier bänglich. Besser wäre es am Ende doch gewesen,

den Schwiegereltern zu folgen; sie hätte lieber nicht reisen sollen. Ach was! Des Bruders rheinisches Motto fiel ihr ein: „Et hat noch immer, immer jut jejange." Freier blickte sie um sich.

Da kam ein Trupp Soldaten. Sie sollten verladen werden. Sie sahen niedergeschlagen aus, es waren schon ältliche Leute; unter ihnen stand ein Kleiner, der hatte einen Buckel. In der Uniform mit einem Buckel? Unter dem feldgrauen Rock sah die Rundung zwischen den Schulterblättern aus wie ein schlechter Witz.

Die jungen Burschen, die aus den Fenstern eines eben abfahrenden Zuges hingen, nahmen sofort den Kleinen aufs Korn. Einer stimmte das alte kölnische Fastnachtslied an: „Wer 'ne Puckel hat —", und rasch flog es den ganzen Zug entlang von Fenster zu Fenster:

„Wer 'ne Puckel hat,
De kann nit mitjonn,
Wer 'rer zwei hat,
Muß dernebe jonn."

Da reckte der Kleine die Faust empor und schüttelte sie hinter dem langsam abdampfenden Zuge drein. Das Bückelchen sah possierlich aus in seiner Wut über die lachenden und schreienden Jungen. Sein ältliches, welkes Gesicht schrumpelte in lauter Falten.

Annemarie konnte nicht anders, auch über ihr Gesicht flog ein Lachen. Aber dann errötete sie, sie merkte, daß sie beobachtet wurde.

Die junge Frau fiel auf. Frauen gab es genug auf dem Bahnsteig: Schwestern in Tracht, Helferinnen, die mit

Henkeltöpfchen voll Ersatzkaffee liefen und sie in die Abteile reichten; auch junge Damen in duftigen Sommerkleidern, die Zigaretten und Ansichtspostkarten verteilten. Früher war mehr und Besseres gereicht worden; die Butterbrote, dick mit Wurst und Käse belegt, die gab es jetzt schon längst nicht mehr.

Annemarie hatte vor der Reise die Trauer abgelegt; das Kleid machte es ja nicht, sie konnte auch ohne Schwarz traurig sein. Und sie war traurig; das Leben erschien ihr grenzenlos öde. Gerade in letzter Zeit hatte sie sehr gelitten; Lili in ihrem bräutlichen Glücke zu sehen, machte sie nervös. Nicht, daß sie es der Freundin mißgönnt hätte, sie wünschte ihr von Herzen alles Glück; aber zu fühlen, die geht jetzt allen Wonnen entgegen und du gehst leer aus, du bekommst keinen Brief, der Liebesworte enthält, nach dir sehnt sich keiner Tag und Nacht, du zählst nicht die Stunden bis zum Wiedersehen, du hast keine seligen Träume — ach, das war schwer. Gerade weil man das selbst auch einmal gekannt hatte, sehnte man sich so danach. Oft empfand sie einen wilden Trotz: warum war ihr der Mann entrissen?! Und hatte sie denn nun kein Recht auf Liebe mehr? Sie war noch jung, viel zu jung, um nur der Erinnerung zu leben.

„Du hast noch dein liebes Kind," tröstete die Schwiegermutter, wenn es die junge Frau in den letzten Wochen oft so überkommen hatte, daß sie den Kopf auf den Tisch warf und in heftiges Schluchzen ausbrach. So etwas konnte nur eine Großmutter sagen; eine, die alt war. Sie liebte ihren kleinen Rudi, aber das, was ihr fehlte, das konnte ihr doch

kein Kind ersetzen. Leben, Leben! Wissen, daß man jung und geliebt ist!

Die langen Nächte, in denen Annemarie nicht schlief, waren qualvoll; unerträglich heiß. Sie warf die Decke von sich und glühte doch noch. Und dann fror sie. Tot, ihr Mann tot! Er war ja auch vorher selten nur bei ihr gewesen, aber sie wußte, wenn er dann wiederkam —! Oh! Sie rang die Hände ineinander und preßte die Lippen zusammen, um nicht laut zu stöhnen. So allein, so allein! Jetzt wäre er vielleicht gerade wieder auf Urlaub da. Nein, so wie das letztemal wollte sie es dann nicht machen. Nicht so herumschwärmen in der Stadt, nicht immer zu Vergnügungen gehen; ganz allein wollte sie mit ihm zu Hause bleiben, hier in diesem traulichen Zimmer, draußen im lauschigen Garten, sie hatten sich so vieles zu sagen, hatten sich ja längst noch nicht alles gesagt. Auf seinen Knien würde sie sitzen, den Arm um seinen Hals legen, ihr heißes Gesicht an das seine schmiegen. Seine schmeichelnde Hand umfaßte sie; immer wieder und wieder küßte er sie. Sie sahen zusammen den Mond aufziehen und viele Sterne, die ganze Welt war weit weg, es gab nichts auf der Erde als ihn und sie. Oh, das war schön!

In einer sie peitschenden Unruhe sprang die junge Witwe vom Bett auf, stürzte ans Fenster, beugte sich weit hinaus und rang mit geöffnetem Mund nach Luft. Da lag der Garten im Mondschein. Silberner Glanz auf jedem Blatt, aber tief in den Büschen drin heimliches Dunkel.

Der Blick der Einsamen bohrte sich hinein: wenn da jemand stünde?! Da im heimlichen Dunkel. Nichts regte

sich. Immer weiter beugte sie sich hinaus, ihr war, als müsse sie winken.

Ach, da war ja niemand, ein Schatten nur! Sie war allein. Scheu sah sie sich um: so furchtbar allein. Es graute ihr — wovor?!

Mit einem Satz war sie wieder im Bett. Sie krümmte sich zusammen, daß sie die Weichheit der eigenen Glieder spürte, sie zog die Decke hoch hinauf, sie steckte den Kopf ins Kissen und schluchzte sich endlich in Schlaf. —

Annemarie war schmäler geworden und „bleichsüchtig", sagte der Arzt. Eine andere Umgebung würde ihr gut tun, sie auch zerstreuen. Es hatte Annemarie schon zerstreut, für die Reise zu packen.

Großer Koffer, kleiner Koffer, Blusenkoffer, Handkoffer, Hutschachtel, Reisetasche. Kleider, Jacken, Hüte. Sie hatte viele schöne Sachen, vor der Trauer kaum getragene, und nun kamen noch neue hinzu. „Das willst du alles mitnehmen?" fragte die Schwiegermutter. Warum denn nicht? Es machte ihr Freude, sich hübsch anzuziehen. „Rudolf, der hatte das so gern!" Die Schwiegermutter sagte nichts mehr.

Zu ihrer Mutter wollte Annemarie später gehen, erst im Bade sich erholen und sich zu zerstreuen suchen. Das „Sich-zerstreuen" würde ihr kaum gelingen; sie weinte, als sie Abschied nahm, sie war zu sehr herunter. Sie graußte sich auch vor der Reise und dem Alleinsein am fremden Ort. Wenn wenigstens Lili gleich mitreisen würde; aber die wollte erst abwarten, ob Heinz nicht vor Schluß des Krieges noch einmal auf Urlaub kam.

So schlimm, wie die junge Frau sich das Alleinreisen gedacht hatte, war es nun nicht. Bis Köln war sie gut gekommen. Die Herren sahen nach ihr: „Eine schöne Frau!“ Neben ihrem Trauring glänzte noch ein zweiter; man hatte ihn dem Sterbenden abgezogen und der Gattin geschickt. So jung noch und schon Witwe. Die Blicke der Männer wurden noch interessierter. Annemarie hatte sich über keinerlei Rücksichtslosigkeiten zu beklagen. Man fragte sie, ob man das Fenster öffnen dürfe, ob man es wieder schließen solle; man bückte sich eilig nach dem Zeitungsblatt, das ihr vom Schoß geglitten war. Als sie ihrem Handkoffer etwas entnehmen wollte, waren gleich zwei bemüht, ihr ihn aus dem Netz herunterzureichen. Sie neigte den Kopf und sagte: „Danke“; es gelang nicht, sie in eine Unterhaltung zu verwickeln, sie war müde, gähnte und verdruselte so die Nacht.

Als sie jetzt am Morgen auf dem Kölner Bahnhof stand, zeigte ihr junges Gesicht nicht die abgespannten Züge der anderen Frauengesichter. Ihre Jugend konnte die durchfahrene Nacht vertragen. Und es war ihr nicht unangenehm, jetzt mit dem Herrn, der auch auf den Zug wartete, ein paar Worte zu wechseln.

Landsleute! Das gab eine gewisse Sicherheit. Und merkwürdig, wie klein die Welt war! Er kannte Leute, die sie auch kannte, wenigstens dem Namen nach. Er war in Koblenz ganz genau bekannt, hatte öfters da zu tun. Sicher ein Großindustrieller oder ein Weingutsbesitzer. Er war elegant gekleidet, ohne besonders aufzufallen. Annemarie schätzte mit einem Blick seine Erscheinung ab: allein die Lederhandschuhe, die er trug, waren viel wert, besonders zur

jetzigen Zeit. Und der Handkoffer, mit dem der eisgraue Gepäckträger ankeuchte, war tadellos.

Ihre Augen blickten freundlich: der sprach so echt rheinisch. Unwillkürlich verfiel auch sie in den Tonfall, den sie sich etwas hatte abgewöhnen müssen. Es war ihr nun auf einmal, als wäre sie nie vom Rhein fortgewesen. Wie im Nebel lag Berlin hinter ihr.

Als sie im Zuge saßen und jenseits des Flusses sich der erste der sieben Berge zeigte, schlug sie die Hände zusammen:

„Wie wunderschön!"

Da war der Strom, breit, grün, und da der Drachenfels mit seiner malerischen Ruine, mit den schloßähnlichen Besitzungen an seinem Abhang! Lebhaft war sie aufgesprungen, sie stand am Fenster, am liebsten hätte sie das ganz heruntergelassen, sich weit, weit hinausgelehnt.

Er beobachtete sie: „Gnädige Frau sind lange nicht hier gewesen?"

„Viel zu lange nicht." Ihre Wimpern sanken. Mit einem Male war die Mädchenzeit da. Sie erinnerte sich des goldenen Tages, an dem die Erste Klasse einen Ausflug hierher gemacht hatte. Wie lustig waren sie gewesen, wie ausgelassen! Bonner Studenten hatten sich den Tag auch zunutze gemacht; hinter den Mädchen waren sie den Berg hinaufgestiegen. Die Studenten guckten nach den Mädchen, die Mädchen nach den Studenten. Annemarie erinnerte sich noch genau des Kleides, das sie anhatte: ein ziemlich ausgewaschenes, klein schwarz und weiß kariertes. Die anderen waren in Weiß, in Hellblau, in Rosa, sie aber war trotzdem die Hübscheste. Sie hatten ihr einen Kranz aus Eichenblättern

gewunden, der saß ihr wie eine Krone. Als sie dann den Berg wieder hinuntergingen — der Strom funkelte wie Silber und Gold, ein trunkener Abendschein lag auf der schönen Welt —, da sangen die Studenten das Lied von der Schönsten am Rhein, und daß ihr das galt, das fühlte sie wohl. Und jetzt —?

„Mein Mann ist gefallen," sagte sie leise. Eine unendliche Bitterkeit erfüllte sie plötzlich. Wäre sie lieber nie von hier fortgegangen! Dann wäre sie jetzt wohl noch das junge Mädchen, kein Frauenschicksal hätte sie getroffen. Sie seufzte tief. Sie wußte nichts mehr davon, wie sehr sie sich hier fortgesehnt, wie sich ihre Hand aus drückender Beengtheit herausgestreckt hatte, wie unendlich sie die ersten Zeiten im Bertholdischen Hause genossen hatte. Was hatte sie davon? Nichts weiter als ein Witwenschicksal; sie mußte in Jahren, in denen andere erst zu leben anfangen, sich selber begraben.

Ihr war es, als zöge es sie gewaltsam, als müsse sie das Fenster aufreißen, hinunterspringen, versinken im dahinflutenden mächtigen Strom. Ihre Wangen wurden ganz blaß, ihr Atem ging rasch: lieber da versinken, ertrinken, als daß sie sich selber lebendig begrub.

„Gnädige Frau sind ja noch so jung," sagte die tiefe Stimme des Reisegefährten. Er hatte sie immerfort beobachtet: auf ihrem Gesicht zeigten sich deutlich alle Empfindungen. „Gnädige Frau werden auch wieder glücklich."

Woher wußte er das? Sie fuhr herum und sah ihn groß an. Wie komisch! Wußte er, was sie eben gedacht hatte?

Sein Gesicht, das weder geistvoll noch schön war, aber zeigte, daß der Mann wußte, was Leben war, dünkte sie auf einmal interessant. Und sehr angenehm. Er war noch nicht alt, aber er hatte in seiner Art etwas von einem Beschützer, etwas ungemein Sicheres. Nun stellte er sich vor. Aha, sie hatte recht vermutet — ein Industrieller! Er nannte den Namen einer bekannten rheinischen Firma. Nun waren sie ganz vertraut. Sie erzählte ihm, woher sie kam und wohin sie reiste.

Sie blieben merkwürdigerweise längere Zeit allein im Kupee. Und auch als Leute zustiegen, ließen sie sich nicht in ihrer Unterhaltung stören. Die dachten, sie gehörten zusammen. Als sei aller Kummer plötzlich von ihr abgefallen, so plauderte die junge Frau. Sie erzählte von Berlin — er kannte es natürlich, und wenn er es auch nicht gerade liebte, so hatte er sich doch schon sehr gut da amüsiert — und von ihrer Villa und von ihrem kleinen süßen Jungen. Sie sprach auch von ihrem Mann, und Tränen kamen ihr dabei in die Augen.

Da beugte er sich zu ihr, ergriff leicht ihre Fingerspitzen und küßte ihr die Hand. „Gnädige Frau, Sie dürfen nicht nur der Erinnerung leben. Sie sind geschaffen zum Glück!" Seine Stimme klang teilnahmsvoll-bewegt; seine Augen aber sprachen Bewunderung.

Annemarie konnte nicht dafür, daß sie sehr rot wurde.

Keinen Augenblick zu lange ließ sie beim Abschied ihre Hand in der seinen, und doch fühlte sie, das war ein bedeutungsvoller Druck: „Auf Wiedersehen."

In Koblenz, wo sie umsteigen mußte, hatten sich ihre

Wege getrennt. Er hatte sie noch in den richtigen Zug gebracht und dafür gesorgt, daß sie gut saß.

— — — — — — — — — —

Die ersten Briefe, die Annemarie an die Schwiegereltern schrieb, klangen noch recht gedrückt. Dann wurden sie heiterer.

VIII

Das kleine Bad liegt im Tal; oben auf den Höhen liegen die Dörfer. Wenn Annemarie zu ihnen hinaufsah, hatte sie das Gefühl: die liegen weltenfern. So fern, daß niemand sich um sie kümmerte, daß die da oben machen konnten, was sie wollten. Schön war das. Unten in der Welt kümmerte sich einer viel zuviel um den andern. Besonders hier.

Der Badeort war klein, sie hatte sehr viele Toiletten mitgebracht, und wenn sie die nun einmal mitgeschleppt hatte, wollte sie die doch auch tragen. Als ob die anderen Damen sich nicht auch so hübsch wie möglich machten!

Hier am Rhein hatte man viel Geschmack, mehr als in Norddeutschland, und man ging in lebhaften Farben, trotzdem es noch Krieg war. Die jungen Mädchen wetteiferten in bunten Sommerkleidern. Hübsche Mädchen. Ihre zierlichen Schuhe waren gar nicht gemacht für die steinigen Wege. Aber fürs Tanzen waren sie geeignet. Und man tanzte.

Als die junge Witwe zum ersten Male die Kurmusik zum Tanz aufspielen hörte, wurde ihr seltsam zumute. Es wollte sich etwas in ihr empören: war es nicht unpassend,

jetzt zu tanzen, jetzt, wo draußen noch Krieg war? Aber die Töne umschmeichelten sie so, daß sie sich zum Fenster hinauslehnte im Sternenschein, hinübersah zum Kursaal, in dem das Licht hell brannte, und aus dessen Fenstern die Musik quoll.

Die spielten recht gut. All die modernen Tänze. Ihre Fußspitze wippte leicht auf dem Boden. Sie sah eilige Gestalten die Dorfstraße heraufkommen; die jungen Mädchen stürmten dahin, um nur ja nicht zu spät zu kommen. Ihr helles Gelächter klang silbern durch die Nacht. Denen konnte man es ja auch nicht verdenken — sechzehn, siebzehn — die wollten sich einmal vergnügen, ihre Jugend war ja ohnehin an Vergnügungen arm. Aber daß die Frauen hier in der Pension auch alle zur Reunion gegangen waren! Es verdroß Annemarie. Konnten die nicht ebensogut daheim bleiben, wie sie auch daheim bleiben mußte? Frau Siebenrat aus Bonn war sicherlich vierzig, sie wetteiferte aber noch mit ihrer Tochter. Beide gingen immer ganz gleich gekleidet, die Röcke sehr kurz. Die Mutter war eigentlich hübscher als die Tochter, und ihr blauschwarzes Haar zeigte noch keinen einzigen grauen Faden, aber sie war doch die Mutter; und rundlich war sie auch. Deswegen war sie hier; es war ihr Kummer. Am Morgen trank Frau Siebenrat drei Becher Quelle, am Mittag wieder drei Becher; am Tage rannte sie auf die Berge, am Abend tanzte sie; alles um abzunehmen. Die Frau Dirkens bliebe auch besser bei ihrem Mann. Er war schon ältlich und rheumatisch. Für ihn war das Tanzen vorbei. Wenn die sich einen so viel älteren Mann geheiratet hatte, mußte sie eben auch auf das

Tanzen verzichten. Nun saß der Alte unten einsam auf der Terrasse, die Beine in eine Decke gewickelt, und langweilte sich.

Annemarie hörte ihn gähnen, und sie gähnte auch. Es war verkehrt gewesen, hierher zu gehen. Sie hatte den hiesigen Aufenthalt in ganz anderer Erinnerung gehabt. Das Bad war im Rheinland sehr beliebt; es war früher immer still und abgelegen gewesen, recht geeignet, um die Nerven zu beruhigen, jetzt aber war es wie besessen von einer steten Unruhe. Früher waren Menschen hergegangen, die sich in aller Beschaulichkeit erholen wollten, und jetzt —?!

Das Kurhaus war Erholungsheim für Offiziere geworden; die Logierhäuser und viele Bürgerhäuser waren vollgepfropft mit Rekonvaleszenten der Mannschaft. Überall feldgraue Gestalten. Schwerkranke waren es nicht, nur wenige hinkten zum Brunnen, die meisten liefen auf die Berge; man hörte im Wald jodeln, pfeifen und singen.

Die Offiziere stellten die Tänzer. Die alte Vorliebe wachte wieder in Annemarie auf: Offiziere tanzen doch immer am besten. Sie dachte an ihren Bruder Jochen: wenn der hier sein könnte! Und es waren so viele reiche Mädchen hier. —

Die Tanzmusik klang immer eindringlicher zu der jungen Frau herüber. Sie seufzte. Sollte sie sich nicht doch lieber ein Zimmer nach hinten heraus geben lassen? Aber da rauschte der Bach stark, und im nächtlichen Garten saßen immer die Pärchen. Das war auch unangenehm.

Wie die Sterne über den schwarzen Waldhöhen flinzelten! Es war, als ob sie sich bewegten. Auch tanzten. Steil ging es vom Tal hinan. Graue Felsen ragten am Tag aus dem

Waldgrün, jetzt hoben sich die Riffe und Nasen wie verzauberte Gesichter im matten Sternenlicht. Eine wundervolle Nacht; die Luft frisch und doch weich, es wehte wie Träume durch sie. Träume, auf jenen schweigenden Höhen geboren; sie waren dunkel, unbestimmt, gleich jenen sammetweichen Wölbungen, die sich gegen den nachtmatten Himmel hoben.

Oh, es mußte schön sein, jetzt dort auf den Höhen zu wandeln, eine schmeichelnde Hand um den Nacken zu fühlen! Die Bauern, die da oben in den Dörfern wohnten, die hatten es gut. Da war die Luft noch viel freier. Da waren auch noch Dörfer, wohin kein Mensch kam; sie lagen Stunden ab, im Winter mußten sie völlig eingeschneit sein. Ein paar vergessene Häuschen, mit einem Kirchlein, so klein, daß sein spitzes Türmchen der einzige Weiser war, der hier Menschenwohnungen anzeigte. Frauen allein. Die Männer waren alle im Krieg. —

In dieser Nacht konnte Annemarie gar nicht schlafen. Lange hatte sie noch das Licht brennen lassen und versucht, zu lesen; es war zu unruhig auf der Dorfstraße, das ganze Nest zu eng aufeinander gebaut. Man hörte alles: die Musik, den Bach, das Rufen der Käuzchen im Walde und dann das Trappeln der vielen Füße auf den harten Steinen der Dorfstraße. Sie kamen vom Ball. Elf war die Polizeistunde, es war aber um vieles später. Die Wachende lauschte: erst unten die allgemeine Masse in verschiedenen Trupps. Die waren laut, man hörte die Abschiedsworte: „Gut Nacht!“ — „Auf Wiedersehen!“ — „Schlafen Sie wohl!“ und Lachen; das hallte noch lange die Straße herunter, die Berglehnen warfen es zurück. Dann kamen Vereinzelte;

die waren nicht so laut. Unten vor der Tür hörte man lange noch sprechen. Sie sprachen leise, aber es war etwas in den unterdrückten Stimmen, das ahnen ließ, was gesprochen wurde. Sporen klirrten.

Neben Annemaries Zimmer ging die Tür. Da wohnte Fräulein Siebenrat. Unter der Tür her fiel jetzt der Lichtschein. Ob die Mutter schon eher nach Hause gekommen war? Sie wohnte der Tochter gegenüber, nach hinten hinaus. Die Tochter machte die Tür wieder auf, sie stellte ihre Schuhe heraus; Annemarie glaubte sie dann auf dem Gange zu hören: aha, die lauschte wohl an der Mutter Tür. Schlief Frau Siebenrat? Sie war nicht mit der Tochter nach Hause gekommen.

Annemarie warf sich im Bett herum. Erst um vieles später hörte sie dann Frau Siebenrat. Sie hörte das Kommen und das Türschließen, wenn die auch noch so leise zu sein sich bemühte. — — — —

Und so war es oft. Es war merkwürdig, wie wenig man hier an den Krieg dachte. Der war so weit ab, als sei er in Amerika drüben. Es war ja auch ziemlich still an der Front. Die wenigsten glaubten noch einmal herauszumüssen. Von den Mannschaften legte sich mancher hier fest, fühlte sich schon wie bei Schwiegermuttern.

Annemarie hatte nun auch nähere Bekanntschaften gemacht. „Kommen Sie mit zur Reunion," sagte Frau Siebenrat. Sie war gutmütig, die einsame Frau tat ihr leid. „Sie sind doch auch noch jung. So ein bescheidenes Vergnügen! Ein bißchen harmloses Herumhüpfen."

War es wirklich so harmlos? Annemarie hatte das Ge-

9*

fühl eines Schulmädchens, das ein verbotenes Buch liest, als sie im Tanzsaal stand. Aber ein bescheidenes Vergnügen war es. Der altmodische Kronleuchter, dem man nur moderne elektrische Birnen aufgesetzt hatte, die Tische mit den älteren Zuschauern, das gab ihr Sicherheit.

Die Offiziere stürzten sich auf die neue Erscheinung. Annemarie hatte als Mädchen gut getanzt, bald war sie wieder ganz drin. Ihre Wangen glühten; sie wetteiferte mit den jüngsten Mädchen.

Frau Siebenrat war es schon leid geworden: sie hätte die Neue doch nicht mitnehmen sollen. Ihr Verehrer, Herr von Bittlinger, von den Metzer Ulanen, schwenkte ganz ab. Hatte er denn nur noch Augen für jene andere? Frau Siebenrat lachte laut, um ihn aufmerksam zu machen, sie winkte ihm mit den Augen — er kam nicht.

Es war alles nur Notbehelf gewesen. Wenn man so lange draußen gewesen ist, hat man das lebhafte Verlangen nach Weiblichkeit; man ist nicht so wählerisch, und die schwarzhaarige Bonnerin war reichlich entgegenkommend gewesen. Die nächtlichen Spaziergänge mit Frau Siebenrat im Buschwald waren für den jungen Offizier plötzlich, als wären sie nie gewesen. Aufgeregt durch die Zeit, aufgeregt durch das, was er draußen durchgemacht hatte, und durch das, was man hatte entbehren müssen, aufgeregt auch durch das Faulenzerleben, das er nun hier hatte, machte er Annemarie den Hof. Eine schöne, eine wunderschöne Frau! Jung wie ein Kind, und reif wie ein Weib — Vollblut! Er verlor ganz den Kopf.

Und Annemarie? Ein leichter Schwindel überkam sie, als

sie sich beim Tanz eng und immer enger mit ihm umfaßte. Wäre sie doch lieber nicht mit Frau Siebenrat hergegangen! Wenn die zu Hause wüßten, daß sie so viel tanzte! Aber das ging doch keinen etwas an, was sie hier tat. Sie war alt genug, um sich selber zu raten, und — sie war frei.

— — — — — — — — — —

War es nicht etwas Wundervolles um die Abgeschiedenheit jener Dörfer? Da lebten die Menschen noch unschuldig, frei von Sünde wie im Paradies. Der Bergwind wehte um ihre Häuschen und blies ihnen die Seelen rein.

Die das Landleben nicht besser kannten, gingen mit einer gewissen Sehnsucht durch diese Dorfstraßen. Wie Perlen auf der Schnur, so reihten sich die weißen Häuschen. Der Misthaufen lag gerade vor der Tür. Man hatte sich sagen lassen, je größer der Misthaufen, desto reicher der Bauer — vielmehr die Bäuerin, denn wo war der Bauer? Im Schützengraben. Der mochte wohl heimdenken mit Sehnsucht: sein Bergland, seine wunderschöne Heimat, von zwei Strömen umflossen, emporgehoben von ihren Armen zum Himmel wie eine gefüllte Opferschale! Und sehnsüchtig gedachte er auch wohl des Weibes, dessen wackerer Schoß ihm die Kinder getragen hatte, die jetzt hinter den Säuen her zur Weide stapften.

Vor dem Fußfällchen, dem kleinen, weißen Heiligenhäuschen bei den drei schwarzen Tannen am Ausgang des Dorfes, hatten zu Anfang des Krieges die Weiber gelegen; in Scharen. Da stand das Muttergöttesschen hinterm Drahtgitter, das Jesuskind auf dem Arm, und schaute so lieb, so fromm, so gütig, daß man voller Vertrauen das Kreuz

schlagen konnte: „Bewahr uns in Gnaden vor dem Franzos!"

Jetzt waren die Franzosen da, aber man schlug kein Kreuz mehr vor ihnen; sie waren Gefangene. Und was hätte man anfangen sollen ohne sie? Es mußte gepflügt, gesät, geerntet, gedroschen werden. Die Lohhecken, an den Hängen schwindelnd steil, mußten gehauen werden; sie mußten dann niedergeschleift werden zu Tal, die Stumpen und Wurzeln abgebrannt und in ihre fruchtbare Asche das Korn eingesät oder Kartoffeln gelegt werden. Das war Männerarbeit. Wenn die Weiber auch Hosen anzogen, es schaffte ihnen doch nicht; ihnen schwindelte bald. Und ihre Bauchmuskeln, schlaff geworden von vielen Geburten, zerrten nicht so kräftig wie Männermuskeln. Den Franzosen, den jungen Kerlen, machte es nichts aus; ob's auch für manchen ungewohnte Arbeit war, er war doch froh, hier in Frieden zu sitzen.

Mit einer großen Befriedigung sah die dicke Leis, die behäbigste Bäuerin im Dorf, an ihrem Tisch herunter. Da saß zwischen Kindern und Magd unten am Tisch der Franzos. Und morgen bekam sie noch einen dazu. Sie hätte es keiner andern gegönnt, daß die zwei Franzosen hatte und sie nur den einen. Sie hatte sich deswegen bemüht.

Der Leis, ihr Mann, war jung und kräftig, ebenso tüchtig beim Pflügen und Säen wie als Ehemann. Er hatte gleich den dritten Tag weggemußt in den Krieg. War das ein Abschied gewesen! Zum Dorf hinaus war die Leis mit ihm gelaufen; am Heiligenhäuschen hatte sie ihm nochmals am Hals gehangen und laut gejammert vor Abschiedsschmerz. Dreimal hatte er sich noch nach ihr umgekehrt. Sie

stand wie angenagelt am Fußfällchen bei den drei Tannen und starrte ihm nach. Tag für Tag war sie dann wieder hierhergelaufen, hatte weinenden Auges in die Ferne gestarrt, da, wo Frankreich lag, und hatte geseufzt und gebetet. Jetzt hatte sie nicht mehr Zeit dazu. Man brauchte jetzt nicht mehr zum Fußfällchen zu gehen, verlassen stand die Mutter Gottes unter den Tannen. Nur Kinderhände steckten die ersten Blumen der Wiese ihr ins Gitter hinein, im Sommer ein Ährenbündelchen, und die roten Beeren und Ebereschen, zum Kranz auf einen Faden gereiht, im Herbst. Tief eingeschneit lag dann im Winter das Dorf. Ganz vergessen. Waren auch die vergessen, die so lange schon draußen waren?!

Im Stall bei den Kühen saß der Franzose und wärmte sich. Die Kinder kamen und saßen ihm auf den Knien. Den armen Tropf fror; er war an mildere Winter gewöhnt. Da nahm die Bäuerin ihn in ihre Stube. Er hatte ja im Sommer tüchtig geholfen, der brauchte nicht bei den Kühen zu sitzen. Die wohlwollenden Blicke der Hausfrau ermunterten den Gefangenen.

An den Sonntagabenden dieses Sommers saßen die gefangenen Franzosen vor den Türen wie freie Männer, und als wäre das Anwesen ihr eigenes Haus. Auf der Dorfstraße schlenderten sie gemächlich, die Hände in den Hosentaschen, und schwatzten lachend, die Zigarette im Mund. Sogar die Pfeife hatten sich einige schon angewöhnt. Sie gingen ins Wirtshaus. Derweilen kochte die Frau daheim das Abendmus; friedlich kräuselte sich der Rauch des ländlichen Herdes in den freundlichen Himmel. —

Nur einer sah scheel. Das war der Schreiber. Der Ortsvorsteher, ein alter Mann, halb blind und halb taub, mit der Feder auch in jüngeren Jahren nicht allzu gewandt, hielt sich den Schreiber. Der war ein Schlauer. Aber weder kräftig noch hübsch, gar kein richtiger Mannskerl, nur ein kleindürres Männchen. Auf die Weiber hatte er trotzdem ein Auge; er hatte sich etwas versprochen als Hahn im Korb. Nun war er enttäuscht: die Franzosen, die vermaledeiten Franzosen! Ja, wenn die nicht wären!

— — — — — — — — — —

Unten im Bad wurde viel geschwatzt: ein Dorf ohne Männer? Wie schafften es die Weiber nur so allein? Und ob sie bewaffnet waren? Ob sie sich denn nicht fürchteten vor all den Gefangenen? O nein, es war ein recht freundliches Einvernehmen.

Als wäre etwas Besonderes zu sehen da oben, so pilgerte man zum Dorf hinauf.

Das lag auf Matten. Wie im Hochgebirge, so grünten die, kurzrasig und stark duftend, jedes Hälmchen ein Wohlgeruch. Spielzeuggleich standen die weißen Häuschen, buntblumige Gärtchen, glühend in starken Farben, gaben rote und blaue, goldene und violette Flecke zum Grün und Weiß. Tiefblauer Himmel darüber. Wuchernde Brombeeren in starken Hecken, die Trauben ihrer Früchte tief niederhängend, teilten die Wiesenstücke ein; lustige Ziegen in ganzen Rudeln zupften am Heckengrün und blickten neugierig meckernd die Spaziergänger an. Ein kräftiger Dunst nach Heu, nach Stall, nach warmem Leben braute um das Dorf. Eine himmlische Fröhlichkeit sonnte sich hier am Som-

mertag, ging um die Häuschen, schritt über die Matten, strich mit liebkosender Hand durchs Roggenfeld, daß es selig erschauernd seine Ähren neigte, wandelte zum Fußfällchen unter den Tannen und sah von da vor und zurück, rechts und links, weit rundum über all die Kuppen und Täler.

Die Weite blaute unendlich fern — wer wohnte da? Man wußte es nicht. Waren da auch Dörfer? Menschen? Und Städte? Nur hier und da sproß ein schlankes Spitzchen aus dunklem Tannendickicht — da war ein Dorf, ein Wald, ein Leben wie hier auch.

„Wo liegt nun unser Bad?" fragte Annemarie. Sie war mit einer ganzen Schar heraufgekommen, ihr Auge suchte rundum.

„Sie können es nicht sehen," sagte Bittlinger und wies in die Tiefe. „In den Schluchten liegt es, gerade unter uns."

Sie holte tief Luft: „Es atmet sich hier oben so leicht, so frei!"

Verliebt sah er sie an, Sonne und Luft hatten sie leicht gebräunt, unter dem weichen Flaum der Wangen blühte ein Rot. Ganz versunken war er in sie, er hätte sie an sich reißen mögen, pflücken wie einen reifen Pfirsich. Als er ein Knabe war, hatten sie einen Obstgarten, er hatte seine Hand schon ausgestreckt gehabt nach solcher Frucht, da hatte ihm sein Vater auf die Finger geschlagen: „Das sollst du nicht." Wer wollte es ihm jetzt verbieten? Nichts, gar nichts, was ihn hindern konnte. Er dachte nicht an den Krieg. Und der sah doch jener fernen blauen Kuppe dort über die Schulter. Aber niemand beachtete ihn.

„Das wäre hier also so eine Art Weiberdorf!“ Gezwungen lachte Frau Siebenrat. Sie war sehr erhitzt; das lange, ständige Steigen hatte sie angestrengt, vom Schweiß klebte ihr das Haar an der Stirn und die dünne Bluse am Leib, aber sie ließ sich nichts merken. Ihren keuchenden Atem hielt sie wie im Zügel. Mit eifersüchtiger Qual beobachtete sie den jungen Offizier: hatte er denn gar keine Augen mehr für sie? Sie hatte sich selber nicht gedacht, daß sie ihr Herz noch so verlieren könnte. Ihren Mann hatte sie zu Haus, den hatte sie doch aus Liebe geheiratet, und Kinder hatte sie — die erwachsene Tochter war mit ihr hier. Sie dachte an nächtliche Spaziergänge da unten im Wald und zerbiß sich die Lippen. War es der Offiziersrock, der sie so verwirrt hatte, die Glorie, die den Krieger umwittert? Ihr Blick irrte in die Ferne. Über die blaue Kuppe hob sich höher der Krieg; sie sah starr hin, aber sie erkannte ihn auch nicht. Sie hätte weinen mögen. Noch acht Tage, dann mußte sie heim — die andere, die blieb noch länger hier! Und er? Sicherlich auch. Das ertrug sie nicht.

Von einem plötzlichen Impuls getrieben, machte sie hastige Schritte; nun war sie neben dem Paar. Sie haschte den Arm des Mannes und hängte sich daran.

„Führen Sie mich, Herr von Bittlinger, ich bin müde geworden!“ Sie hatte gestört, sie merkte es, aber sie ließ nicht nach. „Es ist so heiß,“ klagte sie.

„Es war wohl etwas zu weit für gnädige Frau und ein zu rasches Tempo?“

Der Frau stand das Herz still: der spielte auf ihre Vierzig an! Aber sie zwang sich, schrill lachte sie auf: „Zu weit? Zu

rasch? Ich kann zehnmal rascher laufen. Laufen Sie, laufen Sie, Herr von Bittlinger. Fangen Sie mich! Wer zuerst dort am Dorf ist!" Wie eine Besessene jagte sie dahin, ihr Kleid flatterte, ihr schrilles Lachen zerriß der Wind.

Der verwunderte Mann fing auch an zu laufen, aber er jagte nicht sie, er jagte die junge Frau.

Annemarie lief wie ein kleines Mädchen. Das war ein Spaß! Wie ein Schmetterling vor Knabenhänden gaukelte sie vor dem Mann her.

Die anderen, die nach ihnen kamen, machten auch mit. Die ganze Gesellschaft: Frau Anni Dirkens mit ihrem Leutnant, die achtzehnjährige Siebenrat mit Herrn Klässen, einem Freund ihres Vaters, einem reichen Junggesellen, und noch sechs oder sieben andere Damen und Herren.

Es war ein Wettlaufen über die Matte, ein Jagen, ein Schreien, ein Haschen und Lachen. Hinterm Heiligenhäuschen stand das Echo auf, die Ziegen sprangen erschreckt zur Seite, die Bauerfrauen, die auf der Wiese Dung spreiteten, blickten verwundert: „Verrückte Stadtmenscher elao!"

Aha, da waren sie ja, die Weiber mit ihren Gefangenen! Neugierige Blicke bohrten sich ineinander. Sie gefielen sich nicht, die aus der Stadt und die aus dem Dorf. Die dicke Leis stemmte die Arme ein: Was fiel den Menschern denn ein, mit ihren Kerlen hier so einen Skandal zu machen?

„Plaatz gemaach," sagte sie grob. Von der Karre herunter hatte der Jean ihr den Dung geworfen, sie nahm ihn nun auf die Gabel, mit starkem Schwung schleuderte sie ihn umher.

Entsetzt aufschreiend sprang Frau Dirkens zur Seite: wie

unappetitlich! Sie raffte ihr rosa Kleid zusammen, das war bespritzt; ihr Kavalier, der blutjunge Leutnant, wischte an ihr herum. Dabei konnte er es nicht unterlassen, sie mit dem Finger im weißen Nacken unbemerkt zu kitzeln. Aber sie merkte es doch und lachte kokett: „Sei'n Sie nicht ungezogen, Herr Leutnant!"

„Esu en schandlus Fraumensch!" Die Leis geriet in Empörung. Schad, daß ihr zweiter Franzose, ihr Claude, nicht auch noch mit hier war, der hätte noch mithelfen können. Sie wechselte einen Blick mit ihrem Gefährten; dann ein leises: „Allong wit!"

Der Franzose lachte, seine weißen Zähne unterm schwarzen Schnauzbärtchen blinkten. Eine neue Ladung kam blitzschnell heruntergeklatscht, sie war doppelt so saftig wie die vorher. Das vertrieb die Gesellschaft. Eigentlich tat es dem Jean leid, er sah gern gutgekleidete Damen. „Tailleur pour dames" war er in Frankreich gewesen, hier karrte er Mist, aber: „c'est la guerre!" Er fügte sich drein.

Hier war ja eigentlich gar nichts zu sehen! Man war enttäuscht. Laut hatte keiner gesagt, was man sich eigentlich hier erwartete; die Herren hatten sich nur zugeblinzelt und geschmunzelt, die Damen durch Erröten und Kichern zu verstehen gegeben, daß sie auch Bescheid wußten.

Die Dorfstraße wurde durchstöbert — auch an den Häusern war nichts Besonderes zu sehen. Die meisten waren verschlossen, die Leute nicht da, nur der Gockel mit seinen Hühnern kratzte vor der Schwelle, und drinnen auf dem Fenstersimse blinzelte ein Kater. Wo die Tür offenstand, drang man ein. Nur die alte Großmutter war zu Haus. Man

fragte nach Eiern, nach Butter, bot jeden Preis. Eier und Butter waren nicht feil, mochten die Stadtleute sich doch unten satt essen. „Die brauchen mir sälwer mit unsen Franzose!"

Am Wirtshaus fragte man auch: gab's was zu trinken? Man war durstig geworden. Keine Milch? Kein Bier? „Mir haon sälwer neist!" Fast feindselig sah man die Fremden an: Kamen die auch noch her, einem was wegzufressen? Die Wirtin gab nur verdrossen Antwort. Sie hatte wohl Bier und auch selbstgebrannten Schnaps aus Zwetschen und Vogelkirschen im Keller, aber den brauchte sie am Sonntag, wenn die Franzosen kamen.

Ungastliches Dorf! Und doch hatte man sich oben verweilt, bis die Sonne tief stand. Ob das wirklich so war, wie man es sich unten von den Weibern zuflüsterte? Reizvoll waren die wahrhaftig nicht. Verarbeitet und schmutzig. Häßlich nicht gerade alle, manch eine hatte blitzende Augen und um den Pfeil am Hinterkopf dicke Zöpfe geschlungen. Sie sahen nur alle schon so alt aus.

„Alter schützt vor Torheit nicht," sagte Herr Klässen und sah die Achtzehnjährige sehr verliebt an. Er sagte es, sich über sich selbst lustig machend. Aber Frau Siebenrat empfand es wie eine auf sie gemünzte Absichtlichkeit. Wollte denn jeder sie heute kränken? Sie war sehr laut gewesen, aufgeregt lustig, nun war sie ganz still und totenblaß.

„Ist dir nicht wohl, Mama?" Die Tochter schob den schlanken Arm in den ihren.

„Laß mich!" Unsanft wehrte die Mutter das Mädchen ab. Und nun ging sie allein. Immer Schritt für Schritt.

Langsam, aber näher und näher in die rote Sonne hinein, die, immer tiefer erglühend, hinter der letzten Graswelle lohte. Kein goldener Ball war das mehr, kein rundes Sonnenantlitz, zur Flamme ward das, zur gewaltig lodernden Flamme, die um sich fraß mit feurigen Zungen. Es brannte — oh, wie das schmerzhaft brannte! Die Eifersüchtige fühlte das Brennen in sich. Sie starrte ins glühende Rot — ermorden hätte sie jene können, die da vorne mit ihm ging. Sie sollte sich schämen, diese Kokette — kaum Witwe! Was sprachen die beiden? Was taten sie? Ein Brombeergebüsch schob sich dazwischen. Sie konnte nichts mehr sehen. Oder war sie blind vom Starren ins Feuer? „Mutter, so komm doch, Mutter!" hörte sie rufen. Sie ballte die Hände, Tränen liefen ihr übers blasse Gesicht.

Nun war es aus mit der Sonne. Wie rasch das dunkelte. Es ward feierlich kühl wie in einem Dom. Aber keins der Paare hatte das Wunder gesehen, das Wunder jener Dreieinigkeit: heilige Verschmelzung von Erde, Himmel und Sonne. Sie waren alle zu sehr mit sich beschäftigt.

Im Dämmer war der Abstieg besonders schön. Die Herren boten den Damen den Arm. Man kam jetzt in Wald, da war es ganz dunkel, ordentlich schaurig; es huschte etwas über den Weg, ein Steinchen kollerte abwärts, man fürchtete sich. Und wie schmal der Weg war, kaum Platz für zweie. Enger schmiegten sich die Paare aneinander. Das eine Paar ging rascher, das andere langsamer, immer größer wurden die Abstände von Paar zu Paar.

Ein Wehen ging durch den Wald, ein wonniges Flüstern; die Zeit der Nachtigall war längst vorbei, aber es gab noch

Stimmen genug im Dunkeln, die von Liebe sprachen. Sie wurden nicht laut, sie blieben leise, trotzdem waren sie beredt. Von der Kühle des Abends war nichts zu spüren, es war heiß im Wald — schwüle Sommernacht. Ein starkes Atmen war in der Natur, jeder Baum hauchte aus, jeder Busch, jedes Kraut; verlangender Odem stieg aus dem Moos des Waldbodens und zog nieder wie mit Händen.

„Ich falle, ich falle!" Frau Dirkens war ausgerutscht, der kleine Leutnant umschlang sie flüsternd: „Fallen Sie nur, ich halte Sie!"

Annemarie ging am Arm des Metzer Ulanen. Wie lange war sie nicht an eines Mannes Arm gegangen — nicht so! Es kamen ihr liebe Erinnerungen; aber anderes löschte die aus. Das Dunkel machte ihr heiß, glühend heiß, und das Fernsein von allem Gewohnten. Nur der Mann und sie. Sie sprachen leise. Er sagte ihr, daß er sie liebe. Sie atmete beklommen, aber sie hatte nicht die Kraft, den Arm abzuschütteln, der sich fest und fester um sie legte. Sie sah nichts, es war tiefdunkel, blindlings ließ sie sich führen. Sie war willenlos. — —

Mit verwirrten Haaren und erhitzten Gesichtern kamen die Damen im Tal an. Im Kursaal brannte der Kronleuchter. Tanz heute abend? Ja, man wollte tanzen; den lustigen Tag lustig beschließen. Man war gerade im Zug. Lachend schwirrte es durcheinander. Außen am Kurhaus war der neueste Heeresbericht angeschlagen, Menschen standen davor. Eine Laterne gab schwankendes Licht, aus alter Gewohnheit begann man zu lesen.

„Örtliche Kämpfe südwestlich und östlich von Reims. Auf

dem Westufer der Avre stieß der Franzose vorübergehend bis an die Avre vor. Zwischen Aisne und Marne setzte der Feind gestern nach Heranführung neuer Divisionen seine Massenangriffe fort. Zwischen Noyant und Hartenus stürmte der Feind fünfmal vergeblich an. Beiderseits von Villemontoir gewann er vorübergehend Boden. Südwestlich von Reims dauerten schwere Kämpfe tagsüber an. Zwischen Marne und Ardre stieß der Feind mehrfach vergeblich zu heftigen Teilangriffen vor. Nördlich der Ardre warf der Franzose neben weißen und schwarzen Truppen auch Italiener und Engländer in den Kampf."

Da schien es ja wieder ordentlich loszugehen! Rittmeister von Bittlinger kniff die Augen zusammen; er sah nicht gut, zu lange war er im Dunkeln gegangen, nun blendete ihn das schwankende Licht. „Donnerwetter!" Es entfuhr ihm plötzlich. Aber dann warf er den Kopf auf: dann erst recht! Wer weiß, wie lange man noch lebte, wie lange man sich noch amüsieren konnte.

Langsam war Frau Siebenrat den anderen nachgetappt. Am liebsten hätte sie sich niedergeworfen im Wald, hätte die Hände ins Moos gekrallt und laut geweint und geschrien. So allein gehen zu müssen! Alles liebte sich, nur sie war übrig. Keiner, kein einziger Mensch, der ihr von Liebe sprach — an ihren Mann dachte sie keinen Augenblick — war sie schon zu alt, um geliebt zu werden? Sie schluchzte in sich hinein. Die Tochter hatte mehrfach nach ihr gerufen, auch einige von den anderen; als sie nicht antwortete, gaben die es auf. Mochten sie denken, sie wollte nicht gestört sein!

„Wo stecktest du nur so lange?“ fragte die Tochter. Und dann ganz entsetzt: „Und allein —?!“

Frau Siebenrat zwang sich ein Lächeln auf, sie vermied die Antwort. Den Arm der Tochter nehmend, die mit Herrn Klässen unten am Berge stand, die Mutter erwartend, sagte sie: „Ihr scheint euch ja recht gut unterhalten zu haben.“ Neckend zupfte sie die Tochter am Ohrläppchen, und dann hob sie spaßhaft-vorwurfsvoll den Zeigefinger gegen den Mann: „Herr Klässen, Herr Klässen — so ein Kind noch!“ Der stand ganz verlegen.

Das schlanke Mädchen mit dem Madonnenscheitel und dem Gesicht, das aussah wie das der Unschuld selber, lachte hell auf: „Du kannst unbesorgt sein, Mama; dafür bin ich doch deine Tochter!“ Schmollend warf sie den Mund auf: „Ihr tut immer so, als ob ich noch ein Kind wäre. Achtzehn Jahre sind heutzutage wie sonst achtundzwanzig.“ — — —

Annemarie stand vorm Spiegel, die Beleuchtung war mangelhaft, das Stubenmädchen mußte eine Kerze hochhalten, damit sie sich besser sehen konnte. Um Gottes willen, wie hatte er ihr die Frisur zerzaust! Ein eigentümliches Gesicht blickte sie da aus dem Spiegel an, ein Gesicht, so ganz anders, als vordem hier hineingesehen hatte. Die Augen glänzten mehr als sonst, fast fieberhaft, die hohe Röte der Wangen ließ sie so glanzvoll erscheinen. Und um die Lippen lag ein Lächeln; sie hätte es weggewünscht. Ein ernsthaftes Gesicht wäre jetzt viel besser am Platz, eines, das bereute und allzu große Kühnheit kühl zurückwies. Aber das Lächeln kam immer wieder um die heißen roten Lippen. Ihr Herz klopfte, in ihren Adern rollte das Blut. Rasch, rasch, daß sie

fertig wurde! Ihre Hände zitterten, kaum, daß sie die zerstörte Frisur in Ordnung bringen konnten. Und nun das rosa Kleid. Sie hatte es noch gar nicht angehabt. Frühling vor einem Jahr hatte sie es sich machen lassen, duftig, ein Kleid, wie geschaffen zur Freude. Die junge Frau seufzte leicht — sie hatte es dann nicht tragen können.

* * *

Unten im Bad war noch alles hell, oben im Dorf in keiner Hütte mehr Licht. Unten erklang aus den geöffneten Fenstern des Kursaals die Tanzmusik, oben schlug nur ab und zu ein Hund an, und aus den niedrigen Ställen muhte verschlafen eine Kuh. Ein bißchen Mond war gekommen, ein liebes, sanftes Licht. Wie verklärt lagen die hell getünchten Häuschen. Ragenden Wächtern gleich standen die drei Tannen am Fußfällchen; noch schwärzer als am Tage im weißen Mondlicht. Früher hatten sich hier die Liebespaare verkrochen, hinterm Heiligenbild war man gut zugedeckt. Jetzt tat das nicht nötig. Und kein Mensch war mehr unterwegs; wie es schien, schliefen sie alle, müde von der Arbeit auf Acker und Wiese — doch halt, einer schlich! Wie ein Schatten glitt er an den Häusern entlang, immer vorsichtig bedacht, nicht gesehen zu werden. Ab und zu blieb er stehen vor einem der unverhängten Fensterchen: drinnen war's schon dunkel. Seine Augen bohrten sich in die Stuben hinein, so finster war es denn doch nicht, daß er gar nichts hätte sehen können. Und was er nicht sah, das dachte er sich.

Bei der Leis ging das Stubenfenster nach der Seite heraus, hohe Stauden von Rittersporn und Feuerlilien

nickten davor. Der Schreiber knickte sie ohne Erbarmen. Auf die Leis hatte er's besonders abgesehen, die war so schön füllig. Wenn sie ihn denn so abfallen ließ, so sollte sie's büßen. Es lief ihm bitter im Mund zusammen. Das ertrug er nicht länger mehr. Die füllige Leis, die Maria, blond wie der Flachs, die schwarze Gritt, die fuchsige Seph, insonderheit aber die Leis, die sollten noch an ihn denken! Er stampfte mit beiden Füßen, trampelte wie ein wildes Tier, hielt kaum die Wut an sich. Die Eifersucht hatte ihn übermannt.

Er stapfte zwischen der Bäuerin Blumen herum, drückte sich näher, immer näher ans Fenster, die Augen quollen ihm schier aus dem Kopf — nichts zu sehen. Aber zu hören. Horch! drinnen raschelte was. Es knackte die Bettstatt. Und war das nicht eine Männerstimme? Nein, der Hund, der heulte den Mond an. Der Hund wohl, aber es sprach auch wer drinnen. Ganz leise. Er preßte das Ohr ans Fensterglas: nichts zu verstehen.

Er zitterte vor Wut. Und wenn er die Seligkeit drum verlor, er wollte es beschwören, er konnte es auch beschwören und schwor nicht falsch: es war einer drinnen bei ihr. Wer?! Der Jean oder der Claude?

IX

Was Annemarie unter anderen Umständen sehr erfreut hätte, das war ihr jetzt nicht angenehm: Lili wollte kommen. Die Schwiegermutter schrieb: An der Westfront waren die Kämpfe schwer entbrannt, es kamen wohl die letzten ent-

scheidenden Stöße vor dem endlichen Sieg. Es war Heinz nicht möglich, längeren Urlaub zu nehmen, doch hatte er den sehnlichen Wunsch, die Braut zu sehen, und sei es auch nur für kurze Stunden. So würde sich Lili aufmachen, ihm entgegenzureisen, irgendwo an der Mosel konnten sie sich treffen; Annemarie, die ja in der Nähe war, sollte dort mit Lili zusammen den Bräutigam erwarten. Der Ort war bestimmt, der Tag auch bereits.

Wie rücksichtslos! Es verstimmte die junge Frau — ohne sie erst zu fragen? Gerade für den Tag hatte sie anderes vor, es war Leo von Bittlingers letzter Tag hier; sie hatten sich vorgenommen, den noch zu feiern. Am Morgen ein einsamer Spaziergang — sie kannten eine Bank tief drinnen in den Tannen, es hatte sich noch niemand dort sehen lassen, wenn sie stundenlang da saßen — am Abend der letzte Tanz. Und nun! Sie sollte weg an diesem letzten, allerletzten Tag? Sie überlegte: ginge es nicht an, daß sie Lili einfach eine Depesche schickte: „Leider verhindert" — oder „Erkrankt"? Wenn Lili erst hier war, wollte sie ihr dann schon alles erklären und begreiflich machen. Lili war doch auch verliebt, mußte so etwas verstehen. Und tat sie Lili am Ende nicht einen Gefallen damit, daß sie nicht kam? Es war viel schöner für Lili, mit Heinz allein zu sein. Annemarie redete sich's selber ein: sie tat es der Freundin zuliebe. —

Mit einer erregten Freudigkeit hatte sich Lili auf die Reise begeben. Das Gefühl: du siehst ihn vor schwerer Entscheidung, du siehst ihn vielleicht zum letztenmal, das kam nicht auf in ihr. Sie war froh, daß man sie allein reisen

ließ; seine Mutter, die eigene Mutter, Menschen, die ihr sonst lieb und vertraut waren, wären ihr jetzt zu viel gewesen. So lange, so lange hatte sie auf das Wiedersehen geharrt, und nun sollte es wirklich kommen. Morgen — bald — gleich!

Si. fuhr die Nacht im überfüllten Kupee, die Mitreisenden schliefen. Sie fand keinen Schlaf. Sie saß am Fenster, mit weit offenen Augen sah sie in die bleiche Sommernacht. Es wurde nicht ganz finster. Sie konnte die Dörfer erkennen, dic friedlich ruhenden, an denen sie vorbeifuhr, die Heiden, die Felder. Wenn es wo heller schimmerte, dann waren das Kornfelder, die des Schnittes harrten. Blinkte es wo, so war es ein Bach, ein Teich, ein Fluß, der im Sternenschein schimmerte. Sie sah die goldenen Lichter des Himmels sich spiegeln. Ein ungeheurer Friede war in der Nacht. Sie legte die gefalteten Hände in den Schoß: warum kam nur sie allein nicht zur Ruhe?

Sieh, jenes einsame Häuschen dort! Es lag ganz weit ab; es duckte sich an einen sanften Hang, ein Baum hing schützend darüber. Dort schliefen gewiß glückliche Menschen — ein Mann, eine Frau. Was fragten die nach der Welt? Eine ungeheure Sehnsucht erhob sich in Lili, ihre weitgeöffneten Augen wurden noch weiter: fliegen, fliegen, fort aus der Welt, in der es Krieg war, zu einem so glücklichen Häuschen! Sie träumte in die nächtliche Landschaft hinein. Hundert Bilder schossen an ihr vorbei, blitzschnell vorüber, immer etwas Neues.

Jetzt ein Bahnhof. Geratter, Geschrei. Unter der Halle ein dumpfes Tosen, ein grelles Licht. Menschen rannten.

Hier war sie wieder, die Unrast der Welt. Ihre Stirn zog sich in Falten, es schmerzte sie. Gott sei Dank, nun ging's wieder weiter! Sie war des froh. Hier war jetzt der bleiche Dämmerschein wieder; Felder, Wälder, Dörfer, Städte, Berge, Gewässer — Träume zogen an ihr vorbei.

Als die bleiche Sommernacht anfing sich zu färben — es kamen in die stille Farblosigkeit Rot und Gold —, ward sie geweckt. Sie hatte nun doch geschlafen. Heinz! Mit einem freudigen Schreck fuhr sie auf. Ach, wie langsam der Zug fuhr! Die Mitreisenden rappelten sich langsam auf, der eine gähnte, der andere rückte sich nur zurecht, um nochmals zu schlafen. Sie sah nach der Uhr: vier. Erst?! Noch fünf Stunden — und dann?! Es überlief sie ein Zittern. Ihr wurde eng.

Sie sprang auf, trat hinaus in den Gang. Da war ein Fenster geöffnet, die Luft schauerte herein und kühlte ihr das heiße Gesicht. Wenn er nun schon da war, wenn sie ankam? Nein, sie sollte eher da sein. Nur Annemarie würde bereits eingetroffen sein und dann mit ihr warten. Nein, vom Bahnhof ging sie nicht hinunter, man wußte ja auch nicht genau, wann sein Zug einlief. Warten, warten — oh, glückseliges Warten!

Die Erwartung hielt sie munter. Daß sie schon viele Stunden gefahren war, die Nacht verwacht hatte bis auf wenige Minuten, das merkte sie gar nicht. Sie fühlte sich ganz frisch.

Je weiter der Morgen, desto mehr Sonne. Nebel waren aufgestanden, jetzt zerrissen sie. Jemand sagte: „Der Rhein". Er lag golden. Mit einem zitternden Atmen lehnte sich Lili

zum Fenster hinaus, sie mußte laut aufschreien: der Rhein, der Rhein! Nun kam bald die Mosel! — — — —

Jetzt stand sie bereits eine Stunde und länger auf dem Bahnsteig. Gefrühstückt hatte sie nicht, sie konnte nichts essen. Ein wildes Herzklopfen raubte ihr fast den Atem, die Aufregung schnürte ihr die Kehle zu; sie ging rastlos auf und ab.

Da war der große Tunnel, der unmittelbar hinter der Station beginnt, ihre Blicke hingen daran, bohrten sich in das schwarze Loch des Berges: kam jetzt sein Zug da heraus — jetzt — jetzt?! Wie lang' das doch dauerte! Annemarie war bis jetzt auch nicht gekommen. Lili dachte nicht weiter darüber nach.

Es war ein reger Verkehr hier; von und zur Front.

Immer wieder spuckte das schwarze Maul Züge aus oder verschluckte sie. Von den eingepferchten Soldaten sprangen welche auf den Bahnsteig, froh, Luft zu schöpfen, sie schauten nicht nach der einsam auf und ab Wandelnden hin. Aber sie schaute, schaute, schaute sich bald die Augen aus. Und doch war dieses Ausschauen, dieses Warten voll brennender Ungeduld Glückes voll. So großen Glückes, wie sie es noch nie empfunden hatte.

Ihre Blicke flogen umher: wie war die Welt schön! Hier besonders schön. Der Fluß, nicht so breit wie der Rhein, aber ein Band, blau wie der Himmel, der über ihm war. Und da die Berge: Weinberge, mit Tausenden von Rebstöcken dicht besetzt — grün, grün, man sah nicht den grauen Schiefer —, und über den Weinstöcken hoch oben noch Wald. Und auf steilem Fels eine Burg mit vielen

Türmchen; der Mittelturm breit, alle anderen überragend, trug wie ein blankes Schild ein Mosaikgemälde auf Goldgrund. Die Sonne spielte darauf. Das leuchtete und glänzte, Mosel auf, Mosel ab, hinunter zu dem alten Städtchen mit den buckligen Gassen und den Rebenlauben und weit hinein in die anderen Berge, die sich wie Kulissen ineinanderschieben; die mit Rebstöcken, jene mit Wald, mit Schlössern, mit Ruinen, mit Landhäuschen und mit Kapellchen. Es war etwas Italienisches in dieser Landschaft, die Farbenfülle des Südens, und doch — nur in Deutschland konnte dieses alte Städtchen stehen, diese Reben wachsen, dieses Märchen sich um Berg und Burg spinnen. Lili fühlte plötzlich neben der Liebe, die in ihr fiebernd brannte, noch eine andere Liebe: deutscher Boden, deutscher Strom, wie schön, wie schön! Sie hätte laut jauchzen mögen: selig die Augen, die dies schauten.

Ein Zug kam aus dem Tunnel gebraust. Er hielt kaum, so sprang auch schon einer heraus — ein Ruf — ein Auf-sie-zu-Stürzen. Es gab kein Besinnen mehr, kein Zurückhalten, mit einem seligen: „Endlich!" lag sie an seiner Brust. Welt und Menschen waren vergessen, minutenlang blieb sein Mund auf dem ihren. —

Wie zärtlich der junge Offizier seine junge Frau begrüßte! Manches Auge aus dem Zuge sah nach ihnen hin. Sie merkten es nicht, auch nicht, daß der Bahnbeamte an der Sperre sie anschmunzelte. Früher in Friedenszeiten waren hier viele Hochzeitsreisende durchgekommen, er kannte so was.

Wie im Traum ging Lili neben Heinz. War er es denn

noch? So viel breiter geworden, so viel männlicher. Sein Gesicht so energisch, älter; aber seine Augen, seine lieben blauen Augen, die lachten so jung. Er hatte sie untergefaßt, hielt ihren Arm fest an sich gedrückt, sie fühlte das Pochen in seiner Brust. „Hab' ich dich, hab' ich dich endlich!"

Sie schlenderten langsam. Nur nicht eilen, es war ja köstlich so. Noch hatten sie nicht viel gesprochen. Sie ist noch schöner, noch lieber, als ich sie in der Erinnerung trug, dachte der Mann. Seine Augen konnten sich nicht von ihr losreißen, durstig tranken seine Blicke ihr schönes Bild: nie, nie würde er sich satt an ihr sehen können.

Lili errötete unter seinen Blicken. „Sieh mich nicht immer so an, Heinz," bat sie leise.

„Warum nicht?" Es war etwas Übermütiges in seinem Ton, etwas von Siegerfreude. Seine Augen blitzten. Er drückte ihren Arm noch fester, ihre Gestalt gab nach, so dicht gingen sie nebeneinander, daß sie fast wie eins dahinschritten.

Über ihnen schatteten Bäume, rechts und links waren Villen mit gepflegten Gärten — die moderne Stadt. Aber nun kam das alte Tor, und die Gassen und Gäßchen, bergauf und bergab, Häuser mit Erkern und bleigefaßten Scheiben; alles so alt, schon von Jahrhunderten her. Aber so traulich, gar nicht wie Wirklichkeit. Eine überströmende Freude erfaßte sie beide: wo waren sie denn? Im Märchen. Und w e r waren sie? Selige, Überselige, die nichts wußten vom Jetzt der Zeit.

„Du," sagte Lili und lachte fast übermütig, „laß uns

Wein trinken, ich bin so durstig." Nie hatte sie sonst nach Wein verlangt, aber hier lag es in der Luft, hier am Fuß der Rebenberge lockte es zu himmlischem Rausch.

Sie saßen unter der Laube des Gasthauses, vor ihnen glitt der Fluß dahin, langsam, als könne er sich nur widerwillig trennen von der Schönheit dieser Ufer. Heinz hob sein Glas an das ihre. Seine Augen strahlten die Geliebte an. „Zauberhaft," sagte er. Nicht nur sie meinte er, nein, alles zusammen, auch die Landschaft, diese heiße Sonne, die durchs Blattwerk der Laube goldene Lichter auf ihren Tisch warf, und diese verträumte Mittagsstunde, satt und süß. Und daß sie nun „du" zueinander sagten, wie sie es wohl zuletzt in den Briefen getan, wie sie es aber noch nie zueinander gesprochen hatten. Welch eine Gewalt lag in diesem „du". Da war auf einmal nichts Förmliches mehr, nichts Trennendes — „du, du" — Mann zur Frau, die Frau zum Mann.

Lili hatte den Hut neben sich auf die Bank gelegt, ihr blondes Haar flimmerte, seine feinen Fäden waren wie gesponnenes Gold. Bewundernd sah er es, liebkosend strich ihr seine Hand die verwirrten Löckchen zurück, und dann blieb sie liegen in ihrem Nacken.

Sie machte sich frei. „Oh, ich bin unordentlich," murmelte sie. „Ich bin die ganze Nacht gefahren. Ich muß ins Zimmer gehen, mich ein bißchen zurechtmachen."

„Ich gehe mit!" Er sprang auf.

„Nein, nein!" Sie wehrte ängstlich. Und dann lief sie ins Haus.

Er wartete, die Arme über der Brust gekreuzt, hintüber

an die Bank gelehnt, mit den glücklichen Augen träumerisch in die sonnige Luft blickend. Was er sich in durchwachten Nächten ersehnt hatte, und das, was ihn nicht verlassen hatte, selbst auf seinen Flügen nicht, ihm selbst vielleicht da nicht klar bewußt: alles Heldentum, alle Siege rangen ja nur um sie — das war nun da. Und es war seltsam, er hatte gar nicht den Wunsch, viel zu sprechen, viel zu fragen, viel zu hören — das größte Glück macht stumm — er wollte sie nur ansehen, immer ansehen. Sich ganz versenken in dies geliebte Gesicht. Ungeduldig wartete er, er mochte ihren Anblick nicht für Minuten entbehren.

Als sie kam, war sie frisch und kühl, und ihr Haar war geglättet. Sie lächelte über seine Ungeduld. Aber hatte sie sich denn nicht selber so beeilt, daß ihre Hände ungeschickt gewesen waren?

„Ich kann dich nicht genug ansehen," murmelte er.

Sie setzte sich neben ihn, um seine gebräunte Hand, die auf dem Tisch lag, schloß sie ihre beiden Hände. Die Gesichter kehrten sie einander zu; sie sahen sich tief in die Augen. „Liebst du mich?" fragte sein Blick, und der ihre antwortete: „Ohn' Ende."

Die Wirtin brachte eine Depesche. Lili öffnete sie: „Von Annemarie!" ‚Bin erkrankt, kann leider nicht kommen. Herzlichen Gruß!' Ach so, Annemarie! Ein Schatten glitt über Lilis Gesicht. Nun war auf einmal wieder die Wirklichkeit da. Wie hatte sie nur vergessen können, daß Annemarie nicht da war! Hier im Gasthof, wenn nicht an der Bahn schon hatten sie sich treffen sollen. Es griff plötzlich etwas nach ihr und machte sie scheu. Sie sah dem Geliebten

nicht mehr so tief in die Augen, die Lider gesenkt haltend, sagte sie: „Ich bin besorgt. Annemarie wird doch nicht ernstlich erkrankt sein?“ Und dann fragte sie: „Wie lange bleibst du?“

„Bis morgen. Bis morgen früh.“

„O Gott!“

Er hörte nur ihr Erschrecken, so bald sich schon wieder trennen zu müssen. Und es war doch ein anderes Erschrecken dabei. Ihre gesenkten Lider zuckten, eine tiefe Röte stieg ihr in die Wangen.

Er legte den Arm um sie, zog sie wieder näher zu sich heran. „Laß uns nicht weiter denken,“ bat er. „Ich denke nicht daran. Will nicht daran denken.“ Sein Gesicht, das ernst geworden war, strahlte wieder heiter. „Denk' du auch nicht daran! Laß uns den Augenblick genießen; man lernt das im Krieg. Denk' nicht, was kommt, denk' nur, was ist.“

„Ja ja,“ sagte sie. Aber als er sie heftiger an sich riß, wehrte sie ab. „Du hast ja noch gar nicht nach Zuhause gefragt.“ Sie sagte es mit einem Vorwurf. „Wenn das deine Mutter wüßte! Sie hat dich so lieb.“

Er lachte: „Die macht mir keinen Vorwurf daraus. Dazu ist die viel zu sehr Mutter. Und jung war doch auch sie einmal. Sie weiß: erst du!“

„So viele Grüße soll ich dir bringen.“ Lili war aufgestanden; nun neigte sie sich über den Sitzenden, ihre Lippen berührten leise seine Stirn: „Und diesen Kuß!“ Sie sagte es mit Rührung, sie gedachte plötzlich der segnenden Worte, die die Mutter ihr für den Sohn mitgegeben hatte, und

auf einmal ward sie sich bewußt: es war ja noch Krieg. Sie umschlang ihn mit Leidenschaft — wenn er ihr fiele!

— — — — — — — — — —

Wollte der Tag wirklich schon scheiden? Über das Blau des Flusses legte es sich wie duftige Schleier, nur die Scheitel der grünen Berge badeten noch in Sonnengold. Von der Burg sahen die Liebenden hinunter in das Tal; tief zu ihren Füßen lag das graue Städtchen, aus seinen Schornsteinen stiegen Rauchsäulchen unbewegt in die ruhige Luft. Vorm Burgtor stand eine Kanone, eine eroberte aus dem Kriege siebzig; jetzt war ihre Mündung moselaufwärts gerichtet, gegen Frankreich. Heinz hatte die Hand aufs Rohr gelegt; und nun sprach er zum erstenmal vom Krieg.

Es war Lili gewesen, als habe er nichts davon hören wollen. Er wollte vergessen, was hinter ihm lag, schwer und schauerlich; das verstand sie wohl. In einer zarten Scheu hatte sie sich gehütet, ihn daran zu erinnern. War es nicht schon schrecklich genug, daß er wieder fort mußte in das grausame Morden? Ohne sich klarzumachen, was kommen konnte, ganz überwältigt von der Freude, ihn wiederzusehen, war sie abgefahren. Der Tag war ihr dahingeglitten, ein seliger Rausch. Nun aber die Sonne sich neigte, ging auch ihre Freude zur Rüste. Eine wilde Angst packte sie: nein, sie ließ ihn nicht wieder, ließ ihn nicht fort!

„Morgen um diese Zeit sieht es anders um mich aus.“ Seine Stimme klang gepreßt. „Nicht lange, und ich bin wieder in meiner Staffel.“

„Nein, nein!“ Heftig umfaßte sie mit beiden Händen

seinen Arm. Sie schluchzte auf. Nun sie mit ihm zusammengewesen war, Stunden, einen Tag — und allein — seit sie mit ihm Zukunftspläne geschmiedet — sie hatte ihm erzählt von dem glücklichen Häuschen im Mondlicht, und sie hatten sich auch ein solches erbaut — seitdem glaubte sie erst ganz zu wissen, wie sehr sie ihn liebte. Sie konnte ihn nicht schon wieder lassen, er durfte nicht gehen.

Fortgerissen von ihrer Erregung, unbeherrscht, glitt sie plötzlich vor ihm nieder, ihre Arme umschlangen seine Knie. Wie eine Bittende sah sie auf zu ihm, ihre Augen sprachen, der Verheißung voll: geh nicht! Ihre Lippen sprachen: „Wird dieser Krieg denn immer und ewig dauern?!"

„Ich glaube, er wird bald zu Ende sein — ich fürchte es."

„Du fürchtest es?" Fast verletzt sah sie in sein ernstes Gesicht. Wie, er fürchtete, wo er jubeln sollte? Wenn der Krieg zu Ende war, dann waren ja auch alle Schrecken zu Ende, alles Leid, alle Not und — alle Trennung. Im Vorgefühl kommenden Besitzes erschauernd, schmiegte sie den Kopf an ihn.

Er beugte sich über sie. Es war einsam hier oben, sie waren ganz allein. Der Abendstern zog auf und stand über ihnen. Er flüsterte: „Wir haben ja noch die Nacht. Eine lange glückliche Nacht —?" Es klang wie eine Frage.

Sie sagte nichts darauf. Ihre zitternden Hände glitten an ihm auf und nieder und streichelten seinen Waffenrock.

Er zog sie auf: „Komm!" Willig ließ sie sich ziehen. Aber dann streckte sie die Arme aus wie eine Abschiednehmende, sie winkte dem Fluß, den Bergen, dem Glück des

Tages: „Gut Nacht. Es war so schön, ich werde euch nie vergessen. Du auch nicht, Heinz. Den goldenen Tag hier niemals vergessen."

Er schüttelte stumm: nein. Mit einem langen durstigen Blick sah er rundum, als wolle er noch einmal alles trinken, in sich einschlürfen, wie einen letzten glücklichen Trunk. Dann war er plötzlich sehr hastig: „Komm, komm!" Ungeduldig zog er sie abwärts. Nun es dunkelte, überkam es ihn wie ein Fieber. Er kämpfte dagegen. Sein Gesicht war sehr bleich. Wären sie lieber heut nicht so allein hier gewesen! Heimlich hatte er gefrohlockt über Annemaries Absage, nun war es ihm leid.

„Was ist dir?" Sie preßte seinen Arm.

Er lachte gezwungen: „Oh, nichts." Es blieb stumm zwischen ihnen beiden. Und jeder von ihnen wußte, die Gedanken des andern gingen dieselben Wege. Der Krieg, der Abschied, die letzten Stunden — sie waren unwiderstehlich. Schweiß trat dem Mann auf die Stirn, er schluckte trocken. Seine Stimme klang unnatürlich, ganz anders wie sonst, als er jetzt sagte: „Wir wollen zu Abend essen." —

Sie aßen beide nicht viel. Sie saßen am selben Tisch, in derselben Laube wie am Mittag. Aber keine Sonne umglänzte sie mehr. Die Wirtin hatte ein Licht, von einem kleinen Schirmchen schützend umgeben, vor sie hingestellt. Hunderte von Mücken verbrannten sich aber doch daran. Und Nachtfalter. Vom Wasser her wehte es kühl; es war doppelt kühl nach der wonnigen Wärme des Tages. Sie schauerten beide zusammen.

„Friert dich, meine liebe geliebte Lili?"

„Mich friert."

Mit weit geöffneten Augen sahen sie sich starr an, beide gleich blaß und erschüttert bis in die tiefste Seele.

Er stand auf: „Laß uns jetzt Abschied nehmen, Lili!"

„Abschied." Sie fragte es nicht, sie wiederholte das schreckliche Wort nur, schmerzvoll und doch ergeben.

„Ich fahre noch mit dem Nachtzug. Dann bin ich viel rascher da. Du bleibst hier bis morgen früh. Dann bist du in ein paar Stunden schon bei Annemarie — nicht wahr?"

Sie nickte. Tief neigte sie das Haupt, er sollte die Tränen nicht sehen, die ihr brennend stürzten.

Er biß sich auf die Lippen, er sah doch ihren Jammer. Ihm war sehr elend zumut; noch einmal zog er sie an sich. Ihr Kopf lag an seiner Brust, sein Gesicht in ihr duftiges Haar gedrückt, flüsterte er in das hinein Worte der Liebe, Worte des Trostes. Und dann: „Begleite mich auch nicht zur Bahn. Ich bitte dich. Halte mich nicht. Es ist besser so."

„Es ist besser so." Mit zuckenden Lippen sprach sie es nach. Und dann löste sie sich aus seiner Umschlingung, haschte nach seiner Hand und drückte ihre zuckenden Lippen darauf: „Ich danke dir."

X

In demselben Zug, der Heinz Bertholdi von der Mosel wegführte, saß auch der Rittmeister von Bittlinger. Sie kannten sich nicht. Und wenn sie sich auch gekannt und im selben Abteil zusammengesessen hätten, keiner von ihnen

würde Lust zum Sprechen gehabt haben. Heinz sah mit starr-ernstem Gesicht durchs Fenster; draußen Nacht, heute kein Mondlicht, der Himmel war schwarz geworden. Er konnte nichts mehr sehen von Fluß und Bergen. Aber er sah innerlich die ganze Schönheit, die ganze Glückseligkeit. Sein starrer Ausdruck wurde weich. Der Schmerz der Trennung löste sich, ging unter in einem anderen Gefühl: trotz der qualvollen, stürmisch begehrenden Unbefriedigung entflammter Sinne ein Hochgefühl. Es schoß ihm durch den Sinn: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung überwunden." Er lächelte, und dann, während der Zug weiterraste und auf dem ausgefahrenen Geleise wild schleuderte, schlummerte er in einer milden Ermattung. —

Bittlinger hatte den Kopf gegen das Polster gedrückt — pfui Teufel, war das schmutzig! — aber der Schädel schmerzte zu sehr, er mußte ihn anlehnen. Sie hatten die vorige Nacht durchgetanzt. Der Gendarm war zwar erschienen — „elf Uhr, Schluß!" — mit seiner versoffenen Stimme hatte er's in den Saal gebrüllt; aber sie hatten ihn ausgelacht. Man hatte ihm eine Flasche gezahlt, und dann hatte er sich getrollt. Die Violine, der Baß fehlten zwar schon, doch der Klavierspieler trommelte weiter. Es war ein junger Mensch, dem der linke Fuß fehlte; zum Pedaltreten brauchte er ja nur den rechten. Der verdiente sich gern etwas extra, hatte eine alte Mutter zu Haus und eine junge Frau, die er ernähren mußte. Seine geröteten Augen blinzelten übermüdet: wenn die da wüßten, was er sich dachte. Er verachtete sie: wie konnte man tanzen, wenn so viele elend waren?!

Tanzen, tanzen! Wie waren die modernen Tänze doch angenehm — kein langweiliger altmodischer Walzer — er schob sie, sie schob ihn; man fühlte den weichen Busen der Tänzerin und die starken Beine des Tänzers. Und daß die Tänze von Amerika herüberkamen, von England — Boston und Foxtrott — das war ja gleich, in so etwas gab es keine Feindschaft.

Annemarie tanzte unermüdlich. Sie war etwas nervös. Heute hatten sie einen Spaziergang gemacht, einen langen, einsamen Spaziergang; es hatte sich niemand ihnen angeschlossen. Als sie dann aber bergunter wieder ins Tal gingen, kam ein Auto die Chaussee hinter ihnen hergesaust. Sie sprangen zur Seite. Erschrocken ließ sie den Arm des Offiziers los, an dem sie vertraulich hing. Gerade hatte sie gehört, was sie gern hörte, immer wieder hören mochte, daß er sie wahnsinnig liebe, daß sie die entzückendste Frau auf der ganzen Welt sei. „Wirst du mir auch treu bleiben, bis ich wiederkomme?" Besorgt blickte der Rittmeister ihr unter den Hut. Der beschattete tief ihr Gesicht, er konnte nur ihre weiche Wange sehen und das Grübchen im Kinn. „Sag: ja." Da tutete es hinter ihnen.

Annemarie wurde über und über rot: der Herr, der da im Auto saß, der war ja der Reisegefährte, mit dem sie die Fahrt bis Koblenz gemacht hatte! Er hatte sie wiedererkannt.

Das Auto hielt. Mit einem Sprung war Herr Thiessen heraus; nun stand er vor ihr. Mit einem ganz infamen Lächeln, dachte Bittlinger. „Störe ich?" Und dann küßte Thiessen der jungen Frau die Hand. „Ich war zu erfreut,

gnädige Frau wiederzusehen. Oder haben Sie mich schon ganz vergessen?"

O nein, das hatte sie ganz gewiß nicht! Die dunkeln Wimpern senkten sich auf die errötete Wange.

Die beiden Männer maßen sich mit argwöhnischen Blicken. Der reiche Mann war nicht mehr so jung, er kannte die Welt, vor allem die Frauen. Was konnte ihr so ein Offizier bieten? Er hatte sich gleich vorgenommen gehabt, die hübsche Frau hier einmal zu überfallen; der Badeort war angenehm, es ließen sich schon ein paar Tage hier verbringen. Er hätte nur früher kommen sollen. Klüger wäre es gewesen, die Lieferungen, die er für die Heeresverwaltung im Westen hatte, erst später abzuschließen — aber wer weiß, ob noch lange dort Bedarf war? Nun mischte sich doch ein leises Bedauern in sein kaufmännisches Interesse: er hatte es ja gleich gewußt, die junge Witwe würde sich gern trösten lassen.

„Darf ich die Herrschaften bitten, einzusteigen?" Er hatte eine liebenswürdige, aber sehr selbstsichere Art.

Bittlinger war innerlich wütend: mit dem aufgeblasenen Protz noch fahren? Tausendmal lieber zu Fuß gehen. Wer weiß, womit der seine Millionen verdient hatte! Es ging jetzt nicht immer alles sauber zu. Wie kam Annemarie zu dieser Bekanntschaft?

Die junge Frau hatte ihre Verlegenheit überwunden, sie machte die Herren miteinander bekannt; sie hatte die rheinische Art nicht verlernt, die gleich gut Freund ist. Ihre Augen bewunderten: was für ein prachtvolles Auto! Schöne Wagen kamen hier öfters durch, vom Rhein, von der Mo-

11*

sel, neueste Typen — es hatten ja viele Geschäfte an der Front — dieses Auto hier schlug alle andern.

„Der Wagen ist in Brüssel gekauft. Ganz neu," sagte Thiessen so nebenbei.

Mit einem Gefühl des Behagens ließ sich Annemarie in das weiche Lederpolster sinken. So mußte es angenehm sein, spazieren zu fahren.

„Gefällt Ihnen mein Wagen?"

Sie nickte eifrig: „Oh, sehr."

Er lächelte. „Darf ich Sie dann bitten, ihn die paar Tage, die ich hier bleibe, ganz als Ihren Wagen zu betrachten?"

Was, der wollte hier bleiben?! Der Offizier, der auf dem Vordersitz saß, drehte sich hastig um. Er warf Annemarie einen Blick zu: sie würde doch nicht?

Sie erwiderte diesen Blick nicht, bemerkte ihn gar nicht. Ihre ganze Aufmerksamkeit gehörte dem neu Angekommenen. Der kam von der Front, aus dem betäubenden Geschützdonner von Soissons und Château Thierry.

„So weit vorn sind Sie gewesen?" Es lag ein anzüglicher Spott in der Frage des Offiziers.

Der andere blieb kühl. „Man muß sich aus eigener Anschauung überzeugen, ob die Munition taugt oder nicht. Auch unser neuer Sprengstoff wirkt vorzüglich. Arbeitet auf die Minute. Da bleibt nichts übrig — Gräben, Verhaue, Menschen: kaum sichtbare Reste."

„Oh, wie schrecklich!" Die junge Frau war erblaßt. War das nicht furchtbar, da draußen, zwischen solchen Trümmern vielleicht, hatte Rudolf geendet?! Und Jochen, ihr Bruder, stand noch in solchen Gefahren. Sie legte die Hand

über die Augen. In ihren lachenden Tag hinein war es plötzlich wie ein Mahnruf gedrungen. „Glauben Sie, daß das gefährlich für uns werden kann, die Gegenoffensive von dem General Foch?“ fragte sie erschrocken.

„Gnädige Frau!“ Thiessen legte seine warme Hand auf die ihre: „Beruhigen Sie sich. Es ist alles nicht so schlimm, wie es sich zuerst ansieht. Sie müssen denken: Kriegsglück. Das ist eben wankelmütig wie Kartenglück. Wäre es denn übrigens zu verwundern bei solchen Masseneinsätzen von Truppen und Tanks? Französische, englische, italienische, amerikanische, weiße und braune, gelbe und schwarze Truppen, Algerier, Tunesier, Marokkaner, Senegalneger.“

„Ach, die brechen doch nicht durch?“ Wie ein entsetztes Kind sah Annemarie drein.

„Château Thierry haben wir räumen müssen. Und wie es bei Reims wird?!“ Er zuckte die Achseln. „Eigentlich überall schwere Kämpfe. Unsere Frontverlegung war unbedingt nötig.“

„Frontverlegung?“ Annemarie verstand das nicht. „Wir sind also doch vorwärts gegangen?“

„Rückwärts, gnädige Frau.“

„Donnerwetter!“ Der Offizier auf dem Vordersitz fuhr wieder herum. Wie ein Aufgeweckter, der sich noch nicht ganz zurechtfindet, starrte er den Sprecher an.

„O Gott, das habe ich ja gar nicht gewußt, gar nicht gewußt!“ Annemarie wiederholte immer dasselbe. „Ist das schlimm, sehr schlimm?“ Sie umklammerte die Hand, die beruhigend auf der ihrigen lag.

„Nein, gnädige Frau!“ Lächelnd beruhigte Thiessen. Wie

süß die kleine Frau in ihrer Angst war! „Ich sagte Ihnen ja schon, das Kriegsglück ist launisch. Bald dieser, bald jener. Es verschenkt seine Gunst genau so wechselnd wie eine schöne Frau die ihre.“ Er neigte sich mit einer leichten bezeichnenden Verbeugung vor ihr.

Da lachte sie hell auf: ja wirklich, es war so. Thiessen gefiel ihr ausgezeichnet. Er war klug, klüger als Bittlinger. Aber der — der — um Gottes willen, Leo würde doch nicht böse sein, daß sie mit dem andern ein bißchen kokettierte? Das war ja harmlos, mit so einem ältlichen Mann!

Das Auto flog die sanften Kehren der sich abwärts windenden breiten Straße hinunter; rauschende Bachtäler, schwarze Felsen, grüne Mattenhänge, malerische Aussichten huschten gleich Visionen vorbei. Annemarie empfand es wie etwas Köstliches, so zu fahren. Aber als sie unten anlangten und Bittlinger der jungen Frau die Hand zum Aussteigen bot, drückte sie die seine mit zärtlichem Druck: er würde doch nicht etwa böse sein? Sie blinzelte ihn an: „Machen Sie kein so ernstes Gesicht, Herr Rittmeister, bitte.“ Und leise, daß nur er es hören konnte, flüsterte sie: „Sei gut! Triff mich heut abend vor dem Tanzen noch eine Stunde auf unserem Plätzchen, ja?“

Er nickte, schon völlig versöhnt.

Und dann war der Ball gewesen. Kein Wunder, daß Annemarie etwas nervös war. Es ist schwer, Gunst so zu verteilen, daß keiner sich benachteiligt fühlt. Mit heiß geröteten Wangen und Augen, die aussahen, als hätte sie Tränen vergossen, war sie im Tanzsaal erschienen. Sie war

hübscher denn je, von einer warmen, weichen Schönheit. Fräulein Siebenrat, die doch auch hübsch war und liebenswürdig, kam gar nicht in Betracht gegen sie.

Die kleine Siebenrat wurde übrigens ganz von Herrn Klässen mit Beschlag belegt. Der hatte sich, wie es schien, in das junge Ding förmlich vergafft. Zudem war die Mama heute nicht zugegen. Frau Siebenrat war nicht zum Ball gekommen. Am Mittag hatte sie es noch fest vorgehabt; aber als sie am Abend von einem kleinen Spazierweg in der Nähe zurückkehrte, hatte sie plötzlich so heftige Kopfschmerzen — „ich werde wahnsinnig" —, daß sie erklärte, nicht mitgehen zu können. Die Tochter fürchtete schon, nun auch auf das Vergnügen verzichten zu müssen, aber die Mutter vertraute sie Herrn Klässen an.

— — — — — — — — — —

Es war Mitternacht, als Fräulein Siebenrat vom Ball heimkehrte. Unten auf der dunklen Straße hatte sie noch langen und zärtlichen Abschied genommen. Sie war erstaunt, unter der Tür der Mutter noch Licht durchschimmern zu sehen. Schlief die nicht? Leise pochte sie: „Mama!" Keine Antwort. Noch einmal: „Mama!" Zugleich drückte sie auf die Klinke. Die Tür war nicht zugeschlossen, sie schlüpfte ins Zimmer.

Die Mutter saß aufrecht im Bett und sah sie mit weit offenen, aber wie geistesabwesenden Augen an.

„Du schläfst noch nicht, Mama? Es ist dir doch nicht schlechter geworden?"

„Nein." Frau Siebenrats Stimme klang matt, so matt, daß die Tochter aufmerkte: wie elend die Mutter aussah,

ganz verfallen. Sie setzte sich auf den Bettrand und schlang den Arm um die schwach vornüberhängende Gestalt. Ein unbewußtes Mitgefühl stieg in ihr auf: „Was ist dir nur?"

„Ich kann nicht schlafen," klagte Frau Siebenrat. „Darum bin ich nun hier gewesen, um schlafen zu lernen, und nun reisen wir übermorgen ab — alles umsonst. Aus."

Es klang merkwürdig.

Die Tochter hörte das Unterdrückte nicht. Sie lachte: „Alles umsonst? Nein, Mama. Ich will dir mal was sagen. Ich bin froh, daß du noch nicht schläfst. Ich bin vergnügt, riesig vergnügt, das schick ich gleich voraus — ich bin nämlich Braut. Ja, guck nur!" Sie amüsierte sich über der Mutter verstörten Blick. „Heut abend hat Herr Klässen mich gefragt, und ich hab ja gesagt. Ja! Was sagst du dazu?"

„Wenn du ihn liebst," sagte leise die Mutter.

Die Tochter schwatzte weiter: „Was werden Anni und Berta sagen, und die anderen aus dem Institut — ich, die Jüngste, schon Braut! Und Papa! Glaubst du, daß er sich freut? Daß Harry so viel älter ist als ich, das macht gar nichts. Er ist noch riesig frisch. Oder findest du's keine Partie, Mama? Sag doch! Du bist ja so still."

„Verkehrte Welt, verkehrte Welt." Frau Siebenrat nickte immer vor sich hin. „Die Junge den alternden Mann, die Alternde den jungen Mann."

„Was meinst du damit? Ich verstehe dich nicht." Wie komisch die Mutter war! Das Mädchen schmollte. „Du freust dich aber auch gar kein bißchen. Du hast doch immer gewollt, daß ich bald heirate. Die jungen Männer sind alle

im Krieg — wen soll man denn jetzt heiraten? Was, was ist dir denn?!"

Frau Siebenrat war plötzlich ganz fahl geworden und zitterte. Das Mädchen beugte sich erschrocken über sie. Da schlang die Mutter, laut auflachend, beide Arme um den Nacken der Tochter. Und dann weinte sie, schluchzte fassungslos; dazwischen lachte sie wieder.

„Aber Mama, Mama!" So hatte die Tochter die Mutter noch nie gesehen, selbst nicht, als das Brüderchen gestorben war.

„Ich bin so nervös — entsetzlich nervös." Frau Siebenrat entschuldigte sich: „Das kam mir zu unerwartet!"

„Na?!" Die Tochter machte sich frei. Mit einem ungläubigen Lächeln sah sie die Mutter an. „Ich meine, das hättest du wohl merken können. Du bist doch sonst nicht so."

„Gott segne dich, meine liebe Irma, und gebe dir Glück," sagte Frau Siebenrat. Sie hob die unruhige heiße Hand und legte sie für einen Augenblick auf ihres Kindes ganz ruhige Stirn. „Und nun geh schlafen."

„Gute Nacht!" Vergnügt der Mutter eine Kußhand zuwerfend, schlüpfte die junge Braut aus dem Zimmer.

Nun war die Frau ganz allein. Sie schaltete das Licht aus. Ringsum jetzt endlich die schweigende Stille der Nacht. Oder wollte der Morgen schon dämmern? Über den grünen Scheitel des Berges, der fahl-dunkel in ihr Zimmer hereinsah, wischte jetzt ein gelb-rötlich getönter Streifen. Es störte sie, daß der durch den dünnen Vorhang hereinsah. Wäre doch alles schwarz verhangen — schwarz verhangen! Sie

hatte eine glühende Sehnsucht danach. Nur nichts mehr sehen, keine Farbe, nichts Buntes, nichts Helles, den Morgen auch nicht. Sie hatte die Sehnsucht des Fieberkranken. Oder des vom Taumel Übersättigten nach Ruhe. Ruhe! Ja, wenn man die finden könnte!

Sie sprang aus dem Bett, schloß den Vorhang und steckte noch jeden Spalt mit Stecknadeln zu. Es war totenstill, nun kamen die paar ruhigsten Stunden hier. Nun könnte man schlafen, wenn man nur innerlich Ruhe finden könnte. Frau Siebenrat senkte tief den Kopf: oh, wie sie sich schämte! Mit einem Sprung war sie wieder im Bett, zog die Decke bis über den Kopf und erstickte so ihr Wimmern. Es fror sie. Sie schüttelte sich wie im Fieberfrost. Was sollte Bittlinger von ihr denken — hatte sie sich ihm denn nicht eigentlich an den Hals geworfen? Von selber wäre er nie so weit gegangen. Aber sie, die Gattin, die Mutter, die Ältere, sie war ihm entgegengekommen, hatte ihm deutlich gezeigt, wie sehr er ihr gefiel. Er war nur darauf eingegangen. Und warum auch nicht? Er hatte ja nach nichts weiter zu fragen. Aber sie, sie! Wie war es nur gekommen, daß sie sich so weit vergessen konnte? Früher war sie doch nicht so gewesen. Wie eine Sinnlosigkeit war es über sie gekommen. Sie wollte sich entschuldigen: so wirr war die Zeit, so ganz anders alles, als es sonst gewesen war, wild, zügellos — andere gingen ja auch nicht streng mit sich ins Gericht, man mußte nur wissen, was sich alles zutrug. Aber sie konnte doch keine Entschuldigung finden. Ihr Mann würde es ihr vielleicht verzeihen, sie wollte es ihm gestehen, ihn bitten, ihm schwören, daß sie nie, nie wieder — ach, nein,

nicht schwören! Es war doch zu schön gewesen. Eine herrliche Zeit! Sie war zu Ende gegangen, als jene kam, jene Person! Haß verzerrte ihr Gesicht.

Sie schleuderte die Decke von sich, es war ihr zum Ersticken. Ja, wenn die nicht gekommen wäre! Dieses glatte Puppengesicht, diese Erzkokette. Wie die heute abend auf der Bank im Tannengebüsch sich an ihn gelehnt hatte! Eine Schamlosigkeit! Die Eifersüchtige grub sich die Finger ins Haar. Oh, hätte sie die beiden doch nicht belauscht! Sie hätte sich selber das nicht antun sollen. Da sagt man: es sei für die Frau das Schwerste, wenn der Sohn fällt — schwerer noch war dies. Die durfte wenigstens weinen; auch vor der Welt.

Aber verabsäumt, dann völlig hintangesetzt und jetzt sicher verlacht! Die Erregte sah rote, zuckende Lichter in der verdunkelten Stube. Ihr Atem flog. Diese Bertholdi sah ganz so aus, als ob sie sich einen Spaß daraus machen könnte. Die war ja so jung, und jugendlich-grausam. Er hatte ihr sicher von der liebestollen Närrin erzählt. Ja, toll, toll! Sie lachte grell auf. Und dann schüttelte sie sich wieder in einem verzweifelten Weinen: morgen, heute ging er fort. Und würde er Abschied von ihr nehmen? Aus den Augen, aus dem Sinn. Höchstens blieb eine Erinnerung, ein mitleidiges Lächeln für sie übrig. Nein, nur ein Achselzucken. Wie die beiden über sie lachen mochten. Nur das nicht, nur das nicht! Ihr Haß ging unter in einer tiefen, tiefen Trauer.

Ein Schlafpulver, ein Schlafpulver! In einer wahnsinnigen Hast sprang die sich Zerquälende plötzlich auf: das

war ja Erlösung. Die Gedanken verschlafen — schwarz verhangen — Erlösung. Wo hatte sie doch die Pulver, die Schachtel mit Veronal? Sie riß die Schubladen auf, sie war so erregt, daß sie nichts fand. Ah, hier ganz nahebei, im Nachttisch.

Mit zitternden Händen riß die Frau ein Pulver auf — ach, nun verschüttete sie auch noch von dem bißchen — so wenig konnte nicht wirken. Sie nahm noch eins. Schlafen, schlafen, alles Widrige verschlafen. Überhaupt vergessen. Noch ein Pulver, und noch eins. Das würde jetzt wirken. Vierundzwanzig Stunden lang ruhen, schlafen!

Sie hatte sich eines nach dem andern der erlösenden Pulver auf die Zunge geschüttet, hinuntergespült mit einem Schluck Wasser. Daß sie bitter schmeckten, empfand sie nicht; sie fühlte nur, wie es schon über sie kam. Eine angenehme Entspannung. Sie sank aufs Bett.

Mochte er heute fortgehen! Sie dehnte sich: es war gut so. Sie würde schlafen, und wenn sie aufwachte, war alles vorbei. Alles nicht wahr gewesen. Sie dämmerte schon. Das Bett fing an zu schaukeln unter ihr, sie war wie im Schiff — hin, her, bald auf die Seite legte sich's, bald auf jene — da waren Wellen — ihr wurde übel davon.

Mit gewaltsamer Anstrengung riß Frau Siebenrat die Augen auf, sie kämpfte. Nein, nicht Meer, nicht Wellen, sie war noch in ihrer Stube. Aber die schwankte, schwankte. Sie stöhnte gequält. Und plötzlich kroch etwas Gräßliches durch das fahlgraue Dämmern und hockte sich ihr schwer, mit Riesenlast auf die Brust. Sie hatte doch nicht zu viele Pulver genommen? Eins, zwei — sie konnte sich nicht er-

innern. Und nicht mehr zählen. Waren's noch mehr gewesen? Nicht zu viele, nicht zu viele! Zu viele bedeuten Tod!

Ein kalter Schweiß brach ihr aus, die Zähne schlugen ihr aufeinander, eine gräßliche Übelkeit stieg ihr vom Magen herauf, in ihrem Kopf drehte sich alles, sie wollte rufen und konnte nicht. Oh, diese schreckliche Angst! Sie würde sich doch nicht vergiftet haben? Sterben? Sie wollte sich aufrichten und konnte nicht. Steif blieb sie liegen. Aber ihre Gedanken waren beweglich, die rasten: sterben! Sterben um so eine Dummheit! Nein, o nein, was ging sie noch jener Mann an — er war ihr ganz gleichgültig — eine Torheit um so eine Kleinigkeit, um so eine Lappalie — eine Liebelei — oh, wie nichtig — erbärmlich — ganz erbärmlich — es gab vieles — was viel, viel — — —!

Vor ihren starren Pupillen stand plötzlich etwas, das war weit und leer und öde. Todesstill. Da gab es nur Leichen. Jetzt Donner. Es dröhnte in ihren Ohren. Dann wurde sie taub.

„Hier bin ich, sei ruhig!" Ihr Mann faßte sie bei der Hand, er nahm sie in den Arm. Schon wurde ihr wohler, ein Wärmegefühl durchströmte sie — warum kamen die Kinder denn nicht auch herein? Sie wollte nach ihnen fragen, rufen, aber Betäubung übermannte sie. Sie wußte nichts mehr.

* *
*

Die Kurmusik spielte den Eingangschoral: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern", feierlich hallte es von den Talwänden wider. Am Brunnen war man sehr lebhaft. Es

wurde viel gelacht: alle Achtung, tüchtige, handfeste Frauenzimmer!

Ob es denn wirklich so war, wie man es sich heute erzählte? Die Damen tuschelten sich die Geschichte zu.

Oben im Dorf hatte es eine Revolte gegeben. Was, die Franzosen sollten weg, auf einmal woanders hin, nach zwei Jahren des besten Auskommens?!

Der Schreiber, der durchs Dorf stakte, horchte hierhin, horchte dorthin. Das hatte er ihnen einmal ordentlich besorgt, diesen verliebten Fraumenschern, die hinter den fremden Kerls drein waren und einen anständigen ehrlichen Deutschen aufs Trockene setzten. Nun kamen sie weg — alle Gefangenen — den Rhein herunter nach Wesel, weit weg. Seine kleine magere Gestalt wuchs schier um Haupteslänge, er reckte sich, blähte den Hals — „kikeriki", krähte es irgendwo — er schlug wie mit Flügeln. Sein war jetzt der Hühnerhof. Gelobt sei Jesus Christus, endlich hatte der Ortsvorsteher auf ihn gehört und sich die Beschwerde aufsetzen lassen an den Herrn Bürgermeister, und der hatte sie weitergegeben an den Herrn Landrat. Lange, lange hatte der Schreiber warten müssen mit Ungeduld; nun aber war die Verfügung endlich heraus. Er verbarg seine Freude nicht.

Die Leis, die an ihrem Zaun stand, ihren Jüngsten auf dem Arm, das drei Monate alte Schangkelödchen — der Jean und der Claude hatten Gevatter gestanden bei ihm — spuckte hinter ihm drein. Schon bückte sie sich, einen Mistklumpen aufzulesen, ihm den hinzuklatschen zwischen Rockkragen und Hals, da besann sie sich: der sollte es anders büßen. Ihr Lächeln war grimmig.

Als er ein weniges später nochmals vorbeikam, es zog ihn immer wieder in ihre rundliche Nähe, lächelte sie freundlich.

Der Schreiber war ganz verdutzt: galt dieses Lächeln ihm? Er grüßte sie. Sonst hatte sie nur ganz kurz genickt, heut sagte sie: „Gud Zeit, Hähr Schreiwer, wie gieht et Eich eweil?"

Aha, es wirkte schon! Der Schreiber war selig.

— — — — — — — — — —

Die Leis, die Gritt, die Maria, die Seph, die Ammei und wie die Weiber alle heißen, hatten viel zu schwatzen. Im Stall war große Beratung; die blonden, die braunen, die schwarzen, die fuchsigen Köpfe steckten zusammen. Und dann schickte die Leis ihre Älteste ab: „Bärbche, eweil giehste beim Schreiwer. Hän soll bei uns kommen, dies' Aowend. De Modder hätt' frische Waffle geback', on et gäw aach e Dröppche derzu, esu sähste. Sao't noren recht freindlich: ene schiene Gruß von der Modder." Und um die Sache nicht so auffällig zu machen, ließ sie den Herrn Schreiber bitten, ihr einen Brief aufzusetzen an ihren Mann.

Was hätte der Schreiber wohl tun können, als annehmen? Das schlaue Bärbchen hatte es so treuherzig vorgebracht. Er dachte nichts Arges. Aber war es erhört?! Die Hinterlistigen hatten ihn trunken gemacht, mit Blicken, mit Worten, mit gebranntem Korn. Vom Arm der Leis umschlungen, war er eingeschlafen. Da hatten sie ihn ausgezogen — splitterfasernackend; so steif war er betrunken, daß er nichts merkte, auch nicht, als sie ihn anstrichen mit der Farbe, die sich die Bäuerin hatte kommen lassen, um

Haus und Stalltür aufzufrischen. Als der Schreiber am andern Tag erwachte mit wüstem Schädel und trotz des Sommermorgens eiskalt, lag er nicht mehr in der Kammer der Leis. Die Stube war zugeschlossen, er lag draußen im Flur auf einer Schütte Stroh, seine Kleider im Bündelchen neben ihm. Von fern glaubte er ein Lachen zu hören — wild blickte er um sich — sie waren alle fort, nur er, er allein war da. Und grasgrün. Sie hatten ihn angestrichen vom Scheitel bis zur Sohle.

Der grüne Gimpel! Das ging wie endloses Gelächter vom Berg zu Tal. Ein grausamer Spaß war es; der verliebte Narr wurde krank.

Aber war es nicht köstlich, wie diese Dorfweiber sich zur Wehr setzten? Sie hätten gar nicht zum Ortsvorsteher zu laufen brauchen mit Klagen, und als der sich taub stellte, mit Drohreden. Er fürchtete sich jetzt schon so, daß er die Beschwerde, als unwahr und Klatsch, beim Herrn Bürgermeister gleich widerrief. Sie würden ihre Gefangenen behalten.

Man lachte noch über der Weiber Schläue und Tüchtigkeit, da tauchte plötzlich ein anderes Gerücht auf. Das Lachen verstummte jäh. Was, diese Frau, diese lebenslustige, vergnügte Frau, tot?! Gestern noch war sie hier mit am Brunnen gewesen, kerngesund, in ihrem weißen Kleid so jugendfrisch scheinend. Und nun war sie schon tot?! — — — —

Frau Siebenrat hatte heute morgen nichts von sich hören lassen; als die Tochter vom Brunnen zurückkam, schlief die Mutter noch. Die Tochter machte einen Spaziergang mit

dem Bräutigam, die Mutter war noch immer nicht aufgewacht. Da war denn die Tochter zu ihr hineingegangen. Die Tür war unverschlossen.

Frau Siebenrat lag in ihrem Bett, im gestickten Nachthemd mit den seidenen Bandschleifen, die aufgebauschte Frisur heruntergelassen, die Haare eingeflochten, wie sie es abends immer zu tun pflegte; nichts deutete auf ein Abschiednehmen vom Leben hin. Kein Brief, kein hinterlassenes Zettelchen, so sehr man auch suchte. Ein Unglücksfall. Aus Versehen zu viel vom Schlafmittel genommen. Die weißen Papierumhüllungen der Pulver lagen am Boden, die Schachtel stand auf dem Nachttisch, leer. —

Das Entsetzen schüttelte Annemarie. „Ich reise ab. Hier mag ich nicht mehr bleiben. Ich reise gleich ab!" Bittlinger war schon seit Stunden fort, sie fühlte sich erschüttert und jetzt so unheimlich allein. Ein Glück, daß Herr Thiessen noch da war mit seinem Auto. Er überredete sie zu einer Spazierfahrt; nichts zerstreut so wie schöne Natur. Er führte sie hoch hinauf in die Berge. Überall schöne Straßen, man fuhr in dem herrlichen Wagen wie auf Sammet. Der frische Wind kühlte ihre verweinten Augen, sie vergaß und wurde vergnügt; ihr Begleiter war liebenswürdig — sie hatte sich über den Tausch nicht zu beklagen — und so heiter. Leo war zuweilen, besonders in letzter Zeit, sentimental geworden, und das mochte sie nicht. Es war trübselig genug, immer mit Schwiegervater und Schwiegermutter, sie wollte vergnügte Menschen um sich haben. Sie hatte schon Schweres genug durchgemacht in ihrem kargen Elternhaus und dann in dem kurzen Glück ihrer

Ehe. Jetzt war es ihr oft, als wäre das gar kein Glück gewesen; sie hatten sich ja noch gar nicht recht miteinander eingelebt gehabt.

Heute kam sie nicht aus dem Lachen, Herr Thiessen plauderte so amüsant, er steckte voller Witze und Witzchen; sie war ihm dankbar dafür. Oben auf der Höhe waren sie ausgestiegen, hatten das Auto warten lassen und waren seitab gegangen in den Wald. Da lagerten sie sich. Es war kein Mensch in der Nähe. Die Bäume standen in ihrer großen Schweigsamkeit, aus dem duftenden Waldboden wucherten allerlei verschwiegene Blumen.

Annemaries feine Nasenflügel schnupperten begehrlich: hier gab es noch Erdbeeren. Suchen. Ja, suchen! Mit einem Jauchzen sprang sie auf und jagte einer Waldblöße zu, auf der es rot schimmerte. Der Mann hinter ihr her. Sie kniete schon und pflückte. Lachend näherte sie die gefüllte Hand seinem Mund: „Da!" Und sein Mund langte eilends zu, aß ihr aus der Hand. Plötzlich fühlte sie einen heißsaugenden Kuß in ihrer Handfläche.

„Sie sind unartig" — da, was war das, ein dumpfes Donnern?! Fern, aber doch deutlich vernehmbar. Und nun einzelne Schläge, unaufhörlich hintereinander.

„Ein Gewitter?" Sie fragte es besorgt; ein Gewitter hier in der Einöde wäre unangenehm. Bum — schon wieder!

„Die Geschütze an der Front," sagte er leichthin, „haben Sie die noch nie gehört, bei Westwind?" Was machte das denn? Die schöne Frau, mit ihm hier so ganz allein, war ihm augenblicklich weit interessanter als das Gekrach an der Front.

Er hielt noch immer ihre Hand; sie entzog sie ihm hastig. Ihre Augen waren angstvoll groß. „Ich habe das noch nie gehört. So nah ist uns der Krieg? So nah?!“ Sie kam nicht wieder in die frühere Stimmung. Nervös verlangte sie zurück.

Als sie dann allein wieder das Haus betrat, in dem Frau Siebenrat sich das Leben genommen hatte — daß sie das getan, das stand bei Annemarie fest —, wurde ihre Stimmung noch schlechter. Was sollte sie noch hier? Konnte sie jemals hier wieder unbefangen genießen? Aus dem Zimmer der toten Frau wehte es herüber mit mahnendem Geisterhauch.

Wie ein furchtsames Kind schloß sie sich ein. Als es klopfte, hätte sie am liebsten gar nicht aufgemacht. Verschüchtert rief sie: „Wer ist da?“ Da hörte sie ein vertrautes „Annemarie!“, und mit dem Ruf: „Lili, du?! Gott sei Dank, endlich!“ riß sie die Tür auf und stürzte der eben Angekommenen mit einem Freudenschrei an den Hals.

„Was macht der Junge, mein süßer Rudi?“ Sie glaubte sich plötzlich unendlich nach dem Kind zu sehnen, sich immer gesehnt zu haben. Sie lachte und weinte durcheinander. „Ich bin selig, daß du gekommen bist, den ganzen Tag hab' ich schon auf dich gewartet. Ich bin ganz krank. Es hat sich hier eine das Leben genommen. Wie kann man bloß zu so was kommen — es ängstigt mich!“

XI

Annemarie hatte fluchtähnlich den Ort verlassen, in dem sie vergessen hatte, daß es noch Krieg war. Eine Depesche der Frau Oberst von Loßberg war irrtümlicherweise zu den Schwiegereltern gegangen, nun erst gelangte sie von diesen hierher — „Jochen gefallen, am achten August bei Villers-Bretonneux".

Das war nun schon über acht Tage her. Wie eine Wahnsinnige gebärdete sich Annemarie. Während sie hier gelacht und gescherzt hatte, mit Herrn Thiessen in seinem schönen Auto moselauf und moselab fuhr und weit hinauf in die Berge, während sie vielleicht gerade tanzte und sich den Hof machen ließ, lag ihr Bruder, ihr schöner Jochen, verblutend auf französischer Erde! Ein Entsetzen ohnegleichen erfüllte sie. Dagegen war ja der Tod von Frau Siebenrat ein Garnichts.

Die hatten der trauernde Gatte und die weinenden Kinder abgeholt. Der halbe Ort hatte sich an der Chaussee, die zur Eisenbahn führte, aufgestellt; nicht nur die Badegäste, auch die Bewohner. Manches Auge, von Tränen geblendet, sah dem langsam davonrollenden Wagen nach: ein Jammer um diese lustige Frau, diese hübsche Frau, diese geliebte Mutter der Kinder. Gebete wurden gemurmelt; es war ein Ereignis, an dem alle teilnahmen.

Ach, Jochen, so einsam, so verlassen gestorben! Ob denn die Mutter nichts, gar nichts Näheres erfahren hatte? Das Telegramm sagte so wenig. —

— — — — — — — — — —

Es war später Nachmittag, als Annemarie das Städtchen an der Lahn erreichte, in dem ihre Mutter wohnte. Der Dom von Limburg lag im Abendglanz. Seine gewaltige graue Masse spiegelte sich im Fluß, die Türme umspielten noch goldene Sonnenlichter, der Leib aber düsterte schon im Schatten.

Die junge Frau war ganz erschöpft; die Reise war schwer gewesen, eine Unruhe auf den Bahnen, die den Zugverkehr durcheinanderwirbelte. So viele Menschen waren unterwegs; zumeist Frauen mit Bündeln und verängstigten Kindern. Auch ältere Männer mit düsteren Gesichtern. Das sollten Flüchtlinge sein — woher denn Flüchtlinge?! Es stand doch alles sicher und gut; nur Jochen war gefallen.

Was ihr der Krieg von ferne nur zugeflüstert hatte, den Donner der Front, das dröhnte ihr jetzt mit Gebrüll in die Ohren: Jochen tot! In einer halben Betäubung hatte sie sich herumstoßen lassen. Sie bedauerte fast, daß sie Herrn Thiessens Anerbieten nicht angenommen hatte; der wollte sie in seinem Auto bis Limburg fahren. Aber was hätte die Mutter wohl davon gedacht? Und trotz allem stand er ihr doch zu fern, in solchen Stunden mochte sie ihn nicht um sich haben. Lili, ja, die hätte sie jetzt wohl gewollt, aber die war schon zu Hause. Sie hatten sich wenig verstanden; es war etwas Fremdes zwischen sie gekommen. Lili fand kein Vergnügen an dem, was ihr Vergnügen machte — tanzen, nein. Und auch die Autofahrten, zu denen Herr Thiessen, der wohl wußte, was sich gehörte, sie als ganz selbstverständlich aufgefordert hatte, machte sie nicht mit. „Wir wollen nach Hause reisen," hatte Lili gebeten, als

Annemarie auf solcher Autofahrt bis in den späten Abend ausblieb. „Komm, wir reisen. Ich bitte dich!"

„Ich denke gar nicht daran!" Annemarie hatte sich losgemacht und den Kopf in den Nacken geworfen.

Nun wäre ihr Lili viel wert gewesen. Sie hatte eine Scheu vor der Mutter: wenn die nur nicht so viel jammern wollte! Und noch eine andere Scheu: die vor sich selber. Was war sie doch für ein leichtfertiges, vergnügungssüchtiges Geschöpf! Und gar nicht gemacht für Leid, für Trauer. Andere trugen's viel würdiger. Eine Kümmernis über sich selber kam sie an, sie war zerknirscht und mit sich zerfallen.

Zögernd stand sie jetzt an dem kleinen Haus in der krummen Gasse im Schatten des Doms, wo die Mutter im Erdgeschoß wohnte. Von der Schwelle sah man wie auf einem Auslug am Ende der Gasse den Fluß. Wo war denn hier eine Klingel? In ihrer Aufregung fand Annemarie keine. Die Tür, altmodisch, wie vor hundert Jahren; ein Klopfer daran. Es war alles totenstill. Nicht einmal eine Katze schlich über die Gasse, nur ein paar Fledermäuse begannen lautlos zu flattern. Grabesstill, dachte Annemarie. Wie unglücklich mußte man sein, wenn man sich hier genügen ließ! Ein Schauder überlief die junge Frau. Sie drückte gegen die Tür, die gab ihrem Druck nach. Sie stand im dunkeln Steinflur. Nun hörte sie Stimmen. Die eine Stimme sprach tief und voll, mit einem weichen Altton, die kannte sie nicht. Aber jetzt sprach die Mutter. Es klang hart.

Die Tochter klopfte an die Stubentür; ihr Klopfen wurde überhört, sie trat ein. Da saß die Mutter im alten Roß-

haarsofa, das für die Kinder immer das Pferd gewesen war, von dem sie auf- und abstiegen auf ihren wilden Ritten.

Frau von Loßberg saß steil aufrecht. Auf dem Stuhl ihr gegenüber, mit dem Rücken nach der Tür, saß eine in Schwesterntracht. Ein volles Gesicht mit lodernden schwarzen Augen wandte sich nach der Eintretenden um.

Es durchzuckte Annemarie: das konnte nur Kathinka sein, des Bruders Geliebte!

„Es ist gut, daß du kommst," sagte Frau von Loßberg und nahm den Kuß der Tochter ohne ein sichtbares Zeichen der Erregung hin. „Hier, das Fräulein, berichtet mir von Jochens letzten Augenblicken. Ich bitte, fahren Sie fort." Sie stellte die Tochter nicht vor.

Es überkam Annemarie eine Verlegenheit: wie sollte sie sich nur der gegenüber benehmen? Am liebsten wäre sie ihr um den Hals gefallen, wußte sie doch, wieviel Jochen von ihr gehalten hatte; aber die Kühle der Mutter und deren Steifheit hielten sie zurück.

„Ich sagte schon, gnädige Frau, der achte August war furchtbar. Die Unseren haben sich nicht mehr halten können. An der Straße Amiens-Roye ungeheure Massen von Tanks."

„Tanks? Warum haben sie sich nicht mehr halten können?" Die Offiziersfrau fuhr auf; in ihr blasses, zergrämtes Gesicht schlug ein empörtes Rot: „Feiglinge!"

Die andere sprach ruhig weiter, als habe sie den Zwischenruf gar nicht gehört. „Die vordere Infanterie war sämtlich weg, tot — übergelaufen — gefangen. Die Feldartillerie stand ganz ohne Deckung. Sie mußten zurückgehen."

„Zurückgehen?!“ Die Oberst von Loßberg sagte es wie etwas Unfaßbares. „Zurück? Auch mein Sohn?“

Schwester Kathinka nickte.

„Die Geschütze wurden unbrauchbar gemacht. Die Mannschaften zogen sich zurück aufs Protzenlager. Da habe ich Jochen auch zum letzten Male gesprochen.“

Jochen — sie sagte ganz ohne Scheu: Jochen! Fast feindselig blickte die Mutter. In Annemarie regten sich widerstreitende Empfindungen: jedenfalls war die kühn.

Die schwarzen Augen sahen nicht auf, sie blickten auf eine schadhafte Stelle der abgetretenen Diele.

„Jochen sagte zu mir: ‚Es ist alles verloren. Die Leute, selbst meine besten, wollen nicht mehr. Und wenn wir auch alle die Munition hätten, die wir nicht haben.‘“

Frau von Loßberg hob die Hand, sie wollte etwas einwenden, aber die andere sprach weiter: „Er hatte Tränen in den Augen, er war sehr verzweifelt.“

„Oh, diese Feiglinge, diese Feiglinge! Niederknallen hätte er jeden müssen, der zurückging!“

„Wie kann man von Menschen Übermenschliches verlangen?!“ In die ruhige Stimme der Schwester kam ein erregtes Grollen. „Dazu war Jochen zu einsichtig. Aber er hätte sich selber am liebsten erschossen.“

„Warum tat er es nicht, tat er es nicht?“ Die Mutter rang die Hände.

„Das wäre billig gewesen. Als es Nacht war, gingen sie noch einmal vor, um die Geschütze zu holen. Jochen und die Unteroffiziere und die Bedienungsmannschaften. Fünf kamen zurück.“ Und jetzt wurde die ruhige Stimme erregt,

ein Zittern kam in sie, das doppelt abstach von der Sachlichkeit der Erzählung. „Jochen war nicht bei den fünfen."

Es wurde ganz still im Zimmer. Minuten. Lange Minuten. Dann ein tiefer Atemzug der Mutter.

Und nun klang die tiefe Stimme des Mädchens wieder ruhig, ganz selbstverständlich: „Als ich ihn dann suchen ging, habe ich ihn auch bald gefunden. Er lag bei dem großen vordersten Geschütz. Das heißt, was übrig war von ihm. Aber ich habe ihn doch erkannt. In meiner Schürze habe ich ihn mitgenommen. Bei den Protzen haben wir ihn dann begraben, ein paar Kanoniere und ich. Hier ist seine Brieftasche. Die lag unversehrt." Sie legte mit sicherer Hand die rote, vom Gebrauch gedunkelte Juchtentasche auf den Tisch, die er immer zu tragen pflegte. Nun war sie noch gedunkelter. Von Blut.

Annemarie hielt den Atem an, sie las mit der Mutter zugleich den beschriebenen Zettel:

„Wenn ich fallen sollte, ich, Joachim Dietrich von Loßberg, Oberleutnant und Batterieführer, geboren 1892 zu Koblenz am Rhein, so begrabt mich da, wo ich gefallen bin. Ich will nicht verschickt werden in einer Kiste. Es braucht auch niemand um mich zu weinen. Ich habe mein Leben sehr genossen — Dank dafür."

Und nun weinten sie doch.

Annemarie war der Mutter um den Hals gefallen, sie schluchzte fassungslos. Über das gefurchte Gesicht der Frau von Loßberg rannen langsam schwere Tränen. Schwester Kathinka weinte nicht, aber ihr Gesicht war sehr bleich. Ein schönes Gesicht, das sah Annemarie trotz ihrer Tränen.

Jetzt stand Schwester Kathinka auf; sie stellte ihren Stuhl beiseite. Es war ja niemand da, der sagte: „Bleiben Sie sitzen, legen Sie ab. Hier ist für Sie, die Sie mit ihm gegangen sind bis zum Tod, auch ein Platz.“ Sie richtete sich hoch auf: „Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich mich empfehle.“

Frau von Loßberg erhob sich, sie wischte ihre Tränen ab, ihr Gesicht zeigte plötzlich die alte Zurückhaltung. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie kühl. Ihre Hand berührte für einen Augenblick die Hand von Schwester Kathinka. Diese hatte die ihre nicht ausgestreckt. Ein stummes Neigen des Kopfes, dann ging Schwester Kathinka.

Aber Annemarie lief hinter ihr drein. Mochte die Mutter es auch unpassend finden, so ließ sie die nicht gehen, die ihren Jochen geliebt hatte. Und war es nicht großartig, wie die Person sich benahm?! Die hohe Gestalt ging schon weit unten auf der stillen Gasse. Sie ging abwärts, dem Wasser zu, das die Gasse abschloß.

Die junge Frau hatte die schnell Schreitende jetzt eingeholt. Es war ihr plötzlich bange geworden: wenn die sich was antäte?! Die rannte ja dem Flusse zu. Sie stammelte: „Was tun Sie jetzt? Was wollen Sie tun? Sei'n Sie nicht böse — meine Mutter ist so — ist so —“ sie stockte. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Die schwarzen Augen sahen sie durchdringend an.

„Machen Sie sich keine Gedanken darüber,“ sagte Kathinka. „Wenn ich auch einstweilen nur die Geliebte Ihres Bruders war — ich wäre doch seine Frau geworden, und als solche weiß ich, was ich seiner Mutter schulde. Ich bin

ihr gar nicht böse, sie mit ihren Standesvorurteilen tut mir leid, ist mir fast komisch." Es loderte plötzlich in den schwarzen Augen auf: „Ich sage Ihnen, es werden bald Zeiten kommen, wo das alles in Trümmern liegt. Dieser Krieg kehrt alles um. Ich habe mitten zwischen den Soldaten gelebt — Jahre —, gehört, gesehen. Wehe dem, der auf seinen Stand pocht! Und auch dem, der Geld hat, und dem, der die Macht zu haben meint! Alles wird anders. Und das ist auch recht; es ist zu viel armes Blut vergossen worden."

„Und Jochen!" Es war Annemarie, als vergäße die ihn.

Kathinka lächelte: „Weil ich ihn so lieb habe, bin ich froh, daß er nicht mehr ist. Muß ich froh für ihn sein. Wenn ich ihn nur nicht so sehr vermißte!" Zum ersten Male stieg ein Schluchzen in ihre Kehle, aber sie biß die Zähne aufeinander.

„Kommen Sie!" Annemarie faßte nach ihrem Arm. „Kommen Sie mit mir zurück!"

Die andere schüttelte abwehrend den Kopf. „Nein."

„Sie sind hier so allein. Wo wollen Sie hin?"

„Ich finde mich schon. Wir sind das gewohnt. Ich gehe in ein Gasthaus. Morgen fahre ich dann zurück. In meinem Feldlazarett gibt's genug zu tun. Leben Sie wohl."

Annemarie fühlte einen festen Händedruck. Ehe sie sich recht besann, war Schwester Kathinka nicht mehr zu sehen.

— — — — — — — — — —

Es waren Tage der höchsten Anspannung, die jetzt einsetzten; vielleicht die am schwersten zu ertragenden des ganzen Krieges. Denn wo war die Zuversicht? Selbst die Hoffnung war abgeblaßt. Die Schwarzseher hatten nicht rosig

gesehen; aber trotz aller Menschenopfer, trotz aller Entbehrungen, trotz aller Verluste an irdischem und himmlischem Glück und trotz aller auftauchenden Zweifel hatte man doch gehofft. Durfte man das jetzt noch?

Wenn man die amtlichen Meldungen mit harmlosen Augen las, durfte man freilich hoffen. Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, Heeresgruppe Herzog Albrecht, Heeresgruppe Böhn, Heeresgruppe Gallwitz, alle auf dem Plan. An der Lys, an der Vesle, zwischen Yser und Ancre, an der Somme, an der Oise und der Aisne, überall, überall starke Artillerietätigkeit und starke Infanteriegefechte. Mit rücksichtslos eingesetztem Menschenmaterial und riesigem Tankaufwand griff der Feind an. Aber wo er in den vorderen Linien Fuß faßte, wurde er heldenmütig nach mehrstündigem erbittertem Ringen unter schwersten Verlusten im Nahkampf abgewiesen. Doch wer las noch harmlos? Da standen ein paar Wörtchen: „In der Nacht haben wir uns kampflos vom Gegner etwas abgesetzt." — Oder: „Wir nahmen unsere Truppen, vom Feinde unbemerkt, hinter unsere vordere Linie zurück." — Oder: „Wir überließen dem Feinde planmäßig einige Geländestreifen." — Diese wenigen Sätze genügten, um unruhig zu machen. Man glaubte nicht mehr an die gescheiterten Durchbruchsversuche der Feinde. Wer bewies, daß die immer wieder betonten „schweren Verluste" nicht auf deutscher Seite waren? Ja, es mochten Hunderte von Panzerwagen zerschossen daliegen, andere Hunderte rollten wieder heran; Berge von Leichen mochten sich türmen, schwarze Franzosen wurden doch wieder vorgetrieben — Bestien gleich, zähne-

fletschend vor Wut und Angst — und, von ihren Leibern gedeckt, neue streitbare Divisionen.

Was nicht zwischen den Zeilen der amtlichen Berichte, verschämt sich bergend, stand, das setzte man selber hinzu. Heimlichkeit war schlimmer als laute Gewißheit, sie ängstigte noch um vieles mehr, sie spannte die Nerven an bis zum Zerreißen. Was vermochten die deutschen Bombengeschwader, die den im Angriffsgebiet dichtgedrängten Gegner mit ihren Bomben beschütteten? Was die kecksten Schlachtenflieger? Die englische Luftwehr war überlegen. Ein Häuflein klein waren die deutschen Fliegergruppen jener gegenüber. Auf einen deutschen Flieger kamen zehn feindliche.

Mit zitternden Herzen, mit brennenden Augen lasen Mutter und Braut von Heinz Bertholdi die täglichen Berichte. Am schwarzen Brett vorm Bahnhof waren die Depeschen angeschlagen, da standen sie früher als in der Zeitung. Und wie in den ersten Kriegsmonaten, jener glücklichen Zeit der Siege, drängten sich vorm Anschlagbrett jetzt wieder die Frauen. Aber kein Kind fragte mehr mit heller Stimme und riß die den Anschlag Lesende am Rock: „Mutter, nich wahr, nu haben sie verspielt, die Franzosen?!" —

„Hast du etwas von Heinz gelesen?" fragte mit bleichen Lippen Hedwig Bertholdi, wenn Lili vom Bahnhof zurückkehrte. Diese schüttelte „Nein", und ihre schmal gewordenen Wangen erschienen noch schmäler. Sie hatten schon lange nichts von ihm gehört. Lili schrieb jeden Tag, aber es war ein ungewisses In-die-weite-Welt-Schreiben, ein Hinausschreien ihrer Liebe und ihrer Qual ohne Echo. Man wußte gar nicht, wo Heinz jetzt war; er antwortete nicht. Andere

Fliegernamen wurden genannt, neue Sterne funkelten auf, seit drei Wochen suchten sie den berühmten, sonst so oft genannten und von ihnen so heiß geliebten Namen vergebens.

Ob der Vater etwas mehr wußte? Bertholdi war seit Rudolfs Tod ein stiller Mann. Jetzt war er noch stiller. Lili fühlte oft seinen Blick mit seltsamem Ausdruck auf sich ruhen. War nur väterliche Liebe darin? Oder eine Bitte? Oder Mitleid —?! Der Blick belastete sie, sie fühlte ihn wie etwas Schweres und wußte doch nicht, warum er sie so bedrückte.

Wenn Hedwig nachts aus ihrem Schlummer auffuhr, hörte sie ihren Mann seufzen. Sie lag still, ließ sich's nicht merken, daß sie wachte: warum seufzte er? Zuletzt streckte sie doch die Hand zu ihm hinüber: „Lieber, warum schläfst du nicht?" Dann versicherte er: „Ich habe sehr gut geschlafen — bis jetzt. In meinem Alter braucht man nicht mehr so viel Schlaf. Schlafe du nur, mein Herz, schlafe!" Und dann wurde es ganz ruhig. —

Ob er es ihnen jetzt sagte? Bertholdi kämpfte einen schweren Kampf. Wenn das Unglück es wollte, so kam es ihnen zu Ohren durch einen Dritten; und einmal mußte es ja doch gesagt sein. Er hätte nur gewünscht, es ginge Heinz schon so viel besser, daß er sie völlig beruhigen konnte. Oh, diese Tage und Nächte der Qual! Der Vater fühlte, wie seine Kleider um ihn schlotterten; er war ein beleibter Mann gewesen, nun war er ein dünner.

„Im Luftkampf den Heldentod gefunden," das hatte er immer erwarten müssen; nun war es ihm, das sei besser,

als wie es jetzt war. „Die Sehkraft gefährdet,“ das hatte ihm der Arzt auf sein dringendes Ersuchen hin geschrieben. Wozu Vorbehalte, wozu ein Hinhalten? Der Vater hat das Recht, zu wissen, wie es um den Sohn steht. Und hat die Mutter das nicht? Die Braut das nicht? Wie ein Verzweifelter vergrub der Vater das Gesicht in die Hände; er schluchzte, ein trockenes, tränenloses Schluchzen, das sich wie ein Achzen der Brust entrang. Ein Sohn tot, der andere vielleicht blind — das war viel fürs Vaterland hingegeben. War es nicht zu viel —?!

Mit einer Entschlossenheit, die er sich errungen hatte in durchwachten Nächten, ging Bertholdi hinüber ins Wohnzimmer seiner Frau. Da pflegte Hedwig viel auf dem Ruhebett zu liegen, das in der lauschigen Nische stand, von der hinaus sie den Blick hatte auf den samtigen Rasen des Vorgartens und auf die Gittertür des Eingangs. Mit weit geöffneten sehnsüchtigen Augen pflegte sie hinauszuspähen: kam der Briefträger, brachte er etwas von Heinz? Und wenn dann wieder nichts kam, dann klagte sie nicht, sie sagte: „Hoffentlich morgen,“ aber der Leidenszug auf dem zarten Gesicht grub sich immer tiefer ein. Der Mann konnte sie gar nicht mehr ansehen; zu aller Sorge noch eine neue und ein neuer Schmerz: wie hatte der Krieg das liebe Gesicht zugerichtet!

Hedwig war nicht da, nur Annemarie saß im Wohnzimmer. Sie war nun wieder in tiefes Schwarz gekleidet; gelangweilt stickte sie an einem Kleidchen für den Kleinen. „Ich warte auch auf Mama. Sie ist zu ihrer Bekannten, der Frau — ach, wie heißt die doch gleich? Na, ich weiß nicht

mehr genau — da ist sie hingegangen. Wolltest du was Besonderes, Papa?" Ihr mochte das Gesicht des Mannes doch aufgefallen sein.

Nun hätte er ja sprechen können, wenigstens zu dieser hier. Aber er sprach nicht. Mit einer gewissen Enttäuschung zog er sich zurück, und doch mit einem Aufatmen: noch eine Gnadenfrist!

Nun saß er wieder in seinem Zimmer am Schreibtisch. Er holte die wohlverschlossenen letzten Briefe hervor und las sie noch einmal. Die Sonne spielte auf dem Papier, er sah sie nicht — ach, sein Sohn, sein Junge würde die ja auch nicht mehr sehen! Ihm war es klar, die paar Hoffnungsbrocken, die der Arzt ihm hinwarf, waren gut gemeint, voll rein-menschlicher Anteilnahme, aber ärztliche Wahrheit enthielten sie nicht. Der Mann glaubte selber nicht an die Heilung. Wie konnte es auch sein! Ein Schrapnellsplitter ins Auge gedrungen, in dies kostbarste, empfindlichste Kleinod des menschlichen Körpers. Der Splitter hatte die Netzhaut des linken Auges zerstört, die Sehnervenkreuzung verletzt. Dieses Auge war unzweifelhaft verloren. Aber der Arzt sagte doch, es sei nicht unmöglich, daß wenigstens die Sehkraft des anderen Auges gerettet würde! „Nicht unmöglich —!" Der Vater schüttelte den Kopf; zu oft hatte er diese Zeilen gelesen, jeden Schriftzug mit den Augen förmlich durchbohrt, um nicht zu wissen, was eigentlich da stand: „Unmöglich". Das „nicht" war der Gnadenbrocken.

Nach tapferem, vielleicht siegreichem Luftkampfe ins Feuer der Abwehrgeschütze geraten. Was war das für ein

Abwehrgeschütz gewesen? Vielleicht ein französisches? Das gebe Gott! Ein entsetzlicher Gedanke verzerrte des Vaters Gesicht — wie Richthofen — ein Unfall. Mein Gott, das nicht auch noch!

Er saß und brütete über den Briefen. Ein Kamerad hatte geschrieben, der Arzt, auch mehrmals eine freundliche Krankenschwester, es war ihm immer gelungen, den Empfang dieser Briefe zu verheimlichen. Die Pflegerin bestellte Grüße von Heinz, versicherte, daß alles, was möglich sei, zu seiner Pflege geschehe. Sobald Heinz transportfähig wäre, käme er nach Trier. Noch war das Fieber zu hoch, der Verwundete lag meist in Phantasien oder in künstlichem Schlaf. Wenn er erwachte — und wirklich klar erwachte —, wie würde dieses Erwachen sein?! Wie konnte dieser junge, lebens- und liebesfreudige Mensch — blind — das Dasein ertragen?!

Der Alternde murmelte: „Selbst ich könnte es nicht."

Da trat Lili ein. Sie hatte angeklopft, er hatte es nicht gehört. Mit einem schnellen Blick überflog sie alles: das verstörte Gesicht, die Briefe, die er hastig zu verbergen suchte, und sie stieß heraus: „Vater, was ist dir — Heinz?!" Eine wild herausgeschriene Frage; sie barg die schon geahnte furchtbare Antwort in sich.

„Er ist nicht tot." Der Vater nahm ihre Hand. Wie ihr die Finger bebten, all ihre Glieder. „Du mußt nicht gleich das Schlimmste denken, es — es —" er stockte. Sie tat ihm zu leid.

„Was ist es? Hand? Fuß? Arm? Bein? So sag es doch!" Sie drängte.

„Die Augen!"

Mit einem wimmernden Wehlaut umschlangen sie sich.

— — — — — — — — — —

Hedwig Bertholdi war zu Frau Kettler gegangen. Sie machte sich Vorwürfe, sie hatte die Einsame zu lange nicht aufgesucht — vergessen? Nein, vergessen nicht, trotz all der eigenen Sorge nicht. Aber die ständige Unruhe der letzten drei Wochen hatte ihre Kräfte aufgezehrt. Sie fühlte sich zu matt, selbst für diesen Weg von einer Viertelstunde. Und was konnte sie der anderen auch bringen: Heiterkeit, Ermunterung, Frische, etwas, was jene herausriß aus der Finsternis, in der sie sich versteckte wie ein lichtscheues Tier? Sie selber hatte nicht Freude, noch Frische zu vergeben. Und doch, es war merkwürdig, als sie jetzt aus den völlig bebauten Straßen herauskam in die weniger angebauten, die noch den Blick boten auf waldbegrenzte Weite, fühlte sie es wie ein Kräftigerwerden.

Da waren abgeerntete Felder und solche, auf denen eben noch geerntet wurde. Hier hatte Korn gestanden, über die Stoppeln streichelte der warme Wind; und hier standen Kartoffeln, frischgrün noch hob sich das reiche Kraut. Ein kräftiger Geruch stieg auf nach Reife und Sättigung. Oh, wie heilsam war's, hier zu gehen! Die Frau fühlte den Segen der Erde.

Nie kann ein Mensch ganz untergehen in Kummer und Verzagtheit, der die Hand der Natur ergreift. Nur willig das Ohr neigen, dann spricht sie zu ihm. Jedes Blatt, jedes Gras hat eine Stimme der Verkündigung: „Ich lebe, du sollst auch leben." Und jede Blume, deren buntes Blüten-

blatt schöner erglüht unterm liebkosenden Sonnenstrahl, spricht: „Auch dir blühe ich." Das heißgeweinte Auge kühlt der linde Wind, es tut sich wieder weiter auf, es blickt nicht nur nach innen in ein trauriges Herz.

Hedwig fühlte sich neu belebt; sie war lange nicht ausgegangen, nun war sie ganz überrascht, schon herbstliche Stoppeln zu sehen. Aber noch lachte die Sonne golden, es war eine wohlige Luft, nicht heiß, warm und erquickend zugleich. In tiefen Zügen sog sie diese Luft ein, die brachte einen starken Hauch vom Walde mit, auf dessen breitgeästeten Kiefern die Sonne rastete.

Ach, es war vielleicht eine ganz unnötige Angst, es ging Heinz ganz gut; wahrscheinlich war, um Truppenverschiebungen zu verschleiern, Postsperre. Daß ihr das nicht früher eingefallen war! Es war doch schon öfter so gewesen, warum sich denn gerade jetzt so ängstigen? Die in schwacher Haltung ein wenig gebückt Gehende richtete sich straffer auf; ein Windchen kam und spielte mit den Haaren an ihren Schläfen. Die Frau strich sie unter den Hut: ja, ja, das widerspenstige Geringel, das dem Knaben immer so viel Freude gemacht hatte, um die Finger zu wickeln, das wurde nun grau. Aber was machte das? Blond oder grau — das Herz blieb immer jung in seiner Liebe. „Mein Heinz," sagte sie innig vor sich hin, „mein einziger Sohn!"

Daß sie doch jetzt so viel, so schmerzhaft viel an ihn denken mußte! Man sagt, ein Band verbindet Mutter und Kind, das läßt sich nicht durchschneiden, wie das bei der Geburt; es bleibt bestehen, unsichtbar, geheimnisvoll. Wenn es am einen Ende zuckt und zerrt, dann spürt es auch das

13*

andere Ende. So war es ihr gewesen die ganzen Wochen; sie hatte darunter gelitten. Heut aber dachte sie: nun geht er vielleicht in der Sonne wie ich auch, er sieht ihr lachendes Gesicht und fühlt mitten in diesen schwersten Kriegstagen, daß es doch schön ist, zu leben. —

Als ihr das Mädchen bei Frau Kettler öffnete, war ihr Gesicht erheitert, sie fragte mit freundlicher Stimme: „Ist die gnädige Frau zu Hause?"

O ja, die war immer zu Hause.

Sie betrat das Zimmer — verdunkelt wie bei ihrem ersten Besuch; sie hatte es noch bei keinem ihrer Besuche heller gefunden, immer lastete dieselbe traurige Dämmerung auf diesem Gemach. Aber nicht wie sonst lag Frau Kettler auf dem Ruhebett, das Gesicht zur Wand gekehrt, oder saß mit dem Rücken gegen das Fenster, den Kopf über ein Buch geneigt, in dem sie nicht las; heute ging sie, die Länge des Raumes durchmessend, auf und ab. Man merkte einen harten, gehetzten Tritt, obgleich der dicke Teppich die Schritte dämpfte.

Hedwig war ohne Anmeldung eingetreten, die andere bemerkte sie nicht. Wie war die doch in sich selber versunken, und wie finster ihre Augen blickten! Ob sie wohl wieder Nachricht vom Sohn hatte? Unwillkürlich brachte Hedwig die Verstörtheit der Frau damit zusammen.

Frau Kettler murmelte: „Fünfundzwanzigsten August: Schwere Kämpfe — Bapaume — Vizefeldwebel Kettler schoß mit seinem Maschinengewehrzug acht Panzerwagen zusammen. Sechsundzwanzigsten August: Der Feind drang in unsere westlich Bapaume laufende Linie ein, Vizefeld-

webel Kettler vernichtete vier Panzerwagen. Siebenundzwanzigsten August: Der Feind setzte seine Angriffe beiderseits Bapaume fort, er drang in Monteauban ein. Im Gegenangriff warfen wir ihn wieder hinaus. Hierbei zeichnete sich wieder besonders Vizefeldwebel Kettler aus." Sie sagte das so her, als ob sie es auswendig gelernt hätte, oder als ob sie es abläse.

Hedwig hatte zugehört, nun rief sie: „Ihr Sohn?! Vizefeldwebel Kettler, das ist doch Ihr Sohn!" Sie griff nach der Hand der Mutter und drückte sie. Die Hand war eiskalt. „Das sind doch Heldentaten, Ihr Sohn ist ein Held! Ich gratuliere! Nein, gratulieren ist nicht das rechte Wort." Sie schlang den Arm um die andere und drückte sie warm: „Nun können Sie doch stolz auf Ihren Sohn sein. Sie sind stolz, nicht wahr?"

Frau Kettler schüttelte langsam den Kopf. „Acht Panzerwagen — vier Panzerwagen — zeichnete sich besonders aus —" es war, als ob ihr das ständig auf den Lippen schwebte. Sie schüttelte wieder den Kopf, und ihre Augen unter der zusammengezogenen Stirn blickten scheu wie die eines armen Tieres. „Ich mag es nicht wissen," sagte sie dann mühsam. „Er bleibt doch der, der er ist."

Verständnislos sah Hedwig sie an. Aber dann kam ihr der Gedanke: die hatte zu viel Bitteres vom Sohn erfahren. Was es gewesen war: innere Kränkungen, äußeres Leid — sie hatte nie darüber gesprochen. Aber tiefes Leid war es gewesen, sehr tiefes. Diese Mutter konnte sich über nichts mehr vom Sohne freuen — sie hatte den Glauben an ihn verloren. Hedwigs mitleidiger Blick ruhte auf der anderen:

wie war die arm, wie war die zu bedauern! Wie reich war sie selber doch noch dagegen!

Als verstünde Frau Kettler Hedwigs Blick zu deuten, so sagte sie jetzt vor sich hin, den Kopf gesenkt: „Viele Mütter haben ihre Söhne verloren. Tot — oder sie bekommen Krüppel zurück. Gute Söhne — es war schade um sie. Es gibt keine Gerechtigkeit.“ Sie sagte nicht: „Und die Ungeratenen bleiben am Leben“, aber Hedwig ergänzte es sich so. Ach, jene war krank, übernervös! Auch so vielleicht ließ sich die seltsame Teilnahmlosigkeit am Geschick des Sohnes erklären. Sie wurde fast ungeduldig. „Sie sind zu viel allein, Sie grübeln zu viel. Haben gar keine Beschäftigung. Ich tue auch viel zu wenig, aber das wird nun anders.“

Es war, als hätten die Erntefelder, der Duft der Scholle, den sie auf dem Wege hierher eingeatmet, sie aufgerüttelt. Waren die Menschen nicht zu beneiden, die da schafften? „Ich will arbeiten. Nicht nur sticken und nähen, das ist kein Arbeiten, das uns aufrüttelt. Schwer arbeiten kann ich ja nicht, ein Talent habe ich auch nicht, aber was ein Dienstmädchen kann, werde ich auch können. Emilie hat mir gekündigt — ich selber werde sie schon ersetzen.“ Sie war ganz eifrig dabei geworden, ihre blassen Wangen färbten sich rot. „Und wenn ich dann sehr müde bin, werde ich auch schlafen. Dann verdiene ich mir meinen Schlaf.“

Als habe Frau Kettler nur das letzte gehört, so fing sie das Wort „Schlaf“ auf: „Schlafen, ach ja, schlafen!“ Sie sagte es mit tiefem Aufatmen. Aber dann sank ihr Ton wieder, er wurde ganz leise. Heimlich flüsterte sie und

ihre Augen begannen umherzuirren: „Wenn ich denke, daß er wiederkäme, wiederkäme —! Dann fürchte ich mich!“

XII

Weiße Fäden flogen durch leichte Luft. Sie kamen über die Felder, weit daher. Zarte Gewebe, vom Herbstwind den feinen Netzen entrissen, die sich um Wacholderbusch und Heckendorn spinnen. Die Sonne hatte an Glanz und Wärme verloren, noch schien sie, aber ihr Licht hatte etwas Wehmütiges, Scheidendes. Altweibersommer. Bis in den Ort hinein flogen die weißen Fäden, irrten über die Dächer, verfingen sich in den Straßenbäumen und legten sich den Leuten vors Gesicht.

Die erschraken: schon Herbst?! Und noch immer kein Ende. Wie anderes hatte man im Frühling erhofft! Auf einem gilbenden Baum saß eine Krähe und schrie. Herr Gott, noch einmal einen Winter im Krieg?! Nein, das ertrug man nicht. Das wollte man auch nicht länger ertragen. Was nutzten alle Beschönigungen und Verschleierungen der Heeresberichte? Wer einen Mann, einen Sohn draußen hatte, der wußte ganz genau Bescheid. Und auch im Lande gab es Leute genug, die für Aufklärung sorgten und dem, der bis dahin dummgläubig alles hingenommen hatte, den Blick scharf machten. Meinten sie es gut mit dem Volk oder nicht gut? Auf jeden Fall war das Volk nun sehend.

„Rückverlegung der Front aus taktischen Gründen“ —

nun ja, man wußte es schon, nicht um die Front zu verkürzen und Menschen zu sparen, nein, weil man mußte. Mußte. Was man im Frühjahr durch Ströme von Blut errungen hatte, das war jetzt wieder hin. La Fère, die Siege vom Ende des März waren gar nicht mehr wahr. Dem gewaltigen Anprall immer wieder sich erneuernder Feindeswogen hatte man nichts mehr entgegenzustellen. Keinen Damm, der unerschüttert blieb. Die Besten tot, die anderen übermüdet, und — es war ja doch alles umsonst. Zettel flatterten in die Schützengräben, Druckschriften wurden zugesteckt, reichlich verteilt, sie gingen von Hand zu Hand, fraßen sich weiter wie heimliches Feuer. Mochten die Führer auch anspornen, Kreuze und Orden ausgeschüttet, jeder Brave besonders mit Namen erwähnt werden im Bericht, das alles nutzte nicht mehr. Hatten die Russen es nicht klüger gemacht? Einfach hingeschmissen. Und wenn auch der Rest altpreußischer Manneszucht noch das Schlimmste verhütete, ein Heer zum Siegen war das nicht mehr, keine Helden mehr — nur Menschen. — — — —

In der Kirche spielte die Orgel. Drinnen war eine Hochzeit. Die Gaffer standen vorm Portal. Für kurze Zeit waren die Gedanken abgelenkt: vorm Altar stand ja die Liebste vom Sohn der Krüger. Die konnte aber lachen, einen netten Mann kriegte die noch, einen Landwirtssohn aus dem Posenschen. Wenn er auch ein kürzeres Bein hatte, dafür stimmte ja bei ihr auch was nicht: sie hatte den ledigen Jungen. —

Daß man in dieser Zeit, und sie besonders, noch an Glück denken konnte! Gertrud Hieselhahn kam sich vor wie

im Traum. Sie hatte sich lange gewehrt: nein, nein, sie war zu alt, um noch einmal ein neues Leben anzufangen. Sie war auch zu arm, hatte nicht mal eine Aussteuer, und — und das fiel am meisten bei ihr ins Gewicht — sie hatte den Jungen. Den wollte die Großmutter nur zu gern behalten, aber die Mutter gab ihn nicht her. Ein geheimer Kampf wurde ausgekämpft zwischen den beiden Frauen den ganzen Sommer hindurch.

Heinrich Harder hatte gelacht über Gertruds Bedenken: „Ach was, dein Junge ist mein Junge. Auf dem Lande nimmt man's nicht so genau mit so was. Das kommt öfter vor. Und wenn einer es mal wagen sollte, dich orum schief anzugucken oder das Kind, dem schlag ich alle Knochen kaputt." Er zeigte die kräftigen Fäuste. Und dann zog er sie lachend an sich. Er war wie ausgetauscht, der stille Mensch voller Leben; er freute sich so sehr auf ein eigenes Heimwesen, er wollte ein Weib, das ihm allein, ganz allein gehörte. Gefällige Mädchen gab es genug, jetzt mehr denn je — was sollte er mit denen? Er brauchte eine, mit der er sich vernünftig besprechen konnte, die ihm beruhigend über die Stirn strich, wenn die Nerven wieder anfingen zu spuken, wenn die Bilder wieder auftauchten, die ihn noch jetzt in der Erinnerung quälten. Es hatte wohl keiner Tage und Wochen in der Hölle von Trommelfeuer und Dreck gelegen, der nicht wie er die gleiche Sehnsucht hatte. Alle vier Wochen kam er angereist und quälte Gertrud aufs neue: konnte sie sich denn immer noch nicht entschließen? Zuletzt sagte sie ja.

Die Krüger hatte den Ausschlag gegeben. „Heiraten Sie

'n man," sagte sie eines Tages. „Wozu das Gezerre? 's 'n guter Mensch, hat was von meinem Gustav. Nehmen Se auch das Kind, meinetwegen. Ich wer' nich ewig mehr leben. Dann hat der Junge doch 'ne Bleibe. Weiß gleich von Anfang an: da gehör' ich hin, und hat 'nen Mann über sich." Sie streckte Gertrud die knöcherne Hand hin, die jetzt immer ein wenig zitterte. „Nur das versprechen Se mir, daß Se mir fleißig schreiben von ihm."

Gertrud weinte, tief ergriffen; sie fühlte: das war das größte Opfer, das diese Mutter dem Sohn brachte. Natürlich würde sie fleißig schreiben und den Jungen oft herbringen, und die Großmutter mußte oft hinkommen zum Besuch.

Da schüttelte die Krüger verneinend den Kopf: „Ich reise nich mehr so in der Welt rum. Ich mache nur eine Reise mehr."

Gertrud verstand; sie hielt die Hand der alten Frau fest — wie leid tat die ihr!

Das steinerne Gesicht der Krüger verzog sich zu einem seltsamen Lächeln, sie sprach wie entrückt: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre. Der Geist spricht: ‚Wer überwindet, dem soll kein Leid geschehen von dem anderen Tode.' Ich habe überwunden. Tod, wo ist dein Stachel? Ich warte voller Freude auf dich!" — — — —

Das Gesicht der alten Krüger war ruhig und freundlich, als sie hinter dem eben getrauten Paar die Kirche verließ. Sie ging feierlich langsam in ihrem seit langem nicht getragenen schwarzseidenen Kleid und führte den kleinen Gustav an der Hand.

Der wollte hüpfen, er freute sich mächtig: nun kriegte er ein Bählamm, ein lebendiges, der Vater hatte es ihm versprochen. Und wenn er brav war, durfte er auf dem großen Ackerpferd reiten, und wenn geschlachtet wurde, dann kriegte er eine Wurst. Für das Kind gab es keinen Abschied von hier, nur Freude auf dort.

Aber Gertrud wurde der Abschied schwer. Hier hatte sie so viel Leid erfahren, und doch — sie konnte nicht an sich halten, sie, die sonst so in sich Gefestigte, war weich bis zu Tränen. Noch war sie nicht an das Glück gewöhnt — und die Frau, die arme alte Frau, Gustavs Mutter, die ließen sie nun ganz einsam zurück!

Als sie am frühen Nachmittag aufbrachen, um am Abend noch daheim zu sein, stand die Krüger in der Haustür und winkte ihnen nach, solange sie noch zu sehen waren. Dann ging sie mit festem Schritt in die Wohnung zurück, fing an aufzuräumen. In der guten Stube hatten sie gesessen, eine Bekannte hatte gekocht, was man jetzt eben kochen konnte; aber es war doch festlich gewesen, die Krüger hatte nicht gespart. Nun standen hier noch die geleerten Teller und Schüsseln und die Tassen vom Kaffee, die Stühle zurückgeschoben, so wie man eben von ihnen aufgestanden war. Es war niemand mehr da, Leere überall, aber vor den Augen der Zurückgebliebenen war das Haus bevölkert. Sie sah ihren Mann, ihren Sohn, wie sie hier in dieser Stube gesessen hatten, an diesem Tisch, auf diesen Stühlen. Und sie sah auch ihres Sohnes Sohn. Der spielte dort immer im Winkel.

— — — — — — — — — —

Man mußte wohl erst alt werden wie die Witwe Krüger, um so getrost zu sein. Das dachte sich Lili, wenn sie sah, wie ihre Hauswirtin ihr Leben weiterspann, gelassen und ruhig, als wäre es immer so einsam gewesen. Sie erntete ihre Früchte ein, schnitt ihre Kohlköpfe ab, hackte ihre Kartoffeln aus und rüstete so allmählich zum Winterschlaf.

Ach, Winter würde es wohl werden! Schon rüttelte der Wind an den Bäumen, die müden Blätter fielen ab. Aber ob jemals wieder der Schlaf kommen würde, jener, der noch ist wie ein Kinderschlaf: tief und traumlos, in dem man still liegt, ohne sich hin und her zu wälzen, und aus dem man erwacht mit hellen Augen und frischen Lippen. Lili konnte nicht mehr schlafen. Mit wachen Augen lag sie nächtelang und dachte an Heinz. In solcher Dunkelheit lag der nun immer. Ein unsäglicher Schmerz durchschnitt ihr Herz. So viele Kriegsverletzte sah sie hinken und schleichen, auf Krücken sich mühsam fortbewegen, im Wägelchen gefahren werden, von Narben zerrissen, durch Schüsse entstellt, von Krankheit zermürbt, aber kein Schicksal dünkte sie so schwer wie das des Blinden. Hundertmal am Tage drückte sie plötzlich ihre Augen zu: „So, nun siehst du auch nichts mehr.“ Aber schnell riß sie sie dann wieder auf: „Oh, nur sehen, das Licht, das Leben, die Liebe sehen, die aus anderen Augen zu dir spricht!“

Heinz lag noch immer. Jetzt in der Klinik eines berühmten Augenarztes. Im Lazarett in Trier hatte Lili ihn durchaus besuchen wollen, die Mutter und sie hatten sich auf ihr Recht, als die ihm Nächststehenden, berufen. Aber der Arzt hatte keinen Besuch erlaubt. Der Patient befand sich augen-

blicklich in einem Stadium großer Erregung; das war immer so, in fast allen Fällen, es mußte erst erkämpft werden: das Sich-darein-Finden. Blind. Der Besuch der Seinen würde die Verzweiflung des Unglücklichen nur noch steigern. Auch der Professor der Klinik wünschte noch keinen Besuch. Sieben Wochen schon waren hingegangen, noch immer hatten sie ihn nicht gesehen. Wann — wann?! Daß keine Hoffnung bestand, dem anderen Auge auch nur ein Fünkchen Licht zu erhalten, das wußten sie längst. Nacht um ihn, solange er lebte. Nacht. Ach, düsterte nicht allen eine Nacht?! —

Mit einem Gefühl: dunkel, wie dunkel, legte Hermine von Voigt jeden Tag die Zeitung aus der Hand. Sie mochte sie nicht mehr sehen und nahm sie doch wieder und las, was eigentlich nicht sichtbar dastand und doch wie mit Feuerschrift zwischen den Zeilen geschrieben war. Oh, wie recht hatte England gehabt! „Nicht Gewinn oder Verlust von Boden, Mannschaften und Material macht Sieg und Niederlage — das Selbstvertrauen entscheidet. Der den Glauben an sich selber verliert und an seine Führer, der ist der Besiegte." Mit zuckenden Lippen gestand die Frau es sich ein: die deutsche Moral war erschüttert.

Es hatte Tage gegeben, an denen Frau von Voigt ihr Haus nicht verließ. Es war ihr, als müßte sie sich verkriechen. Immer war sie stolz auf Deutschland gewesen; wie stolz sie gewesen war, das merkte sie jetzt an ihrer tiefen Scham. Sie konnte ihre Ohren nicht verschließen, sie mußte hören, was die Leute sprachen.

Und sie sprachen viel. Gebildete und Ungebildete, jeder glaubte es besser zu verstehen als die Führer. Selbst Hin-

denburg, der Vergötterte, machte es nicht recht. Und gar Ludendorff! Der wußte es doch, daß gegen solche Übermacht nichts zu wollen war, längst hätte er zum Frieden drängen müssen, ganz gleich, unter welchen Bedingungen. Und wären die Friedensbedingungen jetzt noch so hart, sie würden leichter zu ertragen sein, als dieses Verbluten von immer neuen Opfern mit anzusehen, als dieses Sich-selber-durch-Hunger-Hinopfern. Es waren der Entbehrungen zu viele, und zu lange schon ertrug man sie. Man konnte nicht mehr. Was man das erste Jahr freudig in Begeisterung gern als Opfer gegeben, das wurde im zweiten Jahr mit hoffnungsvoller Geduld ertragen; im dritten Jahr war man resigniert, im vierten Jahr empörte man sich innerlich. Und jetzt wurde es ganz laut ausgesprochen: eine unerhörte Schurkerei, nicht längst Frieden gemacht zu haben! Man hätte es gekonnt. Warum sollten die anderen nicht auch Frieden wollen, kein Land verliert gern seine Söhne. Aber da war die eroberungssüchtige Militärpartei mit ihren übertriebenen Forderungen, diese steifnackige, verbohrte Kaste, die immer noch auf dem alten gloriosen Heldentum herumritt. Der Gaul war längst lahm. Und die Alldeutschen sangen mit ihrem „Deutschland, Deutschland über alles" Deutschland den Grabgesang.

In gereizter Stimmung standen sich die Menschen gegenüber: „Es war nicht wahr, daß Deutschland in den Krieg gegangen war ohne jegliche Eroberungsziele." — „Doch war es wahr, es führte nur einen Verteidigungskrieg." — Die besten Freunde rannten gegeneinander an. Mit Beherrschung und Seelenkraft des einzelnen war es vorbei, wie mit der Kraft des Ganzen. Auch die Zeitungen gaben nach; zum

ersten Male sprach aus ihren Zeilen ganz offen der furchtbare Ernst der Lage. Und der Erlaß des Kaisers, der Mitglieder der sozialdemokratischen Partei in die Regierung berief, zeigte deutlich die ganze Hilflosigkeit.

Warum regierte denn jetzt nicht der neue Reichskanzler, der Prinz Max von Baden, allein? Warum sollte denn **nun** auf einmal das Volk mitreden? Der Kaiser wünschte „wirksamere Mitarbeit des Volkes an den Geschicken des Vaterlandes" — der hatte gar nichts mehr zu wünschen. Es war zum Lachen. Ja, das Volk, dem man das allgemeine Wahlrecht, nach dem es verlangte, als freies Geschenk hätte geben müssen, dem man stets nur Versprechungen gemacht, die man nicht zu halten gedachte, das man gegängelt hatte wie ein unmündiges Kind, das Volk, das Bureaukratismus, Junkerherrlichkeit und Gottesgnadentum allzu lange geduldet hatte, das **würde** jetzt mitsprechen! Eine ungeheure Drohung lag in der Luft.

Ach, der Kaiser, der Kaiser! Hermine von Voigt zitterte um ihn. In der Liebe zum Herrscher war sie aufgezogen. Es war nicht Liebe allein, es war auch Gewöhnung. Wenn sie dachte, es könnte einmal kein Kaiser mehr in Deutschland sein, fing sie an zu frieren. Aber nein, das würde ja nie kommen. Bei den Russen war es wohl möglich gewesen, Rußland war groß, der Zar weit. Aber hier, wo ein jeder am Kaiser hing, wo die Menschen rannten, wenn es hieß: „der Kaiser kommt", sich fast totdrängten, nur um **einen** Blick zu erhaschen in das schöne, stolze, eherne Gesicht, hier konnte Wilhelm der Zweite ruhig sich wenden, mündlich und schriftlich: „An Mein Volk."

Dieser Gedanke beruhigte sie. Und ein Brief ihres Mannes beruhigte sie noch mehr. Er schrieb ganz kurz — bei Cambrai, wo der Feind stark angriff, stand er —: „Ängstige Dich nicht, was auch geschehen mag, wir halten. Wir sind doch noch nicht alle des Teufels. Auf Wilsons vierzehn Punkte — lächerlich! — auf meine Truppen verlasse ich mich allein. Und mein Kaiser kann sich auf mich verlassen." Auch über der Tochter bittres Geschick schrieb er. Wie merkwürdig er da schrieb! Die Frau war betroffen. Sie hatte doch gedacht, das Schicksal, das ihr Kind traf, würdig zu tragen; freilich, als sie es dem Vater schrieb, hatte sie nicht verhindern können, daß Tränen ihr aufs Papier rannen. War er deswegen unzufrieden mit ihr, oder was wollte er damit sagen? „Jetzt ist es hart für Lili. Aber Tränen — nein. Weißt Du nicht, daß sie einen Mann bekommt, der glücklicher ist als viele Hunderttausende, als wir Sehenden alle?"

Der Mann da draußen war jetzt eben nicht Gatte, nicht Vater, er war des Königs Soldat. Aber nie glaubte Hermine von Voigt eine größere Liebe für ihn empfunden zu haben. Nicht, als er neben ihr am Altar stand, ein junger, ritterlicher Offizier; jetzt liebte sie ihren alten Mann weit mehr. Und sie hatte schon geglaubt, stolz auf ihn zu sein, als er, nicht mehr im Dienst, noch einmal wieder die Uniform anzog, um alle Kräfte, die ihm geblieben waren, dem Vaterland zur Verfügung zu stellen; der Schmerz des Abschieds war ihr damals untergegangen in dem Hochgefühl: er geht, den Jungen ein Beispiel. Was war auch dieser Stolz gegen den, der jetzt ihre Brust hob. Ein Mann, ein Held! Die Front zu halten im Siege, das war am Ende kein Helden-

stück, sie aber zu halten in der Niederlage, das war ein Heldenstück.

Denn ach, er wußte es: die Niederlage war da. Er hatte, wie sie, die Rede des neuen Reichskanzlers gelesen: „vom deutschen Volksstaat", „von der neuen Epoche in Deutschlands innerer Geschichte". Und — die Note an Wilson: „Die deutsche Regierung ersucht den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen." Das war nicht Niederlage, diese Friedensbitte war Untergang.

Untergang! schrie es der eben noch so stolzen Frau ins Ohr. Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte laut: ihr Mann, ihr armer Mann! Und arm mit ihm alle die, die so dachten wie er. Ein tiefer Jammer war in Hermine von Voigt, Tränen füllten ihre Seele zum Überquellen, das Leid Deutschlands war schwärzer und schwerer als das, das ihr Kind trug. Ja, nun verstand sie ganz, was ihr Mann von Heinz schrieb: „Er ist glücklicher als wir Sehenden alle."

Blind sein, blind! Sie drückte die Hände vor die Augen: Deutschlands Schmach nicht sehen! Es war nur ein Symbol. Sah sie innerlich der Blinde denn nicht auch? Es brauste ihr in den Ohren, von ferne klang es wie Orgelton: „Selig sind die Toten." Ja, die Toten, gefallen, gestorben noch im Glauben an Deutschlands Ehre, sie allein waren glücklich.

Frostschauer überliefen die Frau, es schüttelte sie wie Fieber. War sie am Ende auch der Grippe verfallen, die den Leuten jetzt überall ins Haus schlich wie der Dieb in der Nacht? Der Dieb wurde nur allzuoft zum Mörder. Die Zu-

sammengebrochene raffte sich auf: nein, jetzt durfte sie nicht krank werden. Jetzt brauchte sie alle ihre Kraft. Sie mußte der Tochter zur Seite stehen, jetzt bedurfte die Junge der Alten. Und wie würde ihr Mann zurückkommen — kehrte der überhaupt heim? Eine plötzliche Angst überfiel sie, heiß, atemraubend; verstehen könnte sie es wohl, wenn er sagen würde: „Ich kann nicht mehr leben."

Es trieb die Frau aus dem Zimmer; das dünkte ihr auf einmal zu eng.

Die Dienstboten schwatzten in der Küche, sehr erregt, die Stimme der Köchin war überlaut. Verhandelten die auch über Politik und zankten sich? Die Generalin öffnete leise ein wenig die Küchentür.

„Das sag' ich Ihnen, Grete," sagte gerade die Köchin zum Hausmädchen, „wenn Sie noch mal der Gnädigen die Wurst billiger anbieten, als ich sie anbiete — zweiundzwanzig Mark das Pfund —, denn soll'n Se mal sehen. Die is ja reich. Die kann doch fünfundzwanzig zahlen. Unterstehn Se sich! Denn sag' ich der Gnädigen, daß Sie lange Finger —"

Hastig zog Frau von Voigt die Türe wieder zu; sie wollte nichts weiter hören.

Wie gejagt lief sie in ihr Schlafzimmer, setzte ihren Hut auf und nahm ihren Mantel. Wohin? Sie konnte nicht allein bleiben. Zu Lili? Die war von früh bis abend bei Bertholdis; und sollte sie in dieses Haus, vom Unglück schon so schwer belastet, noch die Not des eigenen Herzens tragen? Sie mußte sich erst selber die Ruhe wieder erringen, die auch andere ruhig machte; aber wo fand sie die? Sie kam sich

unendlich einsam vor und hilflos, ein Wrack, auf einem wildbewegten Meer hin und her geschaukelt von mörderischen Wellen. Alles so verzweifelt, so hoffnungslos. Todesgrauen ringsumher. Den sonst so stolz getragenen Kopf gesenkt, den Rücken gebeugt wie unter schwerer Last, schlich sie aus dem Haus.

Ein plötzlicher Gedanke war ihr gekommen, der beseelte sie auf einmal wie ein heißer Wunsch. Hier war ja nichts, zu dem sie sich flüchten konnte, es ekelte sie alles an; aber dort, in jenem Park, in dem das Schloß des großen Königs stand, das sie in glücklicheren Zeiten so oft mit ihrem Mann besucht hatte, dort würde sie den Geist von Preußens großer Zeit wiederfinden. Oh, sich in die Vergangenheit flüchten! Vielleicht gab die den Mut, selbst in dieser Gegenwart wieder zu hoffen.

Sie beschleunigte ihren Schritt. Wenn ihr nur niemand begegnete! In ihr war eine Scheu und Scham: nur keinen Menschen sehen! Aber am Bahnhof stieß sie auf ihren Nachbar, den alten Rechnungsrat. Er wohnte in der gleichen Straße mit ihr, in dem ganz kleinen altmodischen Häuschen, das sich so bescheiden ausnahm zwischen den neueren Villenbauten. Wie hatte sich der alte Herr verändert! Das sah sie nun doch. Selbst als er die Söhne verloren hatte — alle drei —, war er so verfallen nicht gewesen. Sie hatte ihn lange nicht gesehen, obgleich sie sich so nahe wohnten, jeder hatte jetzt zu viel mit Eigenem zu tun.

Er kam die Bahnhofstreppe herunter, gerade als sie hinaufstieg, sie hätte ihm ausweichen können, aber das kam ihr feige vor. „Herr Geheimrat?“ sagte sie fragend.

14*

Nun erkannte er sie. Seine tief in die Höhlen gesunkenen müden Augen bekamen wieder Blick; er lächelte sie wehmütig-freundlich an: „Daß Exzellenz mich erkennen! Man hat mir gesagt, ich wäre nicht mehr zu erkennen. Ich bin mager geworden. Ja, ja“ — er seufzte auf —, „so geht's jetzt vielen. Es fehlt am Fett, es fehlt am Fleisch, am Brot, na — an allem. Man wird sehr dünn. 'ne Handvoll. Frau Generalin sind auch bedeutend schlanker geworden.“

Hermine erschrak: wenn diese Leute hungern müßten, diese alten Leute?! Freilich, wer hungerte jetzt nicht? Die Schieber gingen zwar von Tür zu Tür, jedes Haus hatte einen an der Hand. Da war der Pincus, aus Crone an der Brahe, da waren der große Hofbesitzer in Ostpreußen und die Frau Rittergutsbesitzer in Westpreußen, in Pommern der Butterlieferant, in der Lüneburger Heide der Honiglieferant, aus der Altmark wurden Eier geschickt, aus der Neumark frisches Fleisch. Wenn die Zeit des Schweineschlachtens gewesen war, kamen von überall Wurstangebote. Und doch, wer wurde wirklich satt? Es war in jetziger Zeit nicht mehr unzart, danach zu fragen. Es war eine Frage, die jeder erörterte. Es war die Hauptfrage.

Der alte Herr lächelte etwas verlegen. Sein weißes Haar legte sich so dünn an die Schläfen, der gestärkte Kragen, auf den er sonst immer gehalten hatte, war einem übereinandergelegten Tüchelchen gewichen; darüber schaute das ganz klein gewordene Gesicht wie das eines alten Kindes. Der Überzieher war fadenscheinig; trotzdem er so sauber gebürstet war, daß kein Stäubchen lag, zeigte er nicht mehr sein ursprüngliches Dunkelgrau, er schimmerte fahl.

War das nicht das Bild verschämter Armut? Der Generalin fiel plötzlich der Schieber ein. Als der das erstemal in ihre Küche kam, hatte er von dem alten Herrn drüben gesprochen, der „liebend gern" eine Gans gekauft hätte für seine kranke Frau, wenn's nicht zu teuer wäre. „Wie geht es Ihrer Frau Gemahlin?" fragte sie rasch.

Da machte das verlegene Lächeln einem wehmütig-zärtlichen, unendlich rührenden Ausdruck Platz. „Meine arme Frau — ja, die — die —" — der alte Mann gab sich einen Ruck —, „die hat eben nicht das Essen, was sie nötig hätte." Er stieß das kurz heraus; es schien ihm peinlich, darüber zu sprechen. Aber die großen Augen der Frau sahen ihn traurig-verständnisvoll an. Da fuhr er fort, doch er sprach leise: „Der Arzt sagt: Sorgsame Ernährung, Eierspeisen, Butter, gebratenes Fleisch und viel Milch. Wenn man dem Körper mehr zuführte, würde auch der Geist wieder besser arbeiten. Aber wo soll man das jetzt herbekommen, liebe gnädige Frau?" Er sah sich ängstlich um, ob auch niemand ihn hörte. „Ich habe monatlich dreihundert Mark Pension, das bedeutet nicht viel bei diesen teueren Zeiten. Dreißig Mark und mehr kostet ein einziges Pfund Butter. Das Pfündchen Speck so um die sechsundzwanzig herum. Fleisch ist unerschwinglich, — und bloß von Karten leben? Man sollte es, Exzellenz, man sollte es ja, aber kann man's wirklich? Nein!" Er sagte es bedauernd. „Unser kleines Vermögen haben wir aufgebraucht, das hat die Erziehung unserer drei Söhne gekostet. Wir sind auf meine Pension allein angewiesen. Ich würde gern mein Häuschen verkaufen, eine ganz kleine Wohnung mieten — Stube, Kammer, Küche —,

aber es geht nicht. Meine arme Frau schreit so laut, wenn ihre schwarzen Stunden kommen, ruhelos rennt sie dann herum, treppauf, treppab, sie tobt. Man hört sie vom Boden bis zum Keller. Kein Wirt würde uns dulden."

Drei Söhne hatten diese Eltern verloren, treffliche Söhne, einen nach dem andern geopfert, die Mutter hatte darüber den Verstand verloren — und nun?! Hermine von Voigt fühlte gallebitteren Geschmack auf der Zunge. Es übermannte sie, zitternd vor Erregung sagte sie heftig: „Und wofür alle die Opfer? Für ein Deutschland, das es nicht wert ist!" Ihre Stimme versagte: „Ach, Ihre arme Frau!"

„Sagen Sie nicht, gnädige Frau: ‚Deutschland ist es nicht wert.' Das dürfen Sie nicht sagen." Er sah sie vorwurfsvoll an, seine runzligen Bäckchen wurden ganz rot. „Deutschland ist es doch wert. So unendlich ich meine Söhne betrauere, ich vermisse sie ja jeden Tag — ach, und meine arme Frau! Aber Deutschland ist doch die Opfer wert. Es muß sich jetzt nur erst wieder auf sich selber besinnen. Wenn es aufwacht, wieder klar wird in sich, dann ist es auch wieder das große Deutschland. Ich werde es nicht mehr erleben, ich bin hoch in die Siebzig, meine arme Frau auch nicht mehr, aber Sie, Exzellenz, Sie werden es vielleicht noch erleben." —

Der kleine Mann dünkte sie auf einmal größer; er schien ihr gewachsen.

Da ging er hin, der arme Alte, ohne Söhne, ohne Stütze! Nach langer Beamtenmühsal dürftigste Versorgung. Und nichts als äußere Not und innere Not, Entbehrungen, Leid, Hunger, Krankheit, Irrsinn, und fluchte doch nicht. Eine Ehrfurcht erfaßte die Frau vor diesem kleinen Mann in dem

fadenscheinigen Überzieher. Er hatte kein Wort der Anklage, keine Bitterkeit und kein Sich-Empören. Er brachte seine Opfer nicht in Anrechnung, er entschuldigte sich noch, daß er gezwungen war, ab und zu hinten herum etwas zu kaufen.

Hermine von Voigt schämte sich: ach ja, einstmals hatte auch sie es für unrichtig gehalten, diesen Leuten, die von Haus zu Haus schlichen und hinten herum in die Küchen, etwas zu verdienen zu geben. Sie erinnerte sich noch sehr wohl ihrer ersten Empörung. Jetzt Schieber links, Schieber rechts — die eigenen Dienstboten schoben — Schieber überall. Und was das Schlimmste war, man hatte sich schon daran gewöhnt; es war selbstverständlich geworden. Mußte das denn so sein? Eine vorwurfsvolle Frage bäumte sich auf in ihr. Was nutzten die immer wiederkehrenden drohenden Erlasse gegen die Schieberei? Wenn einer einmal ertappt wurde, viele Hunderte kamen glatt durch. Wäre es denn nicht möglich, ein Volk so zu versorgen, daß dieses unehrenhafte Hintenherum von selber ein Ende hätte?

Unmutig ging sie auf dem Bahnsteig hin und her; der Zug nach Potsdam hatte Verspätung. Zwei Frauen gingen vor ihr — bleiche Gesichter, ärmliche Kleider. Die sprachen laut.

„Da hab' ick mir nu so 'ne Mühe jejeben und bin jerannt und jerannt. Vom Dorf, wo mein Bruder wohnt, sind et jut zwei Stunden bis nach de Bahn; die Füße duhn mich noch weh. Un det se nich Lunte riechen sollten, hatte meine Schwägerin mir de Kinder mitjejeben; die Jroße schob 'n Kinderwagen, un de Kleene hatten wir rinjesetzt. Da saß se mank de Eier. Ick hatte ja man bloß Stücker fufzehn, mehr

wollte mir die Schwägerin nich abjeben. Von den Aufkäufer kriegt se nämlich mehr; mir konnte se doch man bloß fürs Stück 'ne Mark abnehmen. Un zu Füßen hatte die Kleene 'n Sack Kartoffeln zu liegen, man bloß zwanzig Fund. Wie teuer is det doch for unsereenen — rechnen Se man de Bahnfahrt dazu — aber ick freute mir doch for meinen Mann, der is ja zu klapprig. Wat meenen Se woll, wat der Schandarm duht, der mir an die Schossee bejejnet? Hält der jemeine Hund mir doch an, stökert in 'n Kinderwagen rum un nimmt mich de Eier wech un ooch de Kartoffeln. Un schnauzt mir an: ‚Det is nich erlaubt.' Erst hak'n zujeredt: ick will ja nich damit handeln, man bloß for meinen kranken Mann! Ick hab 'm zujeredt wie 'n kranken Schimmel, — ick hab 'm so vill jebeten — allens umsonst. ‚Schieberei verfluchte!' Vor Wut hak jeheult." Sie weinte noch bei der Erinnerung.

„De Kleenen hängt man, de Jroßen läßt man laufen," sagte die andere. „Se müßten bloß sehen, so Sonntags, wat sich da duht. Jeder hat doch Angst um Kartoffeln — wenn man schon weiter nischt hat, Kartoffeln muß man doch wenigstens haben. Uf'n Lehrter Bahnhof un uf'n Anhalter, da kommen se abends retur von de Hamsterfahrt. Säcke ham se aufjehuckt, zentnerschwer. Se brechen reinwech drunter zusammen. Nu is det aber jetzt verboten, keener darf jetzt mehr durch de Sperre mit'n Kartoffelsack. Se nehmen de armen Leute allens wech. Da war neulich so 'ne alte Jroßmutter — mein Mann arbeitet uf'n Lehrter, der hat ihr jesehn — er sagt, de Haare hat se sich jerauft. Un jeschrien hat se: ‚Verflucht, dreimal verflucht, se soll'n alle verflucht sein,

die uns so hungern lassen!' Der Schandarm konnte ihr ja nich stille kriejen. Und als er ihr den Sack wechnehmen wollte, da ham sich alle jejen ihm jekehrt. Er hat denn zu-letzt jedahn, als sieht er nischt. Hat ihr vorbeijelassen. Sein Jlücke! Zu Mus hätt'n se'n jehaun."

„Det wär' ooch janz richtig jewesen!" Die eben noch be-kümmert Weinende trocknete sich die Augen. Da kam der Zug angebraust.

Frau von Voigt stieg ein und verlor die beiden Weiber aus den Augen. Aber nicht aus den Gedanken. Wie das im Volk gärte! Überall gärte. Lange schon. Wenn die trübe-gärende Flut nun überschäumte? Ein plötzlicher Schreck be-fiel sie — ach, der Kaiser, der Kaiser! Kartoffeln nahm man den Leuten fort, armseligen Leuten armselige Kartof-feln, — wußte man denn nicht, daß man mit jedem solchen Kartoffelsack eine Stütze wegzog unterm Thron? — — —

Als sie durch die Straßen von Potsdam nach Sanssouci ging, hatte sie nicht das gleiche Gefühl des Entzückens, das sie bisher hier immer gehabt hatte. Es waren dieselben Stra-ßen noch, dieselben einstöckigen Häuser, deren Fassaden von denselben schönen Blumen- und Früchtegirlanden und von pausbäckigen Amoretten geziert waren. Dieselben Dächer, auf denen Fortuna mit dem Füllhorn, Merkur und Mars standen. Heute waren die Häuser ihrem Geschmacke fremd; sie kamen ihr spielerisch vor. Die heutige Zeit war zu ernst, der Himmel zu drohend, unter ihm war nicht die rechte Be-leuchtung für die Anmut jener Vergangenheit.

Ob wohl der große König, der mit leichter Hand dieses Potsdam geschaffen, jemals die gleiche Seelenqual empfun-

den hatte, wie der Kaiser sie jetzt täglich, stündlich empfinden mußte? Wo war der? Im Hauptquartier? An der Front? Auf einem seiner Schlösser? Es war nichts bekannt. Man las nichts von ihm. Und man las doch sonst so viel; von allem war die Rede, nur von ihm nicht. Hatte sein Volk denn keinen Gedanken für ihn?!

Erschrocken fuhr die Frau zusammen, ein Zeitungsverkäufer tutete ihr in die Ohren: „Rede des Prinzen Max von Baden im Reichstag! Die Abkehr vom alten System!" Und ein zweiter überschrie ihn noch: „Befreiung der neuen Regierung von den verfassungsmäßigen Schranken! Freiheitliche Zustände im Innern Deutschlands!" Sie überboten sich im lauten, jede Silbe akzentuierenden Ausruferton.

Laut, marktschreierisch, alles verwerfend, was vordem gewesen — war das die neue Zeit? Sehr traurig trat Frau von Voigt in den Park von Sanssouci ein. Gott sei Dank, hier war es noch ruhig, so ruhig, daß sie jedes Blatt fallen hörte, das der Herbstwind vom Baum pflückte und dann achtlos hinwarf. Die Pappelallee stand noch grün, grün waren auch die Rasen, aber was geblüht hatte, das war schon tot. Frierend starrte die große Sphinx in das Wasser des Grabens, und die Liebesgötter, die an dem entblößten Marmorleib mit den Löwentatzen auf und ab kletterten, fror es auch. Auch all die Götter und Göttinnen, die Faune und Nymphen, die aus den Büschen hervorschimmerten, fror es. Kalter Stein. Es war keine Sonne mehr, kein blauer Himmel. Sanssouci blickte trüb.

Der herrliche Bau des Schlosses, dem ein Jahrhundert nichts angehabt, den hatten fünf Kriegsjahre geschändet.

Überall war der Sandstein abgebröckelt; verwittert, von Vögeln beschmutzt, waren die lachenden Gesichter der Bacchanten, die den Dachhimmel trugen, zu grinsenden Fratzen geworden. Die tief zur Erde gehenden großen Fenster mit verstaubten Vorhängen verschlossen; kein Einlaß mehr, — „wegen Mangel an Personal" —, wer hatte denn auch noch Interesse dafür? Ob man diese Säle sah oder nicht, in denen einst Preußens größter König gewohnt hatte!

Hermine von Voigt war ganz allein. Es kam auch kein Mensch. Ein Wind machte sich auf und blies sie an. Es fröstelte sie. Wo war all der gärtnerische Schmuck hin, der sonst die Terrassen von Sanssouci geziert hatte? Jetzt wuchsen Kohl und Mohrrüben hier, die Schönheit der Terrassen entweihend. Kohl und Mohrrüben! Sie waren ein Hohn auf Marmorbänke und Marmorgötter, sie wirkten hier so plebejisch, daß man darüber ihre Nützlichkeit vergaß.

Wie eine Trauernde ging die Frau ums Schloß — ach, konnte sie denn in kein Fenster blicken? Ihr Herz war sehnsuchtsschwer. Nur ein Spältchen war offen. Sie lugte hinein.

Eine weiße, abgezehrte Hand, ein mageres Knie, die Hand lag auf des Windspiels sich anschmiegendem Kopf — — — die Frau starrte und erzitterte. Und dann floh sie: der sterbende König!

Ein Säuseln ging um das Schloß, ein Geisterwehen, ein schmerzliches Seufzen: der große König klagte um sein Sanssouci, er weinte um sein Preußen.

Das war kein Schloß mehr, das war ein Mausoleum. So empfand sie es. Wie gejagt eilte sie durch die Gänge des Parks. Traurig sahen weiße Gestalten sie an, doppelt nackt

dünkte sie heute deren Nacktheit und doppelt fremd. Was wollte die Lust noch unter diesem Himmel? Der hatte sich umzogen, hing schwer und grau. Ein unsagbares Schmerzgefühl schnürte ihr das Herz zusammen: oh, diese Sehnsucht nach den Tagen von einst! Sie hatte geglaubt, hier sich erheben zu können, das wiederzufinden, was ihr verlorengegangen war: den Glauben an Deutschland, die Hoffnung auf Deutschland. Aber auch hier war nur ein „Gewesen". Der große König tot hinter ihr — und wo war der lebende?

Sie stand plötzlich vorm Neuen Palais. Sie war dahin gekommen, sie wußte selber nicht wie. Nun stand sie dicht vor dem Palais, das Wilhelm der Zweite in den Tagen seines Glanzes so gern bewohnt hatte.

Alles still. Die Fenster verhangen. Keine Schildwache und kein Lakai. Die Mauern so stumm, so verödet, als habe nie jemand hinter ihnen gelebt. Aber an dem schön geschmiedeten Eingangsgitter des Königspalastes war an den vergoldeten Spitzen etwas aufgehängt. Was war es? Sie trat näher.

Nun sah sie es deutlich: Handwerksburschenränzel und Wanderstab.

Und auf dem Pappdeckel des Ränzels stand in großer Schrift: „Adjee Willem."

XIII

Regenstürme fegten letzte Blätter von den Bäumen. Es gab so wenig Freude bei den Menschen, warum sollten die Bäume noch lustig stehen? Es war seltsam, früher hatte

der Herbst so lange in Deutschland verweilt, himmelsfreundlich und golden; jetzt war es, als fliehe auch er das geschlagene Land. Unruhig flüchteten die letzten ziehenden Vögel unterm tiefhängenden Wolkendach — wo sollten sie hin? Viele, unzählige auch von ihnen hatte der Krieg gemordet, der Weg über die Alpen, der Weg übers Meer war versperrt, noch immer drohte der Tod aus Feuerschlünden. Auch sie fielen, getötet von Pulver und Blei und durch giftige Gase, oder sie sanken ermattet, starben im Herbst schon am Winterhauch.

Der Professor, in dessen Klinik Heinz Bertholdi zuletzt behandelt worden war, hielt es für angemessen, ihn noch nach einem Erholungsort zu schicken. „Meinetwegen lassen Sie Ihre Frau Gemahlin oder das Fräulein Braut kommen," sagte er zu Bertholdi, „mögen die mit ihm reisen. Die Schweiz wäre das Geeignete: Gebirge, Höhenluft und noch viel Sonnenwärme. Das trübe Nebelwetter Deutschlands ist noch nicht ratsam."

Aber Heinz bestand darauf, mit dem Vater nach Hause zu reisen. „Schweiz, Gebirge, Sonne —!" Er sagte es bitter. „Trübes Wetter stört mich nicht mehr." Als der Vater Einwendungen machte, wurde er ungeduldig: „Ich will nach Hause, ich muß nach Hause." Er hatte eine Hast. —

Als er an der Mutter Arm zum ersten Mittagsmahl an den Tisch tappte, an dem er sonst, ein fröhlich Genießender, gesessen hatte, drohte die Eltern die Fassung zu verlassen. Beim Empfang des Sohnes hatte die Mutter sich tapfer gehalten, ihr Schmerz über sein Blindsein trat zurück vor

der Freude, ihn endlich küssen zu können, seine jugendschöne, kräftige Gestalt noch lebendig im Arm zu halten. Sie empfand noch nicht seinen ganzen Jammer. Doch nun, da sie ihn ungeschickt tasten sah — er wollte trinken, faßte nach seinem Glas und griff ins Leere, sie schob es ihm hin, da stieß er es um und regte sich auf über das Klirren der Scherben —, jetzt hätte sie hinausheulen mögen, winseln wie ein gepeinigtes Tier. Diese Hilflosigkeit war entsetzlich!

„Stellt doch auch nicht gerade die Gläser vor mich hin," sagte der Blinde gereizt. Dann: „Ich trinke nichts." Der Vater hatte ihm ein anderes Glas in die Hand schieben wollen. Er zog die Hand zurück. Und dann sprach er nicht mehr, sah finster vor sich hin und aß auch nicht.

„Willst du nicht deine Suppe essen, mein Sohn? Deine Lieblingssuppe." Die Tränen stürzten der Mutter übers Gesicht, aber sie mühte sich, ihrer Stimme einen fröhlichen Klang zu geben. Die Tränen sah der Sohn nicht, doch er hörte sie. Und plötzlich aufächzend, ließ er den Kopf auf den Tisch fallen, so daß Teller und Besteck klappernd zurückflogen. „Ich kann nicht. Ich finde Teller und Löffel nicht. Es ist auch für euch schrecklich. Laßt mich allein, ich will allein essen." Er war aufgesprungen und, jede Hilfe abwehrend, hinausgetappt. Das war peinvoll. In einem Schweigen, das nur unterbrochen wurde vom leisen Schluchzen Hedwigs, saßen die andern das Mittagsmahl ab. Die Speisen wurden fast unberührt hinausgetragen.

Gott im Himmel, dachte Annemarie, wenn das alle Tage so gehen soll! Sie hatte herzliches Mitleid mit dem Schwager, Mitleid mit den Schwiegereltern, aber auch ebenso

großes Mitleid mit sich. Das war ja kein Leben mehr hier, immer mit diesen drei geschlagenen Menschen. Wenn sie nur wüßte, wohin mit sich! Nach Limburg — o nein, da war's ja noch schlimmer!

Es war wie eine Erlösung, daß Lili kam. Sie war blaß und schmal, der Gram hatte an ihr genagt; aber schön war sie doch, von einer geistigeren Schönheit als vordem. Ihre Augen hatten viel geweint, der feuchte Glanz war noch in ihnen, tiefe Schatten umlagerten sie.

„Wo ist Heinz? Auf seinem Zimmer?" Da hatte sie ihn heute morgen, nachdem er angekommen war, allein begrüßt; ganz ohne Zeugen. Sie wollte auch jetzt ihm nach.

Bertholdi hielt sie zurück: „Nachher. Er ist übermüdet. Laß ihn jetzt erst eine Stunde" — „schlafen" konnte er nicht sagen — „sich besinnen," bat er leise. Er hatte das Gefühl, Lili schonen zu müssen. Er hatte tief innen, auch seiner Frau nicht eingestanden, eine heimliche Angst: wenn es Lili zu schwer wurde? Noch war sie ja nicht fest gebunden, noch konnte sie zurück. Und durfte ihr das jemand verargen? Besser, daß sie Heinz nicht sah in dieser verzweifelten Stimmung; sie würde noch Ähnliches genug mit ihm durchmachen müssen. Nur sie erst langsam daran gewöhnen, damit ihr nicht graute.

Aber Lili sah in die Gesichter. Sich niederbeugend zu Hedwig, die schmal und schmächtig in ihrem Stuhl saß, küßte sie die auf die Stirn. „Nicht weinen, Mutter," und dann drückte sie dem Schwiegervater die Hand: „Du meinst es gut. Aber ich gehe jetzt doch zu ihm. Gerade jetzt muß ich bei ihm sein." Sie ging rasch aus dem Zimmer.

„Sie ist gut — oh, wie gut sie ist!" Hedwig rief es sich zu wie ein Trost.

„Sie ist ein Engel," sagte Bertholdi. — — —

Annemarie war verdrossen. Sie war doch auch Schwiegertochter, aber es war, als ob Lili die einzige wäre. Sie war hier so überflüssig. Wenn sie nur wüßte, wohin. Ach, überall war sie überflüssig. Sie empfand es schmerzlich: ach, dafür war sie doch nicht auf die Welt gekommen, daß sie nur Leid tragen sollte, innerlich und äußerlich schwarz!

Sie ging ins Kinderzimmer zum kleinen Rudi, klemmte sich zu seinem großen Spaß in sein enges Kinderstühlchen und zog ihn auf ihren Schoß. Sie war oft zärtlich mit ihm — aus Langerweile —, heute war sie zärtlich mit ihm aus dem Gefühl heraus: eigentlich bist du doch hier sehr allein, ganz zu dir gehört nur dieses Kind. Sie weinte und überschüttete das Kind mit Liebkosungen. Und das fühlte: die Liebe war mütterlicher. Es kniete auf ihrem Schoß, patschte sie mit seinen dicken Händchen, und als es ihre Tränen laufen sah, nahm es sein Schürzchen und wischte sie ab. Da kamen ihr erst recht die Tränen. „Du Süßer!" Sie legte ihren Kopf an des Kindes Brust.

War die Gnädige heute aber mal zärtlich! Die Kinderfrau ging beruhigt zum Kaffee in die Küche hinunter; nun konnte die auch mal ein bißchen länger den Jungen verwahren. Sie ließ sich Zeit.

Mutter und Kind blieben lange allein. Aber Annemarie wurde heute nicht ungeduldig. Daß der Junge so niedlich war, das merkte sie eigentlich zum erstenmal. Kinder waren doch etwas Reizendes. „Möchtest du wohl noch ein Schwe-

sterchen haben, Rudi?" Wie kam sie nur dazu, so etwas zu fragen, sie hatte bis dahin im Ernst nie an dergleichen gedacht: wenn sie nun wieder heiraten würde? Schwesterchen — ach ja, es ist nicht gut, wenn ein Kind so allein aufwächst. „Ein kleines Schwesterchen?" fragte sie zärtlich.

„Schwesterchen," jauchzte der Knabe und hopste auf ihrem Schoß. Er wußte gar nicht, was „Schwesterchen" war. — — — —

Lili war zu Heinz hinaufgegangen. Er wohnte nicht mehr in dem Zimmer, in dem er vor dem Krieg und als Knabe gehaust hatte; die obersten Zimmer, die Rudolf und er bewohnt hatten, standen ganz leer. Noch waren in ihnen all die Erinnerungen aus der Jugendzeit: Indianerbücher und Dampfmaschinen, die bunten Baukasten und Zusammensetzspiele, das Mühlenbrett und der Rodelschlitten, die Eisenbahn und der Kaufmannsladen; für zehn Kinder genug. Auch die Erinnerungen der Jünglingszeit: die Tennisschläger und Krocketreifen, die Schlittschuhe und Kotillonorden und die Bilder der hübschen Mädchen. Jetzt war dem Blinden das große Zimmer neben den Eltern eingerichtet worden. „Auf meine Bude, auf meine alte Bude möchte ich gern!" Aber er brauchte ja Hilfe bei Tag und Nacht, er mußte sich drein schicken.

Lili hatte angeklopft: „Heinz?" Keine Antwort. Da drückte sie sacht die Klinke nieder. Und nun sah sie ihn auf einem Stuhl sitzen, der quer im Zimmer stand; er hatte sich hingesetzt, wo es gerade war. „Darf ich?" fragte sie leise.

Er nickte stumm. Seine Brauen waren finster zusammengezogen, kein Lächeln glitt über sein zerquältes Gesicht.

Mit ein paar raschen Schritten war sie bei ihm, sie legte den Arm um seinen Nacken und zog so seinen Kopf an ihre Brust. „Mein Heinz, mein Geliebter!" Ihre Stimme klang süß, voll einer schmerzlichen Zärtlichkeit.

Er ließ sich drücken und streicheln, und als sie ihn mit Küssen überschüttete, ließ er auch die über sich ergehen. Er selber rührte sich nicht, er war wie aus Holz.

Sie fühlte etwas wie Verzweiflung: stand es noch nicht traurig genug mit ihnen, mußte er es so für sie beide noch trauriger gestalten? Sie rüttelte ihn: „Heinz, Heinz, o bitte, sprich ein Wort!"

„Ich mag nicht sprechen. Ich kann nicht sprechen." Man hörte seiner gepreßten Stimme die Qual an.

„Dann sprich nicht, Lieber, schweig, solange du willst. Nur laß mich bei dir bleiben." Sie zwang ihre Tränen zurück. Sie wollte sagen: „Siehst du, so," aber sie verschluckte die beiden ersten Worte und sagte nur „so," kauerte sich vor ihm nieder, legte die Arme auf seinen Schoß und hob ihr Gesicht zu ihm auf. Sie sah in seine lichtlosen Augen. Ihr war, als müßte es möglich sein, durch ihre Blicke die seinen wieder hervorzulocken. Es konnte, es konnte ja nicht sein, daß seine Augen stumm blieben, die Liebe, die aus den ihren sprach, mußte sie zwingen zum Erwidern. Flehend hingen ihre Augen an den seinen, sie baten: „Seht mich doch an, lächelt mich an! Ihr konntet mich ja nie, nie genug ansehen, nun habt ihr mich, da bin ich, nun seht aber auch!" Vergeblich alles flehende Blicken, die Sprache

der Liebe blieb jenen Augen fremd; sie starrten ausdrucks-los in das Leere.

Was mochte er denken? Ach, wenn er sich doch erst aus-sprechen könnte, dann würde ihm leichter sein! Sein fin-steres Schweigen ängstigte sie.

„Liebst du mich nicht mehr?"

„Sehr." Er nickte.

„Weißt du noch, wie wir an der Mosel waren? Am Abend auf der Burg unter den Sternen — und wie wir uns dann" — sie stockte einen Augenblick — leiser sagte sie, „uns trennten?" Ach, wie unerreichbar fern lag jene Zeit und doch wie unvergessen! Sie drückte seine Hände: „Weißt du noch?" Nun war ihr, als würden seine kalten Finger wärmer in den ihren. Der Strahl eines schönen Er-innerns huschte über sein finsteres Gesicht. Den mußte sie festhalten, und sie fuhr fort — es war ein Wagnis, das zu sagen, aber eine verzweifelte Kühnheit trieb sie, nur wenn sie ihn so anfaßte, konnte es ihr gelingen —: „Du hast mich damals angesehen, ach, immer so angesehen! Du müßtest mein Bild ganz in dich aufnehmen, sagtest du — hast du es nun noch? Siehst du mich innerlich, ja? Auch wenn du mich äußerlich nicht siehst?"

Nun konnte sie es doch nicht hindern, ihre Tränen fielen auf seine Hände. Sie konnte die Tropfen nicht wegwischen; wie ihre Hände vordem die seinen gefaßt hatten, so hielt er jetzt die ihren. Bei jedem heißen Tropfen, den er fühlte, zuckte er zusammen.

„Ich sehe dich nicht!" murmelte er. „Auch innerlich nicht. Wenn ich dich erst innen wieder hätte, so wie damals, wäre

15*

ich glücklich. Aber das kann ich ja nicht." Er stöhnte auf. „Ich sehe alles rot. Wie am Tage, als mich der Splitter traf. Da zuckte es an mir vorbei wie ein Blitz. Ich sehe, ja ich sehe noch einmal" — er schrie es ganz laut —, „rot! Alles rot!" Er ließ sie los und hielt sich beide Hände vor Augen und Stirn. „Ein rotes Meer — oh, es ist fürchterlich! Bilde ich mir's ein? Oder ist es wirklich so? Ein rotes Meer — und weiter nichts mehr. Auch du bist mir drin untergegangen."

Sie machte ihre Hände frei und legte sie ihm auf die Augen. Zart drückte sie ihm die Lider zu. „Jetzt siehst du nicht mehr das quälende Rot, nicht wahr?" Und dann nahm sie ihre Hände weg und legte ihre Lippen erst auf das eine, dann auf das andere Auge. „Ich liebe dich — was siehst du nun, sag?! Heinz, siehst du mich wieder im blauen Kleid mit den Haaren ganz wirr, mein Gesicht ist heiß, es strahlt, und ich lächle dich an — und du — du —" sie beobachtete ihn, sie hielt den Atem an — „siehst du mich jetzt?"

„Ja," sagte er rasch. Es war wie ein Aufatmen. „Ich sehe dich — so. Die Schönheit selbst. Das Glück, die Liebe. Ich sah dich," verbesserte er sich rasch, und der freundliche Schimmer auf seinem Gesicht erlosch wieder.

Sie fiel ihm um den Hals: „Wenn du mich liebst, dann bin ich immer schön, immer glücklich — deine Frau!"

„Nein," sagte er plötzlich hart und schob sie von sich. „Das ist es ja, was mich am meisten quält. Ich habe viel drüber nachgedacht. Gekämpft in Tagen und Nächten. Ich hatte ja Zeit genug. Ich habe noch nicht drüber sprechen

wollen. Ich fühlte noch nicht die Kraft. Aber du zwingst mich dazu. Es ist auch besser, wir sprechen nun darüber. Wenn es heraus ist, werde ich leichter zu ertragen sein." Er sprach auf einmal männlich und ruhig; die frühere Energie, die der Leidenszug ganz verwischt hatte, lag wieder auf seinem Gesicht: „Lili, du kannst meine Frau nicht werden. Ich denke nicht daran, dich an mich zu binden. Du tätest mir zu leid. Ja, wenn ich heil aus diesem Kriege gekommen wäre, oh! Aber so —!" Er schüttelte den Kopf. „Mitleid, nein, Mitleid vertrage ich nicht. Nein, Lili, nein!"

Sie erwiderte kein Wort, sie ließ ihn ruhig ausreden. Auch als er nicht mehr sprach, sprach sie noch nicht. Aber über ihr ernstes, betränTes Gesicht flog plötzlich etwas wie eine Andeutung von Lächeln. Was er sich dachte, der geliebte Mann! Aber sie widersprach ihm jetzt nicht. Ganz leise küßte sie ihn auf die Stirn wie eine Mutter ihr Kind. Und dann ging sie.

— — — — — — — — — —

Hatten die Augen des Blinden allein feuriges Rot gesehen? Rotes Meer in finsterer Nacht? Mit Erschauern nahmen's auch Sehende wahr. Deutschland war allein, ganz allein, schiffbrüchig und gefährdet auf umtostem Riff. Ströme von Blut, von den Fronten her, umspülten es, sie flossen zusammen mit dem roten Meer, in das Rußland schon untergetaucht war. Der Schiffbrüchige, der Tag und Nacht weiter nichts sieht als den rollenden Ozean, wird von Irrsinn erfaßt — er stürzt sich selber hinab.

Was nun, was nun?! Bulgarien abgefallen, die Türkei hilflos, Österreich-Ungarn um Frieden bittend. Aus allen

Himmeln gerissen, verwirrt, entsetzt sah das deutsche Volk sich um. Trotz aller Zweifel, trotz aller ungünstigen Prophezeiungen, trotz aller wankenden Hoffnungen hatte es doch immer noch an ein glücklicheres Ende geglaubt. Empört, wütend bäumte sich's jetzt im Menschen auf: Männer, Väter, Brüder, Söhne hingegeben, und gehungert und gefroren, an Leib und Seele elend geworden, und für was?! Jetzt nur schnell Frieden, Frieden um jeden Preis! Der Präsident von Amerika, der würde den Frieden schon recht machen. Weg mit denen, die noch länger an Widerstand dachten! Sie waren Verblendete, Narren, Verbrecher. Schleunigst räumen, was zu räumen war, wieder gutmachen, was gutzumachen nur irgend möglich war. Der Kaiser mußte zuerst fort, die Monarchie. Mit einem Volk, das sich selbst befreite aus den Fesseln des Militarismus, mit einer Regierung, die die Sätze annahm, die Wilson als Grundlage eines dauernden Rechtsfriedens niedergelegt hatte, würden die Feinde schon Frieden schließen.

Eine Ungeduld ohnegleichen stachelte die Gemüter an. Man konnte nicht mehr, und man wollte auch nicht mehr; Hindernisse, die noch vorm Frieden standen, wurden überrannt. Das alte Deutschland war ertrunken im roten Meer, ein neues mußte geboren werden. Es kreißten die Berge, die Erde tat ihr Maul auf und schrie empor zum Himmel; Vergangenheiten stürzten ein.

Blieb denn nichts, gar nichts mehr beim alten? Hermine von Voigt klammerte sich an den letzten Brief ihres Mannes. Der Generalleutnant schrieb vom 31. Oktober: „Heute war Majestät bei uns an der Front. Er kam im Auto. Er

saß ein wenig zusammengesunken. Als er ausstieg, gab er sich einen Ruck und richtete sich auf. Es war mir schmerzlich. Er sprach einige Worte. Einem Leutnant heftete Majestät noch selber den Hohenzollern-Orden an; es wird dem jungen Menschen vielleicht später eine werte Erinnerung sein. Was nun kommt, ist ungewiß. Halte Dich tapfer, liebes Herz."

Neigte der junge Leutnant sich denn nicht tief über die Hand seines Kaisers? „Es wird ihm später eine werte Erinnerung sein", vielleicht — war denn da ein Zweifel? Brachen die Truppen nicht in laute, nicht endenwollende Hurras aus, als der Kaiser sich ihnen zeigte? Frau von Voigt starrte auf das Schreiben ihres Mannes; sie kannte ihn zu gut: wenn da Begeisterung gewesen wäre, Hingerissenheit, die Hingebung der Truppe, die von der eigenen impulsiven Persönlichkeit erzwungen ist, dann wäre der Brief ein anderer gewesen. Das, was Herr und Diener, Kaiser und Volk zu beider Vorteil verbindet, das war nicht mehr da. Sie las es ja ganz deutlich, hinter diesen Worten standen andere: zusammengesunken saß der Kaiser im Auto, sich überwindend raffte er sich auf, täuschte die alte straffe Haltung vor und den raschen, federnden Schritt, teilte noch einmal Orden aus und hielt eine Ansprache. Aber stockstumm standen die Soldaten, sie glotzten dumm. Und da waren welche, die verbargen kaum ein höhnisches Lächeln: was wollte der noch hier, der Kaiser von gestern? Man schob ihn beiseite, weil der Krieg verlorengegangen war. Was ging einen noch ein Kaiser an?! Sie standen nicht mehr still im Glied, sie rührten sich und wechselten Blicke, und

als der Mann da es wagte, davon zu sprechen, daß die Zeit ernst sei, daß es aber gelingen werde, durch Gottes Gnade und Vatergüte, durch den unvergleichlichen Heldenmut der herrlichen Truppen und das beispiellose Durchhalten des Heimatheeres, für das kein Lob groß genug sei, das geliebte Vaterland zu retten und einen ehrenvollen Frieden zu erringen, da glaubte man förmlich den Widerspruch zu hören. Er wagte sich noch nicht laut zu äußern, er brannte aber auf den Lippen. In das Donnern der Geschütze hinein klang es wie Hohngelächter: wieviel Munition ist denn noch da? Auf zehn Granaten von uns kommen tausend Granaten der andern, auf hundert Bomben von uns hunderttausend von jenen. — Und wieviel Truppen hast du denn noch, der du dastehst, bleich bis in die Lippen, und stolz tust — sind dir noch alle deine Truppen treu?! Hohngelächter im Felde und Murren in der Heimat.

Oh, es war furchtbar! Die Frau verbarg ihre Augen hinter der Hand: nur dieses Bild nicht mehr sehen! Und wie er dann wieder einstieg, der bleiche Mann, der einst so geliebte, so viel bewunderte Kaiser, ob er sich da wohl bewußt war, daß die Sonne seiner Herrlichkeit sich neigte, daß es klüger wäre, abzudanken? Von selber zu gehen, ehe man ihn gehen hieß? Kein Hurra folgte ihm, kein brausendes Zujauchzen. Die Soldaten standen stumm, die Offiziere grüßten schweigend. Sollte es so wirklich zu Ende gehen?

Hermine von Voigt konnte und wollte es nicht glauben. Man kämpfte ja noch draußen. Über Waffenstillstand wurde erst verhandelt, vielleicht gelang es doch noch, den Gegner

wieder so weit zurückzujagen, wie er vorgedrungen war, die vormals besessene und so lange siegreich gehaltene Linie wieder einzunehmen.

Die erste seltene Novembersonne flinzelte durchs Fenster und warf, trügerische Wärme heuchelnd, Lichter auf die Gesichter der Ahnenbilder. Die Generalin sah zu ihnen auf: die hatten es gut gehabt, zu ihrer Zeit war Preußen noch klein gewesen, aber es hatte die Freiheitskriege durchgefochten und war groß geworden. Jetzt war Deutschland groß, aber war es nicht viel kleiner als damals? Heute ging es wieder um die Freiheit wie damals — wie würde diese Freiheit aussehen? Nie war so viel geredet und geschrieben worden von der Freiheit der Völker, wie in diesen letzten Tagen, und von den großen und neuen Aufgaben, die dem deutschen Volke bevorständen. Es war der Frau, die vor diesen Ahnen stand mit sehnsüchtig-bangem Blick, als lächelten die Alten mit feinem Spott.

Wieviel schwerer war es jetzt zu leben! In dieser Unklarheit. So zwischen Krieg und Frieden. An der Front noch Kämpfe, aber im Land kein Wille zum Siegen mehr. Aller Augen von der Front abgekehrt und auf das gleiche Wahlrecht, auf die neue Regierung der Mehrheitsparteien, auf Preßfreiheit, Amnestie und Versammlungsrecht, auf die Rechte, die vom Kaiser auf die Volksvertretung übergingen, auf die Umwandlung Deutschlands in einen Volksstaat gerichtet. War das denn jetzt das Wichtigste? Ach, es war alles, alles so wirr!

Der unruhige Blick der Frau flog durchs Fenster hinaus auf die Straße. Sie sah auf dem jenseitigen Bürgersteig

zwei Hunde sich kläffend balgen. Die bissen sich wütend um ein Stück Brot. Wie kam das Brot auf die Straße? Jetzt hatte doch keiner Brot zu viel. Ein Kind mochte es verloren haben, auf dem Weg zur Schule. Ein Mann kam entlang, schlotternd in seinen Kleidern; er blieb stehen, sah erst einen Augenblick den Hunden zu, dann schlug er mit dem Stock drein und verjagte die kläffenden Köter. Das Brot hob er auf. Nun pustete er darauf, nun wischte er's an seinem Rock ab, und nun — Gott im Himmel! — er biß hinein!

Es schwamm der Frau vor den Augen, das Blut schoß ihr zu Kopf; aber nach ihrem Herzen griff es wie mit eisiger Hand.

XIV

„Lies mir die Zeitung vor, Mutter," bat Heinz Bertholdi.

„Wird es dich nicht zu sehr aufregen?" Hedwig war glücklich, daß der Sohn danach fragte — Gott sei Dank, er zeigte wieder Interesse —, aber doch scheute sie sich. Wie mußte es ihn erregen, niederdrücken, was da alles stand! Ihn noch mehr als andere. Er hatte das Kostbarste geopfert, was der Mensch besitzt, sein Augenlicht — und für was?! Zögernd setzte sie an: „Wir haben um Waffenstillstand ersucht — ich weiß nicht, ob du das schon weißt?"

„Ich weiß es."

„Woher denn?" Sie war ganz erstaunt. Es war ängstlich vermieden worden, ihn aufzuregen; man hatte in seiner

Gegenwart nie von Politik gesprochen. Das Zusammensein war dadurch oft einsilbig geworden, aber wer hätte den Mut gehabt, ihm zu gestehen: es ist alles verloren, wir sind besiegt.

„Liebe Mutter, daß der Krieg für uns verloren ist, weiß ich,“ sagte er ernst. „Alles aus.“

„Wer hat's dir gesagt?“ Sie war ganz bestürzt.

„Das brauchte mir keiner zu sagen. Das sehe ich, wenn ich auch nicht sehe — ich sehe das an euern Stimmen. Wenn ich die höre, sehe ich auch. Ich sehe eure niedergeschlagenen Mienen, eure Bekümmernis; die galten diesmal nicht nur mir. Ich weiß auch, daß wir jetzt um Frieden bitten.“

Eine große Verlegenheit kam über Hedwig: was hatte er alles gehört? Sie hatte mit ihrem Mann doch nur heimlich davon gesprochen. Ein heißes Rot stieg ihr zu Kopf. Hatte er auch gehört, wie sie an ihres Mannes Hals schluchzte: „Mein Heinz, mein armer Heinz“?

„Ihr müßt leiser sprechen, wenn ich etwas nicht hören soll; meine Ohren sind unheimlich scharf geworden. Aber laß nur, Mutter,“ er legte seine Hand auf die ihre, „die Liebe hat mir doch gutgetan. Wenn es auch bitter ist, Mitleid zu spüren. Bitte, lies!“

Und so las sie ihm denn vor. Das Rot blieb auf ihrem Gesicht; mehr als einmal sah sie vom Blatt auf und rasch zum Sohne hin. Der saß ganz ruhig; nur die Hand, die auf seinen Knien lag, bewegte sich manchmal, als zucke es in ihr. Sie las ihm von dem Notenaustausch zwischen den kriegführenden Mächten, von dem Ende des osmanischen

und habsburgischen Reiches, von einem gerechten und dauernden Frieden auf Wilsons Grundlage. Dabei zitterte ihr die Stimme ein wenig, besorgt sah sie zu dem Sohne hin. Doch der saß noch ganz ruhig. Nur jetzt, als sie las: „Hoffnung auf bessere Tage" wurde er unruhig.

Heinz schüttelte den Kopf. Und dann stand er auf, in seiner ganzen schlanken Größe, und dehnte sich tief atmend, als beklemme ihm etwas die Brust. „Redensarten!"

„Soll ich nicht weiterlesen?" fragte sie schüchtern.

„Nein." Er setzte sich wieder. „Schone deine Stimme. Ich mag es nicht hören. Das eine nur beruhigt mich, fast möchte ich sagen, es macht mir Freude, daß ich wenigstens für das Vaterland getan habe, was ich tun konnte. Der einzige Entgelt für blinde Augen und verstümmelte Glieder. In diesem Bewußtsein haben wir unsern Lohn dahin."

Meinte er das wirklich so, wie er es sagte? Oder war es bitterer Hohn? Leise streichelte sie über seine Hand. Sie hätte ihn gern geküßt, ihn an ihr Herz gezogen, er war ja ihr Sohn, ihr geliebter Sohn, ihr einziger, aber eine gewisse Scheu hielt sie fern von ihm. In den ersten Tagen seiner verzweifelten Stimmung war er ihr näher gewesen, verständlicher als jetzt. Daß er so seltsam ruhig war, das machte ihn ihr fremd. War es die Ruhe der Verzweiflung oder bereits die der Resignation? Ihre Augen, von Mutterliebe geschärft, hingen an ihm. Nein, verzweifelt war er nicht mehr. Seine Stirn, seine junge Stirn war durchpflügt wie ein Ackerfeld, aber sie war trotzdem klar. Und heute nacht hatte sie ihn auch ruhig atmen hören in einem gleichmäßigen Schlaf. Ach, wenn er sich nur erst ganz

darein gefunden hatte, sich in sein Geschick ergeben! Mit Freuden wollten sie alles für ihn tun, nur für ihn leben, Lili und sie.

Es erschreckte sie fast, daß er, als hätte er ihre Gedanken erraten, jetzt sagte: „Ich danke dir, Mutter. Ja, du wirst Geduld mit mir haben.“ Er lächelte ein wenig: „Mütter haben ja immer Geduld. Von dir nehme ich sie auch ruhig an. Über Lili aber will ich jetzt mit dir sprechen. Komm, rück dich ganz nahe zu mir!“ Er zog ihren Stuhl näher zu sich heran.

Sie faßte seine Hand und behielt sie in der ihren; jetzt fühlte sie, daß er erregt war, seine Finger waren eiskalt.

Er sprach leise: „Mutter, ich liebe Lili zu sehr, um sie zu meiner Frau zu machen. Ich habe das auch schon zu ihr gesagt; sie hat mir nichts darauf erwidert. Sie glaubte es wohl nicht. Sie denkt, es ist nur so hingesagt aus einer verzweifelten Stimmung heraus. Es ist aber mein wohlüberlegter, mein heiliger Entschluß. Lili, diese schöne, wunderschöne —“ die Mutter sah ein entzücktes Aufflammen in des Sohnes Gesicht —, „diese Frau, die so geschaffen ist, daß alles Glück der Welt sich auf sie häuft, soll mit keinem blinden Mann durchs Leben gehen. Mutter“ — nun schrie es doch aus ihm heraus voll wilden Schmerzes —, „du mußt mir helfen, ihr verständlich zu machen, daß wir uns nicht heiraten können. Wenn sie es jetzt auch will, so ist es nur in einem Rausch von Opfermut; sie betrügt sich selber. Sie weiß nicht, was sie tut, was sie entbehren muß. Mutter“ — er beugte das Haupt in ihren Schoß —, „hilf mir, es ist so furchtbar, so namenlos schwer!“

Hedwigs Gedanken irrten zurück: hier an selber Stelle, hier hatte ihr anderer Sohn einst von seiner Liebe gesprochen. War in ungestümer Leidenschaft auf sie eingestürmt. Oh, wie anders war diese Liebe hier! Armer Rudolf — jetzt bedauerte sie ihn, dessen Liebe wohl schon vergessen war. Den hier konnte sie nicht bedauern.

Ihre Hand streichelte sacht über das Haar von Heinz; wie ein Kind lag er mit seinem Kopf in ihrem Schoß. Er schluchzte; auch sie weinte, aber ihre Tränen waren nicht jenen gleich, die sie so oft und schmerzvoll geweint hatte. Jetzt war es nicht Schmerz, der sie rinnen machte, ein Stolz erhob sich in ihr, der größer war als der Schmerz, ein Gefühl, in dem sie weinen mußte vor Glück. Ja, der hier war ein Held, und jetzt noch ein größerer als zuvor!

Heinz war wieder ruhiger geworden, fast verlegen war sein Gesicht. Es war ihm peinlich, daß er sich hatte hinreißen lassen. Mit einem liebevollen Lächeln sah die Mutter ihn an; ihr war nicht bange, sie kannte Lili.

„Wohin gehst du?" Heinz griff nach ihrem Kleid.

„Ich will Lili holen. Sprich du selber mit ihr, und sie wird dir selber Antwort geben."

„Nein, Mutter, nein, noch nicht! Mutter, warte noch!" Er sprang auf und wollte ihr nach zur Tür, aber schon war sie hinausgegangen.

Mit einem Seufzer suchte er wieder seinen Platz; jetzt fand er sich schon zurecht in dem gewohnten Raum. Die Brauen zusammengezogen, den Kopf auf die Brust gesenkt, so saß er und wartete. Er hätte gern noch ein wenig Zeit gehabt — einen oder zwei Tage — eine Gnadenfrist. Aber

wenn es nun nicht anders war, wenn die Mutter Lili herrief, nun, dann mußte es eben jetzt sein. Er setzte die Zähne fest aufeinander. Das war wieder sein altes Gesicht, das Gesicht unerschrockener Entschlossenheit, das seine Kameraden draußen oft bewundert hatten. — —

Lili war bei Annemarie. Es war merkwürdig, nun suchte die wieder die Freundin in ihr. Die Verstimmung des Sommers schien nicht dagewesen zu sein. Annemaries Gedanken hafteten nie lange an etwas, sie hatte die Verstimmung längst vergessen, und Lili war zu sehr mit anderem beschäftigt, um über das, was ihr bei Annemarie, gewissermaßen erschreckend, aufgefallen war, noch weiter nachzudenken.

Die jungen Frauen saßen in dem kleinen Sofa, das so recht gemacht schien, um sich aneinander zu schmiegen. Annemarie lehnte sich denn auch an Lili, sie hatte geklagt, wie einsam sie sich fühle, und ein paar Tränen vergossen. Nun saßen sie schweigend; Lilis Arm lag um die Schultern der andern, sie fühlte Mitleid. Alles, was an Annemarie ihr nicht gefallen hatte, war vergessen. Ja, es gehörte eine gewisse Entsagung dazu, so zu leben, wie Annemarie jetzt hier lebte. Die war so jung, lebenshungrig und liebebedürftig. Und hier immer dieselbe gedrückte Stimmung, eine Stimmung, die freilich durch die Zeit bedingt war, in die aber Annemaries Temperament sich schlecht einfügte. Lili kam sich um so viel älter vor als diese junge Frau, und doch fühlte sie sich noch jung genug, um gut zu verstehen, wonach die andere lechzte. Wenn Annemarie nur nichts Törichtes tat! In einer plötzlichen Besorgnis zog sie die

Jüngere fester an sich. Ob sie sich wohl mit Bittlinger schrieb? Und wie hieß doch jener andere — schrieb sie sich vielleicht auch mit dem? Annemarie war darüber seltsam verschwiegen. Jetzt wäre vielleicht der rechte Augenblick gewesen, Annemarie danach zu fragen, aber ein Feingefühl und eine gewisse Ängstlichkeit hielten Lili ab.

Da sagte Annemarie plötzlich, wie aus demselben Gedankengang heraus: „Ich muß nun mal 'nen Mann haben!"

„Annemarie!" Erschrocken klang Lilis Ausruf.

Annemarie machte sich frei aus dem sie umschlingenden Arm, ihre Augen blitzten. „Was ist denn da weiter bei? Zu erschrecken brauchst du doch darum nicht. Du willst dich doch auch wieder verheiraten, hast den Heinz ja schon gern gehabt, als dein Mann kaum tot war!"

Eine rücksichtslose Offenheit sprach aus diesen Worten, und doch — hatte Annemarie nicht ganz recht? Es war freilich anders gewesen, ganz anders — wie hatte sie angekämpft gegen die neue Neigung, hatte Heinz wieder in den Krieg gehen lassen, ohne ihm eine Hoffnung zu machen, hatte sich erst ganz allmählich in den Gedanken eingelebt, nicht mehr die Witwe des Leutnants Rossi zu bleiben, und doch —! Lili schwieg; sie war tief errötet.

„Also," sagte Annemarie, „warum bist du so entsetzt? Ich sag's eben ehrlich: ich würde mich gern wieder verheiraten." Sie seufzte. „Ich weiß nur nicht recht, wen!"

„Bittlinger?" sagte Lili leise und fragend.

Da lachte Annemarie etwas gezwungen: „Das sagst du so — ja, wenn der Geld hätte, aber so!" Sie brach plötzlich

in Tränen aus. „Ich bin ganz schrecklich dran, ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich seh's ein, ich muß mich wieder verheiraten — es ist auch schon wegen Rudi — aber einen ohne Geld kann ich doch nicht brauchen, dazu bin ich jetzt viel zu verwöhnt, und ich graule mich vor so einer Offiziersmisere. Aber einen Mann heiraten, den ich nicht liebe —!" Sie war aufgesprungen, stand mit zusammengezogener Stirn und sah vor sich hin. Es dauerte aber nur ein paar Augenblicke, dann hatte sie Lili vom Sofa aufgezogen, sie umgefaßt und wiegte sich mit ihr hin und her: „Ach was! Et hat noch immer, immer jut jejange!" — — —

Annemarie Bertholdi hatte laut gelacht, aber als sie sich nun an ihren Schreibtisch setzte, war ihr Gesicht ernster. Wenn sie auch so tat, es wurde ihr doch nicht leicht, nein, gar nicht. Die Gestalt des hübschen Rittmeisters trat so lebendig vor sie hin. Was war er doch für ein lieber, guter Kerl! Sie wäre sicher sehr glücklich mit ihm geworden! Unwirsch stieß sie den Schlüssel in das Geheimfach ihres Schreibtisches.

Da lagen seine Briefe, eine ganze Menge. Er schrieb fast einen Tag um den andern. In der letzten Woche hatte sie nichts von ihm gehört, sie wartete bereits ungeduldig, es war ihr immer eine liebe, unentbehrlich gewordene Zerstreuung, wenn ein Brief von ihm kam. Sie nahm die Briefe heraus, einen nach dem andern, sie las sie durch; dabei stieg ihr ein Rot in die Wangen. Wie zärtlich er schrieb — so verliebt!

Sie hatten sich die Zukunft anders gedacht. Wenn sie in den Bergen spazierengingen, in der kristallklaren Luft, die

himmelhoch über dem Staub des Alltags wehte, wenn sie in die sanften Täler hinabblickten, die der Bach durchkoste, oder weit, weit über andere Höhen, die im Abendglanz träumten, dann waren sie fern der ganzen Welt gewesen, auf einem anderen Stern. Dann hatte er sie hinter einen deckenden Busch gezogen, sie hatten sich stürmisch umarmt; diese Weltverlorenheit erregte die Sinne, begünstigte die Leidenschaft. Sie hatten damals von Heiraten gesprochen, sich's ausgemalt. Hindernisse gab es da nicht, er ließ kein Aber gelten, und sie dachte auch gar nicht an ein Aber.

Heiraten —?! Ob er wohl fest daran glaubte? Sie machte sich plötzlich Gewissensbisse: das hätte sie ihm längst ausreden müssen. Aber es war so schön gewesen, mit ihm so weiter zu schreiben, gerade so. Sie legte den Brief beiseite und nahm einen neuen.

„Geliebte, angebetete Frau!" — und dann kam eine Stelle: „ich würde Deinen Verlust nicht ertragen", und zum Schluß stand: „für immer und ewig Dein L."

Es wurde ihr plötzlich kalt vor Angst: wenn er irgendeine Dummheit beginge! Nervös fingerten ihre Hände in den raschelnden Papierblättern. Aber dann faßte sie sich: es mußte sein. Nahm einen Bogen und schrieb mit der großen, steilen Schrift, die jetzt Mode war, folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr von Bittlinger! Ich will heute ganz offen zu Ihnen sein, ich glaube, es ist das beste, wenn ich ehrlich bin, zu Ihnen und zu mir selber. Ich kann Sie nicht heiraten. Und darum wollen wir uns auch lieber nicht mehr schreiben. Es war eine schöne Zeit, die wir zusammen verlebten, sie wird mir ewig" —

Hier stockte ihre Feder; sie besann sich ein Weilchen: war das auch nicht etwa schon zu viel gesagt? Eigentlich ja, aber, na! Sie schrieb weiter:

„eine teuere Erinnerung bleiben."

Sie stützte den Kopf auf und sann nach: was sollte sie nun noch schreiben? Ach, das war ja doch alles so kurz und verletzend, so gefühllos! Er tat ihr so leid, und sie tat sich selber so leid. Es war ein hartes Geschick — warum hatte der Leo nicht das Geld von Herrn Thiessen?! Aber wenn sie Leo heiraten würde, ging es ihnen wirklich zu knapp, die Bertholdis würden ihr sicherlich nichts zugeben; das konnte man ihnen ja auch nicht verdenken, nur Rudi kriegte mal was. Sie stieß einen Seufzer aus: also es half nichts. Und dann schrieb sie mit fester Hand, aber mit umflorten Augen den Schluß.

„Behalten Sie mich in freundlichem Gedenken, zürnen Sie mir nicht!"

Und dann konnte sie es doch nicht lassen und fügte noch zu:

„Ich bin sehr unglücklich. Leb wohl, mein Leo, noch einen letzten Kuß. Deine" —

das strich sie aber aus —

„Ihre A . . . . e."

Sie steckte den Brief in den Umschlag und schloß ihn sorgfältig: Gott sei Dank, das war nun fertig! Sie tat einen tiefen Atemzug. Wirklich, sie hätte nicht gedacht, daß es doch so rasch gehen würde. Mit hastiger Hand griff sie nach einem zweiten Briefbogen. Jetzt war sie einmal im Zuge, nun auch das noch, dann war sie ihre schwierigen Briefe los. Schon seit Tagen hatte sie sich in Gedanken mit diesen ge=

16*

tragen, aber den Mut zum Niederschreiben doch nicht gefunden.

„Sehr geehrter Herr Thiessen! Ob ich mich der schönen mit Ihnen verlebten Tage erinnere, fragen Sie in Ihrem Briefe vom Oktober. Gewiß erinnere ich mich dieser Tage. Sehr gern. Und nun fragen Sie mich noch etwas. Darüber habe ich mich lange besonnen. Sie müssen darum entschuldigen, daß ich Sie vierzehn Tage auf Antwort warten ließ. Ich habe meinen leider mir so bald entrissenen Rudolf so sehr, sehr geliebt und betrauert, daß es mir schwerfällt, mich zu einer zweiten Ehe zu entschließen. Aber es muß wohl sein. Für meinen kleinen Rudi ist es auch besser, wenn er wieder einen Vater hat; ich muß immer über ihn lachen, wenn er unartig ist, und das ist doch wohl nicht das Richtige. Es würde mich freuen, wenn Sie bald einmal herkommen könnten. Meinen Schwiegereltern habe ich noch nichts gesagt; es wäre mir lieb, wenn Sie selber mit ihnen sprächen. Sie sind in ihrer Art sehr gut zu mir, und ich möchte es gern vermeiden, ihnen wehe zu tun. Was meine Mutter, Frau von Loßberg, anbetrifft, so ist sie seit dem Tod von meinem Bruder Jochen wie verstummt; ich höre sehr selten von ihr. Es wäre wohl das beste, wenn wir, nachdem Sie mit meinen Schwiegereltern Rücksprache genommen haben, einmal zu ihr hinführen."

Sie nickte zufrieden: wenn er diesen Brief las, mußte er denken: Was ist das für eine besonnene, klarüberlegende Frau. Und das war sie doch eigentlich gar nicht. Er hatte sie ja auch ganz anders kennengelernt. Aber das schadete nichts,

es machte sich gut so. Sie fühlte sich sehr würdig. Und nun machte sie noch schnell einen freundlichen Schluß.

„Es ist sehr lieb von Ihnen, was Sie sonst noch schreiben. Ja, verwöhnen Sie mich nur ein bißchen, ich mag das sehr gern; ich werde Sie auch verwöhnen. Und nun noch viele liebe Grüße und auf frohes Wiedersehen. Ihre Annemarie Bertholdi, geb. von Loßberg."

So, das hatte sie fein gemacht. Und klug. Lange gezögert, bis sie auf seinen Antrag, der ihr doch eigentlich erwünscht kam, antwortete, und dann auch nicht gleich zugegriffen, sondern mit einiger Zurückhaltung sich benommen. Er mußte nicht denken, daß es ihr leicht wurde, sie tat's des Kindes wegen. Sie liebte ihn ja auch nicht, er war so viel älter, und trotz seines Autos und all seines Geldes war es doch immerhin ein Entschluß für eine so junge Frau. Doch sie mochte ihn ja nicht ungern, er war klug, gewandt, liebenswürdig, sie kam auch durch ihn wieder in ein lebhaft-bewegtes, abwechslungsreiches Leben, und so würde es schon sehr gut werden.

Es war ihr merkwürdig zumute, als sie sich in dem Zimmer umsah, in dem Rudolfs großes Bild an der Wand hing und auf sie heruntersah mit seinem jungen, liebenswürdigen Gesicht. Und da auf dem Schreibtisch lag auch noch der Brief an Leo. Wen von den beiden hatte sie eigentlich mehr geliebt? Sie stand sinnend. Und dann nickte sie Rudolf zu, eine Bitte lag ihr auf den Lippen: nicht wahr, du bist mir nicht böse? Er war der erste gewesen, sie hatte geglaubt, ihn über alle Maßen zu lieben; aber was weiß man denn vom Leben und von der Liebe, wenn man achtzehn Jahre ist! Schöne, schöne Stunden waren es gewesen mit ihm — glück-

liche — aber bloß von der Erinnerung zehren kann man doch nicht. Sie würde ihn ja nie vergessen — ihre Augen füllten sich mit Tränen —, aber jenen andern auch nicht! Ihr Blick flog zum Brief auf dem Schreibtisch, es wollte sie überkommen wie reuiger Schmerz. „Was tust du?" fragte eine Stimme — nein, so fragten zwei Stimmen, die des Lebenden und die des Toten. Sie seufzte auf: ach, es war sehr komisch, nun wieder eines andern Mannes Frau zu werden, und dieser andere Mann war nicht einmal Leo von Bittlinger. Aber es half ja nichts. Schaudernd sah sie sich um: nein, diese Stille, diese Einsamkeit ertrug sie nicht länger!

Mit der ganzen Sorglosigkeit ihres Wesens schüttelte Annemarie alle schweren Gedanken ab. Ein Lächeln erblühte auf ihren Lippen, wenn sie an die kommenden Tage dachte, und blieb da. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auch Lili lächelte. Aber es war ein anderes Lächeln. „Ich vergebe dir," sagte es, „du armer Tor, daß du an mir zweifelst." Sie saß bei Heinz.

Hedwig hatte die beiden allein gelassen, sie hatte Lili auch keinen Wink gegeben, sie war so überzeugt, die machte es recht. Aber doch war sie in einer ängstlichen Spannung, sie sprachen so lange.

Nie hatte Lilis Stimme weicher geklungen: „Warum quälst du dich und mich? Du willst mich nicht heiraten, sagst du — warum nicht?"

„Weil ich blind bin."

„Ich bin aber nicht blind. Ich sehe für dich und für mich. Und ich sehe, daß es dein und mein Glück ist. Ach Heinz,"

sie ergriff seine Hand, „denke dir, welch ein seliges Gefühl für mich, wenn ich weiß, ich bin dir alles. Ohne mich kannst du nicht leben, ohne mich kannst du nicht schreiben, ohne mich erfährst du nichts von der Welt, an meiner Hand gehst du spazieren, ich führe dich sicher durch alles Gewühl. Oh, wie will ich dich treu geleiten!" Ihre Stimme wurde immer hingebender: „Ich bin immer mit dir. Ich habe tausendmal mehr von dir als andere Frauen von ihren Männern, die werden so viel abgelenkt, und dadurch stirbt oft die Liebe. Du bist immer mein."

„Aber bist du immer mein?" Er schüttelte den Kopf. „Ich glaube es nicht. Ich kann es nicht glauben. Du bist jung, schön — ach Lili, ach Lili — immer seh ich dich vor mir wie damals an jenem Sonnenmittag mit dem wirren Haar, das wie Gold glänzt!" Er griff nach ihr, um sie an sich zu ziehen, ließ aber den Arm wieder sinken. „Du bleibst nicht immer mein. Es kann nicht sein, es wäre übermenschlich. Denke nicht, daß ich es nicht merken würde, — die nicht sehen, fühlen um so feiner. Ich weiß, du würdest mir nicht untreu werden, — ich achte dich viel zu hoch, um das zu denken, — aber es werden Stunden kommen, in denen du denkst: ach, ein blinder Mann, wie lästig! Hätte ich den oder jenen, wieviel leichter wäre das Leben für mich, heiterer, schöner, genußreicher. Ich könnte meine Jugend ganz anders genießen, ich könnte tanzen, reiten, reisen; nun muß ich immer Rücksicht nehmen, bin in allem gehemmt. Und vielleicht würde dann in solchen Stunden doch einer kommen, der dir gefiele, und du, Lili, würdest nicht mehr die Kraft haben, dich gegen das Glück zu wehren. Du würdest

dich quälen, unendlich leiden. Und ich würde es merken, verlaß dich drauf. Lili, ich würde es merken. Und was dann? Dann würde ich sagen: ich gebe dich frei. Aber da sage ich lieber schon jetzt: ich gebe dich frei."

„Aber ich gebe dich nicht frei!" Ihr weicher Ton wurde härter. „Ich habe nicht umsonst all die Kämpfe ausgefochten, nicht all diese Qualen, wenn ich dalag nachts und nicht schlafen konnte und mich zerpeinigte in dem Gedanken: hast du deinen verstorbenen Mann ganz vergessen, denkst du nicht mehr an ihn? Du weißt es, Heinz, ich bin nicht so leicht zu gewinnen, es hat lange gedauert, bis ich mich dir zu eigen gegeben habe. Nun aber auch mit ganzer Seele. Und mich willst du jetzt nicht? Du machst mich unglücklich!" Sie schluchzte auf.

„Grade weil ich dich nicht unglücklich machen will," rief er heftig. Er hörte sie weinen. „Weine nicht, ich bitte dich, weine nicht!"

„Doch will ich weinen. Ich weine ja jetzt viel schmerzlichere Tränen, als da dich das Unglück traf. Das habe ich verwunden. Aber nie, nie werde ich dieses Unglück verwinden, dieses Unglück, das du mit Absicht über mich bringst!"

„Nicht mit Absicht," murmelte er, schon ganz kleinlaut geworden.

Sie zürnte: „Schäme dich, mir so weh zu tun!" Und dann lächelte sie doch unter ihren zornigen Tränen: „Muß ich dir denn alles sagen, was ich dir erst später sagen wollte? Später einmal gestehen. Ach, Heinz — in jener ersten, ersten Nacht —" sie stockte. Es überlief sie wie ein Schauer. „Nein, auch dann nicht! Erst wenn wir alt sind, wenn wir viele,

Jahre miteinander gelebt haben, wenn du mich so genau kennst, daß ich mich nicht mehr zu schämen brauche. Nein, auch dann tät ich's noch nicht! Aber jetzt — o Gott, ich muß es dir jetzt sagen, damit du weißt, du darfst mich nicht von dir weisen. Es wird mir so schwer!" Sie zögerte. Obgleich er sie nicht sehen konnte, obgleich niemand sonst im Zimmer war, eine stille Einsamkeit um sie beide, stieg ihr die Scham mit heißer Blutwelle bis in die reine Stirn. Sie schlug die Hände vors Gesicht.

Es vergingen Minuten, er horchte gespannt. Er hatte sich stark gemacht in vielen qualvollen Wochen, hatte sich endlich durchgerungen zu einem Entschluß, den er seiner Ehrenhaftigkeit schuldig zu sein glaubte, und nun erfaßte ihn doch wieder ein Zögern. Und mit dem Zögern die Stimmung jenes Zusammenseins an der Mosel. Er hörte ihr rasches Atmen, er faßte nach ihrer Hand und empfand das erregte Pulsen ihres Blutes. Wieder sah er die goldenflutende Sonne — kein rotes Meer, nein, eine trunkene Schönheit über blauem Fluß und grünen Bergen. Und er sah das Beben der geliebten Frau. Es durchrann ihn in warmen Lebensströmen, er fühlte seine mühsam errungene Kraft schwinden. Noch wehrte er: „Laß mich, laß mich!"

Da schlang sie beide Arme um seinen Hals, sie lag schwer auf seiner Brust, er konnte sich ihrer nicht erwehren. Und sie flüsterte ihm ins Ohr mit heißen Lippen das, was die Keuschheit ewig hatte verschweigen wollen, und was doch die Not dieser Stunde, der heiße Wunsch, ihn zu überzeugen, ihn glücklich zu machen, hervordrängte. Was sich jetzt wandelte zu einer heiligen Offenbarung.

„Ich verzehre mich nach dir — mit Leib und Seele — schon damals, schon damals — wärst du nicht fortgegangen — ich wäre dein geworden schon damals! Ich war schwach. Ich bin schwach."

XV

Draußen tobte noch immer der Kampf. In gewaltiger Artillerieschlacht suchten Franzosen und Amerikaner die Aisne-Front und zwischen Argonnen und Maas durchzubrechen, in Flandern griff der Engländer an, zwischen Schelde und Oise toste englische und französische Artillerie mit gewaltigem Einsatz von Panzerwagen heran; überall, auf den Aisne-Höhen, an der Lys-Front, westlich der Mosel, allüberall mächtige Angriffe.

Aber der Blick des deutschen Volkes stählte nicht mehr den Söhnen, die da noch standen und den Durchbruch der Fronten aufhielten, den Mut. All die Gedanken, die Wünsche, die Gebete, die Hoffnungen, die dahingeflossen waren in gewaltigen Strömen, waren abgelenkt. Der Kaiser, der Kaiser mußte fort — wann ging er endlich?! Der Kronprinz, die ganzen Hohenzollern. Hatten sie nicht genug Unheil über Deutschland gebracht, warum zögerte man noch, sie fortzujagen?

Der Kaiser sei an die Front geflohen zu seinen Soldaten, so hieß es. Ob er da sicher war? Man bezweifelte es. Andere wußten es besser: er war gar nicht an der Front, er war im Hauptquartier. Nein, er hielt sich in Berlin verborgen.

Niemand wußte Genaues; Gerüchte, Fabeln durchschwirrten die Luft.

Und die war schwer und drückend, schwül wie in gewitterschwangeren Sommertagen, und doch war es November. Der Regen troff, der Himmel gab kaum Licht, ein schlüpfriger Brei überzog den Asphalt von Berlins Straßen, kalter Wind pustete um die Ecken. Die Hitze, die brütete nur in den Gemütern, die Schwüle in der ungeheuren Spannung, in der nicht nur Berlin, nicht nur Deutschland, nein, die ganze Welt verharrte. Wie würden die Waffenstillstandsbedingungen sein? War Wilson wirklich der, auf den so viele hofften? War er es, der der Welt Frieden und Gerechtigkeit geben würde und Deutschlands verhungernden Kindern Milch und Brot?

Die Bürger schlossen ihre Türen sorgsam. Ihnen war bange. Was für ein Pöbel machte sich auf den Straßen breit? Die Dame, die im kostbaren Mantel ging, wurde scheel angesehen; es war besser, man zog sich ganz einfach an. Mochte sein, daß es gar nicht so war, daß es nur in der Einbildung, von einer unbestimmten Bangigkeit gezeitigt, bestand, aber man hatte die Empfindung, als sei die Stadt voll von Elementen, die man vorher nicht in ihr bemerkt hatte. An allen Straßenecken stand einer und schrie Blätter aus, oder er redete in eine sich immer mehr stauende Ansammlung von Menschen hinein. Und Gesichter tauchten auf, so brutal, so verwegen, daß man sich fragte: wo kommen die her?

Das Berlin, das höfliche Berlin, das selbst in seiner größten Eile anständig aus dem Wege gegangen war, schien

jetzt verändert; es drängte, schimpfte, stieß, puffte, schaffte sich Platz mit den Ellenbogen. In nervöser Erregung schrien die Menschen gegeneinander an. Keine Elektrische kam zur Zeit, keine Uhr ging richtig, keine Arbeit wurde mehr pünktlich gemacht; eine unendliche Verdrossenheit lähmte die Hände, es war in den wirrsten Kriegstagen nicht wirrer gewesen. Und vor den Läden, in denen das bißchen Butter zu haben war, Brot, Mehl, Kartoffeln, die nötigsten Bedürfnisse des täglichen Lebens, sammelten sich die Frauen. Sie, die sonst geduldig in langer Reihe geharrt hatten, bis es dem Ladeninhaber genehm war, die Jalousie hochzuziehen und zu öffnen, donnerten jetzt mit den Fäusten dagegen: „Aufmachen!" Man war es müde, draußen zu stehen; man schlug die Fenster ein und nahm sich, was man brauchte.

Im Norden, im Osten Berlins, in jenen Gegenden der dicht sich quetschenden, vielstöckigen Häuserkasernen, der engen Winkel übervölkerter Wohnungen, der luftlosen Höfe, die nichts weiter sind als Schächte voller Unrat zwischen himmelansteigenden Mauern, waren Plünderungen vorgekommen. Man hörte davon oder hörte auch nicht davon; es mehrten sich die Zeichen der wankenden Ordnung.

Sollte es auch hier so weit kommen wie in Kiel, wo die Mannschaften der Kriegsschiffe die befohlene Ausfahrt verweigert hatten? Die Garnison war zu den Matrosen übergegangen, auf den Schiffen und den Dienstgebäuden der Stadt wehte die rote Flagge.

Rot, rot, rot — es ist die Farbe der Zeit. Rotes Blut, seit Jahren geflossen, wird zum roten Meer, — es breitet seine Wellen weiter und weiter aus, es bespült alle Ufer,

es brandet an. Ein Meer, gewaltig genug, die ganze Erde zu überschwemmen. — — —

Der Vorort der großen Stadt war noch ganz still, man war nahe und doch weit von Berlin. Gott sei Dank, sagten die Bürger. Aber unruhig waren auch sie, und ihre Träume waren schwer. Allabendlich sahen sie den Himmel sich röten über Berlin: warum war der so rot?

Flammte es da bereits? fragte sich Hermine von Voigt, oder war es nur der Widerschein der vielen Lichter dort, der den grauen Nachthimmel antuschte mit schmutzigem Rot? Sie hatte keinen Brief von ihrem Mann mehr bekommen; alle Nachrichten von der Front hörten jetzt auf. Wie benommen von der Schnelle der Ereignisse, überwältigt von deren Wucht, stand die Frau stumm, niedergeschlagen, wie betäubt. Sie hätte sich freuen können an der Tochter — Lili war freudig, mutvoll, stark — aber sie konnte es nicht; es dünkte sie ganz unwirklich, daß Menschen noch Pläne machten, Pläne, aus einem Gedanken an Glück geboren. Der Tag der Hochzeit wurde festgesetzt. Sowie Lilis Vater zurück war, und das würde ja bald sein, sollte sie stattfinden. Hermine von Voigt wußte nicht, sollte sie den Mann bald hierher wünschen, oder mußte sie es ihm gönnen, noch fernbleiben zu dürfen?

* * *

Es war am Mittag des neunten November. Am Morgen hatte es noch geregnet, nun schien auf Berlin die Sonne. Draußen im Vorort war es freundlich und so mild, als ginge es in den Frühling hinein und nicht in den Winter.

Bei Bertholdis blühten unterm welken Laub die ersten Christrosen. Hedwig ging ohne Hut und Mantel im Garten herum und pflückte sie; die Sonne schien auf die weißen Blütensterne in ihrer Hand. Die wollte sie nun auf den Kirchhof tragen, auf ihres Jüngsten Grab. In einer unendlichen Wehmut gedachte die Mutter seiner, all die Tage seines jungen Glücks, die er hier verlebt hatte, lebte sie noch einmal durch. Sie mußte jetzt mehr daran denken als je zuvor, denn neben ihr blühte etwas auf, was sie täglich, stündlich erinnerte: ein ganz anderes Glück, ein viel stilleres, viel bescheideneres. Aber es besaß Leuchtkraft genug, um auch ihrem Herzen, in dem es dunkel geworden war, neues Licht zu geben.

Heute waren die Verlobten nach Berlin gefahren, sich die Eheringe auszusuchen. Die Mutter hatte ihnen von der Gartenpforte aus nachgesehen, und dann hatte sie ihren Mann herausgerufen: „Komm, sieh ihnen nach. Wenn sie so gehen, rasch, elastisch, dann ahnt niemand, daß Heinz nicht sieht. Er geht ganz sicher an ihrem Arm." — — —

Lili hatte ein Gefühl des Stolzes, als sie nun den geliebten Mann durch die Straßen geleitete. Sie wollten Unter die Linden und eigentlich dahin fahren, aber am Vorortbahnhof faßte sie ein Menschenstrom und schob sie mit. Droschken waren ohnehin selten, Autos schon seit langer Zeit nicht mehr zu haben; und warum sollten sie denn auch nicht zu Fuß gehen? Heinz war noch gar nicht in Berlin gewesen, und Lili auch seit längerer Zeit nicht mehr. Wie voll es in den Straßen war! So war es sonst in der Friedenszeit, kurz vorm Weihnachtsfest gewesen, wenn alles zum Ein=

kaufen eilte; dann war es so die Leipziger Straße hinuntergeströmt.

Menschen, Menschen, Menschen. Aber sie blieben still, sie sprachen nicht, sie drängten nur voran. Wohin? Das wußten sie selber nicht. In unheimlicher Ruhe wogte es in den Straßen, in unheimlicher Ruhe lagen die hohen Häuser, ab und zu nur rasselte eine schwere eiserne Rolljalousie herunter, die die große Spiegelscheibe der Warenauslage schützte. Die meisten Läden hatten schon geschlossen. Ganz plötzlich. Warum? Das konnte niemand sagen. Jetzt auf einmal ein Gemurmel, ein Raunen in der Menge; die sich drängende Flut stockt.

Wer es gesagt hat, weiß man nicht. Ob es wahr ist, weiß man auch nicht, aber man gibt es weiter, dem, jenem, und der wiederum gibt es auch weiter. Es pflanzt sich fort von Mund zu Mund, es rast durch die Straßen mit Windeseile, das Raunen wird zum Geschrei, an jeder Straßenecke brüllt's einer hinaus in die Welt, die heiseren Schreie lassen die Menschen stutzen: „Der Kaiser hat abgedankt! Der Kronprinz auch!"

Weg mit dem Kaiser, weg mit den Hohenzollern! Zum Schloß, zum Schloß!

Wo kommen nur auf einmal all die Arbeiter her? Sie marschieren in geschlossenen Zügen. Schon am Morgen haben sie nicht mehr gearbeitet, die großen Betriebe liegen still; jetzt haben ihre Führer sie angewiesen: zum Schloß. Noch marschieren sie stumm, sie nehmen die Breite der Straße ein; stumm lassen Militärpatrouillen, das Gewehr übergeschnallt, den Stahlhelm auf dem Kopf, sie vorbei. Sie

selber stehen, als ginge sie das nichts an. Was sollen sie auch tun? Anhalten? Passieren lassen? Leute verhaften? Noch gibt keiner Anlaß dazu. Und sie wissen bereits, in der Maikäferkaserne ist großer Tumult. Da sind die Türen erbrochen worden, es hat den Offizieren nichts genutzt, daß sie aus den Fenstern schossen, aus denselben Fenstern werfen die Soldaten ihre Strohsäcke und Kommißbrote der jubelnden Menge zu und ziehen dann ab, den Rucksack gefüllt.

Vor der Kaserne am Oranienburger Tor das gleiche: furchtbarer Auflauf, wüstes Getümmel. Aus den Fenstern fliegen die militärischen Akten, da liegen sie auf dem Pflaster — tosendes Gelächter —, die Menge zerreißt sie, tritt sie in den Kot. Und so vor den anderen Kasernen auch. Wenn selbst die Gardefüsiliere, die alarmbereit standen, nicht mehr den Befehlen ihrer Offiziere folgten — wen, was sollen da die anderen noch verteidigen? Kein Kaiser mehr da, dem sie den Eid geschworen haben. Man wird doch nicht für niemanden, für gar nichts sein Blut verspritzen. Die Arbeiter sind Brüder, auf die schießt man nicht.

Jubel, Singen, Geschrei: „Der Kaiser hat abgedankt, es lebe die Republik!"

Patronen werden verteilt — nun ist das Volk gerüstet. Halbwüchsige, Kinder balgen sich darum. Handgranaten werden ins Wasser geschmissen, militärische Ausrüstungen fortgeworfen. So: der Krieg ist nun aus, den Dreck da braucht man nicht mehr.

Lili wollte sich wenden, sie hatte nur noch das eine Gefühl: heraus aus dem Gedränge, zurück zum Bahnhof.

Aber daran war nicht zu denken. Eingekeilt, ohne auch nur einen Arm bewegen zu können, wie es ihnen beliebte, wurden sie weitergeschoben. Und auch Heinz strebte weiter. Sein Gesicht war sehr bleich, seine Züge versteinerten förmlich; Wut und Empörung machten ihn heiser: „Revolution!" Sie drückte seinen Arm: „Sei ruhig, ich beschwöre dich, bleibe ruhig!" Sie zitterte für ihn.

„Die Dynastie ist gestürzt! Ein herrlicher Sieg des deutschen Volkes!"

„Wer hat das gesagt?"

„Scheidemann, der Abgeordnete Scheidemann hat eben eine Ansprache von der Freitreppe am Reichstagsgebäude gehalten!"

Herrlicher Sieg! Herrlicher Sieg! Tausende, aber Tausende jauchzen es. Zum Himmel steigt es auf mit Fanfarenton: Herrlicher Sieg! Das deutsche Volk jubelt. Es kann sein Glück noch kaum fassen.

Aber jetzt rasen die Autos durch die Stadt, große Militärlastautos, sie rasseln und rollen gewaltig; Maschinengewehre auf ihnen, Soldaten mit Waffen, in Sturmhelmen, den Gürtel gespickt mit Patronen. Doch sie lächeln und winken: „Hoch die Republik!" Eine rote Fahne haben sie aufgesteckt, die bläht der Wind und läßt sie lustig flattern um die Sturmhelme. Die Menge johlt Beifall.

Fenster öffnen sich, rote Sammetkissen stürzen heraus, sie werden aufgehoben, im Demonstrationszug vorangetragen. Rote Teppiche werden herausgehängt, rote Tücher grüßend geschwenkt: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik!" Nicht endenwollende Hochrufe.

Von den Autos Ansprachen; jeder fühlt sich bemüßigt zu reden. Jetzt darf man ja, jetzt ist keiner mehr da, der einem das Maul verbietet. Den Genossen heben andere Genossen hoch, er redet von ihren Schultern herunter; die Zuhörer staunen, es fließt dem Mann nur so vom Munde:

„Die neue Zeit ist angebrochen, die Zeit, die dem arbeitenden Volk gehört. Genosse Ebert ist beauftragt, die neue Regierung zu bilden. Genosse Scheidemann hat's eben verkündet. Verfügungen der Regierung sind nur gültig, wenn Genosse Ebert unterschrieben hat. Es lebe der neue Reichskanzler!"

Tosende Hochrufe.

„Auf dem Reichstag weht die rote Fahne — Genossen, Freunde, Brüder, wißt ihr, was das zu bedeuten hat? Daß das Volk jetzt regiert. Wir, die wir immer in Deutschland unterdrückt worden sind — kein Volk ist je so geknechtet worden —, wir haben nie was sagen dürfen, über unsere Köpfe weg ist immer alles bestimmt worden, nicht einmal das allgemeine Wahlrecht hat man uns in Preußen gegeben, man hat es uns erst jetzt zugestanden, aber auch nur, weil sie nicht mehr anders konnten. Wir betrachten es nicht als freies Geschenk. Wir haben es uns erzwungen. Und wir werden uns noch anderes erzwingen!"

Wieder Zurufe: „Jawohl, das werden wir!" — „Freiheit und Gleichheit!" — „Kein Kapitalismus mehr!" — „Es muß alles sozialisiert werden!" — „Achtstündiger Arbeitstag!" — „Herrschaft des Proletariats!"

Ein Geschrei, daß der Redner kaum mehr zu Worte kommen kann, er brüllt sich heiser:

„Die Soldaten hat man gegen uns hetzen wollen, die Naumburger Jäger hat man kommen lassen —“

„Pfui Deibel!“ kräht einer dazwischen.

„Jawohl, ‚Pfui Deibel‘, da haben Sie recht. Aber die haben mehr Ehre im Leib als die Kerls da oben. ‚Wir schießen nicht auf unsere Brüder‘, sagen sie. Sie sind Kinder des Volkes wie wir, sie grüßen mit uns herüber nach Rußland — unsere Brüder sind auch dort. Die werden sich mit uns vereinigen. Russen, Engländer, Franzosen, Italiener, Tschechen, Amerikaner, alle, alle, das ganze Proletariat der Welt wird sich mit uns vereinigen. Die Throne wanken, es gibt keine Militärgewalt mehr. Jubelt, ihr Kinder des Proletariats, die Stunde des Sieges ist für euch gekommen, die Sonne des Glücks geht für euch auf!“

Die Stimme des Aufgeregten überschlägt sich, er strampelt mit Armen und Beinen, sein Gesicht ist nicht rot von der Anstrengung, sondern erdfahl, Schaum tritt ihm vor den Mund.

„Fluch über die, die uns in den Krieg getrieben haben, die uns abschlachten ließen wie hilflose Lämmer! Wir wollten keinen Krieg, wir haben keinen Feind draußen, wir haben nur Feinde drinnen. Fluch über die, die den Genossen Habersaath und den Genossen von der AEG. und den von den Schwarzkopff-Werken heute gemordet haben!“

Ein wildes Aufkreischen: „Tote?!“

„Jawohl, Tote! Ehrliche Arbeiter, die sich in mühseliger Arbeit ihr saures Brot verdienten. Sie genießen den Morgen der Freiheit nicht mehr. Aber wir schwören bei ihrem Blute, daß wir nicht ruhen wollen, bis die Saat aufge-

gangen ist, die ihr heiliges Blut düngte. Auf zum Untersuchungsgefängnis! Laßt uns die politischen Gefangenen befreien! Frei wollen wir sein, keine Fronknechte des Militarismus und des Kapitalismus mehr! Es lebe das befreite Proletariat! Die neue deutsche Republik, sie lebe hoch!"

Unzählige Hochrufe. Auf den Schultern der Anhänger wird der Redner davongetragen. Die begeisterte Menge strömt nach.

Schon hoffte Lili, sich herauswinden zu können, Heinz glücklich zum Bahnhof zurückzubringen, da flutete ein neuer Strom an, sie wurden im Strudel mit fortgeschwemmt.

Eine unabsehbare Menge.

Große Plakate schwanken über den Köpfen: „Freiheit!" — „Frieden und Brot!" — „Brüder, nicht schießen!" —

Die Soldaten denken gar nicht daran. Überall tauchen sie jetzt auf. Kieler Matrosen, blaue Jungens, die Hälse nackt, mit den feldgrau Uniformierten Arm in Arm, auch mit Zivilisten. Mädels dazwischen, die lachend kreischen, wenn zu heftig gedrängt wird, die ihren Spaß haben.

Unter die Linden! Zum Schloß! Das ist die Losung. Fortgetragen vom Strom, gibt's kein Entrinnen. Die paar jungen Soldätchen an den Ecken, die absperren sollen, die noch am Befehl kleben, schüchtern ihr „Zurück!" stammeln, werden überrannt. „Weg mit der Knarre!" Man schlägt ihnen lachend das Gewehr aus der Hand. Sie werden mit fortgespült.

Vom Brandenburger Tor weht weithin sichtbar die rote Fahne. Man hat der Wache am Tor gewinkt: „Abtreten!"

und sie ist abgetreten. Oben beim Siegeswagen der Viktoria jubelnde Knaben, sie werfen die Mützen in die Luft, sie hüpfen auf einem Bein: „Mein Oller is beim Soldatenrat!" — „Un meiner is Arbeiterrat; det 's janz wat Feinet!"

Am Bismarckdenkmal wird schon ein Aufruf angeklebt: „Lieber den Untergang als den Kompromiß! Es lebe die demokratische, sozialistische Republik! Es lebe die demokratische Internationale der neuen Welt!"

Von ferne Schießen. Was ist das? Wer schießt da? Wer wagt es, aufs Volk zu schießen?! Ein Geheul steigt auf. Ein Offizier zeigt sich in der Menge. „Der Lumpenhund! Reißt ihm den Säbel weg! Kokarde runter! Man umdrängt ihn. Er will sich zur Wehr setzen, er streckt den Revolver vor. „Nicht schießen!" Ein älterer Bürger reißt ihm den Revolver weg. Ein kurzes Ringen. Kokarde, Achselstücke, das Eiserne Kreuz und andere Ehrenzeichen sind abgerissen, der Offiziersmantel hängt in Fetzen, der Säbel wird überm Knie zerbrochen, die Stücke zu Boden geschmissen, die Füße trampeln darüber weg. Weiter. Unter den Linden Kopf an Kopf.

Wie lange stehen sie hier nun schon eingekeilt, können nicht vor und zurück? Lili ahnte es nicht. Minuten werden heute Stunden, Stunden Minuten. In ihr eine tödliche Angst um den Geliebten — für sich fürchtete sie keinen Augenblick — nur für ihn. Er war in Uniform. Sie konnte sich nicht einmal leise besprechen mit ihm, neben ihrem Kopf dicht ein fremder Kopf, ein erhitztes fremdes Gesicht; fremder Atem bestrich sie erstickend. Ein ungeheurer Ekel befiel

sie. Ihr wurde schwindlig, elend. Fest klammerte sie sich an Heinz an: nur nicht abgedrängt werden von ihm. Er stand unbeweglich, aufrecht. Verstohlen sah sie ihn an: auf seinem Gesicht war nichts zu lesen. Das war wie immer, nur sehr bleich; die Lippen aufeinandergepreßt, die Augen geschlossen. Was mochte hinter diesen verschlossenen Augen vorgehen? Ob sich da auch so die Gedanken wälzten, erschreckt, verwirrt, fassungslos all diesem gegenüber?

Ihr Herz pochte rasend. Sollte sie's glauben, konnte es möglich sein, was sie rings um sich hörte: „Andere Zeiten, bessere Tage, in der neuen Welt ein glücklicheres Deutschland?" Sie fühlte nur Trauer. Waren das noch dieselben Linden, über die ihre Phantasie die heimkehrenden Sieger hatte einziehen sehen? Wie hatten da alle Glocken geläutet, Kanonen gedonnert, Flaggen geweht, Girlanden gehangen, Lorbeer geduftet, Blumen geblüht, Waffen geblitzt, Ehrenzeichen geleuchtet in blanker Sonne. Und über allem Musik, Klänge siegreicher Freude, Klänge des Jubels von ganz Berlin. Hoch die Sieger, die Sieger! Frieden und Freude — waren die hier die Sieger?

An derselben Stelle fast, an der Frau von Voigt bei Ausbruch des Krieges am Arm ihres Mannes gestanden hatte, bewegt, hingerissen von der Begeisterung der Menge, überwältigt vom alten Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott", den Tausende sangen, stand jetzt die Tochter. Von der Begeisterung wußte keiner heut mehr. Heute war's andere Begeisterung; sie steigerte sich jetzt noch. Brausende Hochrufe. Ein Kraftwagen schaffte sich langsam, mit Mühe Bahn.

„Liebknecht, hoch Liebknecht!"

Unter einer großen roten Fahne stand der Parteiführer und winkte den ihm Zujubelnden. Er redete, aber man verstand nur einiges: „Frieden erzwungen" — „Herrschaft der Hohenzollern vorüber" — „Grüßt unsere russischen Brüder" — den Zusammenhang der Rede verschlang die Begeisterung des jauchzenden Volkes.

Das Automobil verschwand im Portal des Schlosses, die Schloßwache hatte es eingelassen; wenige Minuten, und Liebknecht erschien wieder. Auf dem vergoldeten Balkon, von dem einst Friedrich Wilhelm der Vierte vor dem Leichenzug der Märzgefallenen sich grüßend verneigen mußte, von dem aus Wilhelm der Zweite gesprochen hatte: „Ich kenne keine Parteien mehr." Das war die Vergangenheit. Jetzt lebte nur die Gegenwart. Ein Teppich in leuchtendem Rot hing farbenprächtig aufs verwitterte Grau herab.

„Parteigenossen, ich proklamiere die freie sozialistische Republik Deutschland. Durch das Tor dieses Schlosses wird die neue sozialistische Freiheit der Arbeiter und Soldaten einziehen. Laßt an der Stelle, wo die Kaiserstandarte einst wehte, die rote Fahne der Republik wehen!"

Er hob die Hand.

Die Schloßwache auf dem Dach schwenkte die Helme, an dem Mast der Kaiserstandarte zeigte sich die rote Flagge, sie wurde gehißt.

„Hoch die Freiheit und das Glück und der Frieden!"

Da — krach — wie Unwetter eine Salve! Maschinengewehrgeknatter. Wo kam das her? Vom Lustgarten? Von Hinterm Dom? Von der Breiten Straße? Aus nächster

Nähe! Vom Marstall, vom Marstall! Jetzt aber fort! Schnell, schnell!

„Sie schießen, sie schießen!" Ein Aufschreien, wildes Getümmel. In toller Flucht läuft, wer laufen kann; wer nicht Platz hat, selber zu laufen, wird im Laufen von anderen mit fortgerissen. Menschen drängen, rasen, stolpern, stürzen, andere laufen über sie weg. Beine, Beine, Beine. Trappelndes Schuhgeklapper, keuchendes Atmen. Straßenlang, straßenbreit, lauter Flüchtende.

Auch Heinz und Lili waren gelaufen; er hatte nicht laufen wollen, sie riß ihn mit fort. Nun hielten sie an. Wozu noch laufen? Sie waren in einer Seitenstraße. Hier war es still.

„Gott sei Dank!" Lili atmete auf. Sie ließ seine Hand los, die sie krampfhaft gehalten hatte.

„Wo sind wir jetzt?" fragte Heinz. „Liebste, wie ist dir?"

„Gut, gut. Wir sind in der Wilhelmstraße. Wir sind nicht weit mehr vom Bahnhof." Sie nahm seinen Arm, sie schmiegte sich an ihn. „Gott sei Dank" — da, ein lautes Hallo.

Um die Ecke der Behrenstraße bogen jetzt welche: zwei, drei Matrosen und noch ein paar Burschen in Zivil. Sie umringten das Paar.

„Dor is jo noch so'n Kierl, so'n Lüdschinner. Hett ok Mulapen to verköpen in Uniform. Riet em den Kram von'n Liew!"

Einer streckte die Hand aus nach dem Offiziersmantel; er faßte den an.

„Unterstehn Sie sich, mich anzurühren!“ Die Stimme von Heinz klang scharf.

„Schweig, schweig, Heinz, schweig!“ In zitternder Angst preßte Lili seinen Arm. Oh, diese rotgedunsenen erhitzten Gesichter, diese heiser geschrieenen Stimmen! Ihr Herz schlug rasend: wenn sie Heinz nur nichts taten! Nirgendwo ein Beistand! Hilfesuchend flogen ihre Blicke umher. Dabei mühte sie sich in bebender Hast, den Geliebten vorbeizuziehen.

Aber die Matrosen verstellten den Weg, sie lachten roh. „Watt hett hei denn dor an'n Hals bammeln? Weit de Düwel ok, dat warrn wi uns nu anbammeln. Wi hewwen dat teinmal mihr verdeint!“

Wieder streckte einer die Hand aus — was, das Ehrenzeichen ihm herunterreißen?! Ihm, der sein Augenlicht auch für sie geopfert? „Seht ihr denn nicht?“ Mit zitterndem Finger wies Lili hin.

Die Frechen wichen zurück: Donnerwetter, der war ja blind! Dem einen schlug die Lohe bis in die Stirn. Das hatten sie ja nicht gesehen. Sie murmelten etwas.

Lili stand hochaufgerichtet vor dem Geliebten, sie deckte ihn jetzt mit ihrer Gestalt.

„Ihr solltet euch schämen!“

Ihre Stimme klang stark, es war kein Zittern in ihr. Wo war alle Angst hin? Verschwunden. Sie fühlte nur noch Empörung, Ekel, Zorn. Die flammten auf in ihr, und zugleich kam noch eine Trauer. Also das war der Tag, das war der Tag, der ein neues Deutschland gebären sollte?!

Ihr stolzer Blick ruhte groß auf den Burschen.

Verlegen drückten die sich.

— — — — — — — — — —

Vom Marstall her immer neues Geknatter, Salven, Maschinengewehre, wüstes Getöse. Kampf den Abend und die ganze Nacht, hier und an anderen Stellen. Kanonendonner. Ein neuer Krieg. In Angst vor dem Kommenden duckte sich der Bürger. War das wirklich das Morgenrot, das dem Sonnenaufgang vorangeht?

Jetzt war es Nacht.

Die im Vorort sahen Berlin unter Flammenzeichen. Der Himmel war rot wie ein Meer von Blut, das die Asche der Nacht nicht zuschütten kann, das auch nicht versickert im Sand künftiger Tage und Nächte, das selbst eine Sonne kommender Jahrhunderte nicht austrocknen kann.

Aber aus Blut und Asche erhebt sich eine Sehnsucht, großen Auges, mit weißen Schwingen: die Sehnsucht, hinwegzufliehen; hinwegzufliehen zu neuen Ufern, fern diesem Meere. O selige Beruhigung, hoffnungsfreudige Zuversicht, ein Häuschen zu wissen, still und friedlich unter schattendem Baum, dort Mann und Weib! Die Insel der Liebe, der Hafen des Heims, das einzige Glück, das jetzt noch dem Menschen verbleibt. —

Briefe, Gespräche, Lebensberichte u. a.

Briefe der Frau Rat Goethe. Gesamtausgabe. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Geiger. Mit Bildnissen. — Die Briefe der Frau Rat gehören zu unseren köstlichsten Besitztümern; sie bilden ein unvergängliches Denkmal dieser prächtigen deutschen Frau und verdienen, ein echter und wahrer deutscher Familienschatz zu bleiben. Durch die Beigabe einiger Briefe Goethes an seine Mutter erhält diese Ausgabe besonderen Wert.

Hebbels Tagebücher. Vollständige Ausgabe. Herausgegeben von Hermann Krumm (†) und Karl Quenzel. — Das Werk umfaßt drei handliche Bände und ist, im Gegensatz zu der alten, seit langem vergriffenen Ausgabe, absolut vollständig. Es handelt sich bei dieser Neuerscheinung um eine von langer Hand vorbereitete Arbeit. Begonnen wurde sie von dem Hebbelforscher Hermann Krumm, und zwar im Jahre 1914. Nachdem Krumm im Jahre 1915 gestorben war, blieb das von ihm hinterlassene Material mehrere Jahre liegen. Erst im Jahre 1923 nahm Karl Quenzel, als Heine- und Hölderlin-Herausgeber bekannt, die Bearbeitung in Angriff, wobei er sich die Forschungen Krumms zum Teil zunutze machte. Er sagt darüber in dem Vorwort zu der neuen Ausgabe u. a.: „Hatte ich auch reichlich Gelegenheit, die Sorgsamkeit des Verewigten zu bewundern, so fanden sich doch zahlreiche Stellen, wo Krumm Hebbels Anspielungen nicht erklären konnte, oder wo er nicht mehr die Zeit gefunden hatte, die nötigen Nachforschungen anzustellen. Auch mußte die gesamte neue Hebbel-Literatur (seit 1915) für die Erläuterungen herangezogen werden." Die neue Ausgabe der Tagebücher Hebbels darf zur Zeit als die beste angesprochen werden. Sie enthält einen sorgfältig durchgesehenen, an vielen Stellen verbesserten Text und bringt außer einer treffenden Kennzeichnung der Tagebücher einen Kommentar, der nicht weniger als 123 Druckseiten umfaßt. Dieser Kommentar fußt auf den allerneuesten Forschungen. Einen weiteren Vorzug der Ausgabe sehen wir darin, daß das berühmte Memorial Hebbels an Amalie Schoppe wortwörtlich abgedruckt ist (Anhang zum 2. Bande). Dieses überaus wichtige Dokument ergänzt die Tagebücher und ist zu deren Verständnis geradezu unentbehrlich. Die Ausstattung der drei Bände, die zusammen 1427 Seiten umfassen, ist gediegen und geschmackvoll. Viele werden sich freuen, diesen „großen Entwicklungsroman in Aphorismen" jetzt in so schöner Form erwerben zu können.